This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

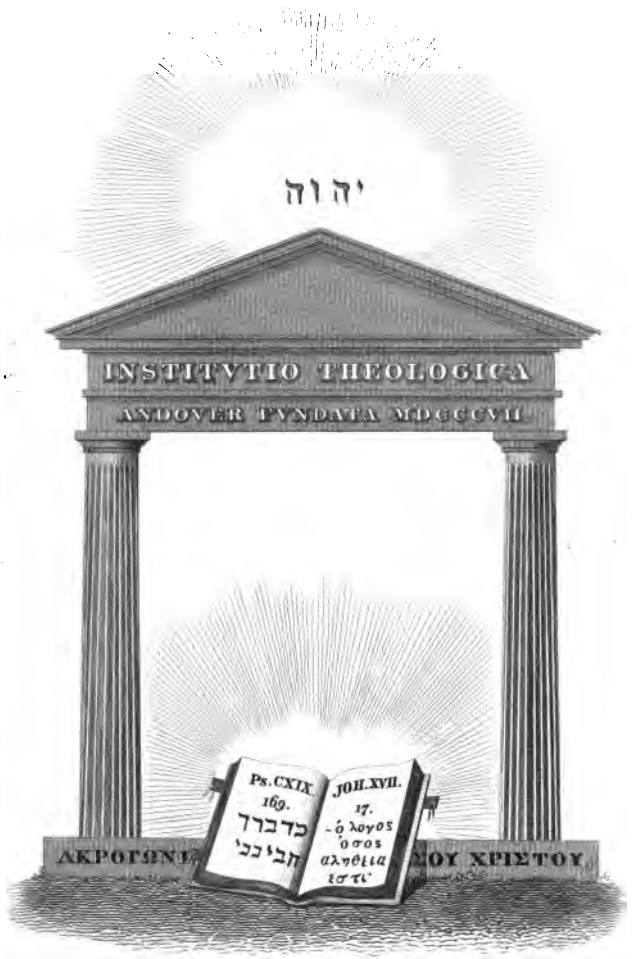
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

N 36.47


יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX. 169.
כדברך
חביבני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΣΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

Der Kirchenbau

vom Standpunkte und nach dem Brauche der lutherischen Kirche.

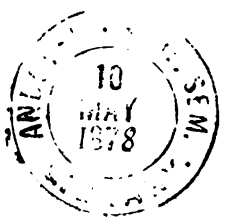
Geistlichen, Kirchenpatronen und Kirchenvorständen

zur Orientirung dargeboten

von

Lic. Moritz Meurer, Pastor.

Leipzig,
Dörffling und Franke.
1877.



26,863.

Seinem verehrten Freunde

Herrn Historienmaler und Ritter

Karl Andreä

in dankbarer Liebe gewidmet.

Sie müssen es sich schon gefallen lassen, verehrter Freund, daß dieses Buch Ihren Namen an seine Spitze und sich selbst unter Ihren Schutz stellt. Ihrer Anregung verdankt es seine Entstehung und von dem, was etwa Richtiges und Nützliches darin steht, gebührt Ihnen der Hauptantheil. Es ist zumeist die Frucht der von Ihnen empfangenen Belehrungen, der Nachhall des mit Ihnen gepflogenen Gedankenaustausches. Doch sollen Sie deshalb für die Schwächen und Eigenheiten des Buches nicht mit verantwortlich gemacht werden, wenn ich auch weiß, daß diese bei Ihnen eine nachsichtige Beurtheilung finden. Man wird übrigens vielleicht Manches dahin rechnen, dessen ich mich gar nicht schäme, insbesondere, wenn etwa die Olympier achselzuckend bemerken sollten, man spüre eben überall den beschränkten Pastorenstandpunkt. Es sollte mir nur leid thun, wenn es nicht so wäre, denn dann müßte ich fürchten, meinen Zweck verfehlt zu haben. Ich bin allerdings so beschränkt, mit Luther zu wünschen, daß alle Künste möchten in den Dienst Dessen treten, der sie geschaffen hat, und so anmaßend, zu verlangen, daß der Kirche nicht von außen her ein fremdes Gewand aufgedrungen werde, sondern daß sie, wie jede Kreatur Gottes, aus ihrem Wesen von innen heraus sich gestalte und eine Form gewinne. Und daß Sie darin mit mir eins sind, das darf ich schon öffentlich aussprechen, denn Sie selbst haben

deſſen nie einen Hehl gehabt und das Bewußtſein dieſer Gemeinſchaft des Sinnes und Strebens iſt es auch allein, was mir das Recht giebt, Ihnen dieſes Buch zu widmen.

Wollen Sie ſich ſeiner bei den Zünftigen annehmen, ſo verweiſen Sie vor Allem an ſeine Adreſſe. Es ſtellt ſich, wie der Titel ſagt, in den Dienſt der Gemeinde, und was ihren Gliedern zur Orientirung noth thut, das weiß doch ſchließlich der am beſten, der inmitten der Gemeinde lebt und ſelbſt ein Fremdling auf einem Gebiete geweſen iſt, auf dem er doch mit zu reden und zu handeln berufen war. Wäre ich jedoch hie und da über die Grenzen meines Berufes hinausgegangen, dann will ich mir gern von Ihnen und jedem Apelles das: Ne sutor ultra crepidam! zurufen laſſen.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

A. Allgemeiner Theil.

I. Ueberblick über die Geschichte der christlichen Baukunst.

§ 1. Die Geschichte der christlichen Baukunst als ein Stück von der Geschichte der Kirche 11
§ 2. Die Vergangenheit als Lehrerin für die Gegenwart 14
§ 3. Das alttestamentliche Vorbild 17
§ 4. Die drei ersten christlichen Jahrhunderte. Die Katakomben . 22
§ 5. Die Basilika 27
§ 6. Der byzantinische Stil 37
§ 7. Der romanische Stil. Vom Ende des 10. bis in das 12. Jahrh. 44
§ 8. Der Uebergangsstil. 1200 bis 1250 61
§ 9. Der gothische Stil. 13. bis 16. Jahrhundert 65
§ 10. Die Renaissance und ihre Folgen. 16. bis 18. Jahrhundert 83
§ 11. Die Gegenwart 95

II. Vorfragen.

§ 12. Von drei Hauptfaktoren des Kirchenbaues 99
§ 13. Vom kirchlichen Baucharakter und den Grundzügen des evangelischen Kirchenbaues 103
§ 14. Die Stilwahl 119

B. Besonderer oder praktischer Theil.

I. Die Fälle, wo es eines Neubaues nicht bedarf.

§ 15. Prüfung und Entscheidung 125
§ 16. Renovation 127
§ 17. Reparaturbau 130
§ 18. Restaurationsbau 132
§ 19. Erweiterungsbau und theilweiser Neubau 135

II. Der Neubau. Vorbereitende Schritte.

§ 20. Feststellung des Bauplanes im Allgemeinen 137
§ 21. Die Baumittel und die Bauzeit 139
§ 22. Der Bauplatz. (Grund, Situirung und Orientirung.) . . . 141
§ 23. Der Bauriß und Bauanschlag 142
§ 24. Die Art der Ausführung 144

III. Der Aufbau.

§ 25. Der Grundbau 145
§ 26. Das Mauerwerk 146
§ 27. Das Dach 148
§ 28. Der Thurm 150
§ 29. Die Treppen 153

IV. Der Ausbau.

		Seite
§ 30.	Die Wichtigkeit des Ausbaues	153
§ 31.	Vorerörterungen. a. Die Materialfrage	158
§ 32.	„ b. Die Farbe	165
§ 33.	„ c. Der Spruch und das Sinnbild	171
§ 34.	„ d. Das eigentliche Bild, seine Berechtigung und sein Charakter	183
§ 35.	„ e. Die Malerei und Plastik	189
§ 36.	Die Thüren	191
§ 37.	Die Fenster	192
§ 38.	Die Decken	199
§ 39.	Die Wände	202
§ 40.	Der Fußboden	204

V. Die innere Einrichtung.

§ 41.	Die drei liturgischen Hauptstätten der Kirche	207
§ 42.	Die Kanzel	209
§ 43.	Der Taufstein	217
§ 44.	Der Altar. (Das liturgische Lesepult.)	221
§ 45.	Die Einrichtung für das Gemeindebedürfniß: das Gestühl und die Emporen	232
§ 46.	Die Kapellen und Sakristeien	235
§ 47.	Der Sängerchor und die Orgeltribüne	237

VI. Die Ausstattung.

§ 48.	Das Sakramentsgeräth. a. Das Abendmahlsgeräth: Patene. Ciborium. Kelch. Abendmahlskanne. (Anhang: das Krankenkommuniongeräth)	239
§ 49.	Das Sakramentsgeräth. b. Das Taufgeräth: die Taufschüssel und Taufkanne	248
§ 50.	Das Krucifix	249
§ 51.	Die liturgischen Bücher	254
§ 52.	Die Kirchengewänder. a. Im Allgemeinen nach Bestimmung, Form, Farbe, Ornament	255
§ 53.	Die Kirchengewänder. b. Im Besonderen: die Altartücher und Gewänder. Die Taufsteingewänder. Die Kanzel- und Pultdecken	266
§ 54.	Die Wand- und Fußteppiche. (Anhang: Bahrentücher und Kirchenfahnen.)	271
§ 55.	Die Lichtträger	274
§ 56.	Verschiedenes Geräth	282
§ 57.	Die Orgel	285
§ 58.	Die Glocken	287

Einleitung.

Der Verfasser fühlt das lebhafte Bedürfniß, sich mit seinen Lesern über den Zweck dieses Schriftchens zu verständigen und sich gegen Mißverständnisse zu sichern, welche diesen Zweck von vorn herein vereiteln könnten und darum schickt er statt eines Vorwortes, das häufig nicht gelesen wird, diese einleitenden Worte voran.

Daß der Verfasser kein Fachmann ist, und daß es nicht die Fachmänner sind, an die er sich wendet, wird der erste Blick lehren. Möchten sich aber auch alle, die sein Buch in die Hände nehmen, bald überzeugen, daß er ebensowenig darauf ausgeht, den Fachmännern in's Amt zu greifen, und daß sein Buch nicht jenen zahlreichen mediciniſchen Schriften vergleichbar ist, welche die Leser verleiten, zu ihrem eignen großen Schaden an ihrem Leibe herumzupfuschen. Es soll den Baumeister nicht ersetzen wollen, sondern ihm vorarbeiten und ihn unterstützen, indem es die Glieder der Gemeinde auf einem Gebiete, das für die meisten ein unbekanntes Land ist, wenigstens so weit orientirt, daß sie sich vorkommenden Falles nicht dem ersten besten Bauhandwerker in die Hände werfen, einen schablonenmäßig entworfenen Bauplan acceptiren und nun, um aller Sorgen ledig zu sein, an den mindestfordernden Bauunternehmer verakkordiren, der nun bis zur Schlüsselübergabe „für alles zu stehen“ hat. Solches Verfahren,

wie es leider vielfach die Regel gewesen ist, ist einer Kirchengemeinde und einer Kirchenbehörde unwürdig. Wer bei dem Bau einer Kirche oder bei Beschaffung irgend eines zum kirchlichen Dienst erforderlichen Gegenstandes mit zu rathen oder zu thaten hat, der muß wissen, um was es sich handelt, und wenn er es nicht weiß, muß er Belehrung suchen oder doch annehmen, um selbst einigermaßen prüfen und darnach sich entscheiden zu können. Man wird hier vielleicht einwenden: „Dafür sind ja eben die Sachverständigen da, an die hat man sich zu halten, denen muß man folgen und denen darf man nicht darein reden." Angenommen, daß es also sei, aber welches sind denn die rechten Sachverständigen und wie findet man dieselben heraus, wenn es sich um eine so wichtige Sache, wie ein Kirchenbau ist, handelt? Nicht jeder Baumeister, auch der geschickteste und bewährteste nicht, ist ohne weiteres auch als ein Kirchenbaumeister anzusehen. Wie für jeden einzelnen Zweig der Baukunst außer den allgemeinen auch noch besondere Kenntnisse, Erfahrungen und Geschicklichkeiten erforderlich sind, so auch für den Kirchenbau, und zwar hier neben andern Dingen insbesondere auch *ein gewisser Sinn und Verständniß für die Kirche selbst, ihr Wesen, ihren Gottesdienst*. Das ist nun freilich ein Etwas, was auf unseren Akademien nicht gelehrt wird und was nicht ohne weiteres das Ergebniß jedes tüchtigen Fachstudiums, jeder sonstigen umfassenden Praxis ist. Hierzu ist, wenn nicht eine eigene innere Erfahrung, so doch wenigstens eine Empfänglichkeit für den kirchlichen Gedanken, ein aufgeschlossener Sinn nöthig. Mit dem allertüchtigsten Techniker, wenn er eben nur ein Techniker ist, wäre uns für den Kirchenbau nur halb gedient. Soll eigentlich jedes Gebäude, es sei ein privates oder öffentliches, nicht blos den Zweck erfüllen, für den es gebaut wird, sondern auch einen bestimmten Charakter an sich tragen, d. h. in seiner Erscheinung seine Bestimmung aussprechen; muß daher jeder Baumeister, der ein Künstler sein will, mit Verständniß dahin trachten, dem Gebäude diesen Charakter aufzuprägen: so wird man ja doch wohl auch fordern müssen, daß das Kirchengebäude als Ganzes und in allen seinen Theilen, im Aeußern und Innern, einen kirchlichen

Charakter trage, und daß der Baumeister mit Lust, Verständniß und Geschick darauf eingehe, in seinem Bau allenthalben dem kirchlichen Gedanken zum Ausdruck zu verhelfen.

Damit nun aber der kirchliche Bauherr, er heiße Pfarrer, Kirchenvorstand, Patron oder Kircheninspektion, sich nach einem solchen Kirchenbaumeister umsehe, und wenn er einen solchen gefunden hat, sich ihm anvertraue und im Einverständniß mit ihm arbeite, ihn auch, wie oft nöthig, gegen unverständiges Dareinreden in Schutz nehme, dazu ist nöthig, daß der genannte Bauherr nicht allein selbst von dem rechten Sinn und Verständniß für die Kirche und deren Gottesdienst erfüllt sei, sondern daß sich nun auch das Urtheil dafür schärfe, was bei dem Bau und der Ausstattung des Kirchengebäudes zu thun sei, damit allenthalben der kirchliche Zweck erreicht, der kirchliche Charakter gewahrt werde. Hierbei ist eine Handreichung gewiß nicht überflüssig, und das ist die Stelle, wo das vorliegende Buch eintreten und seine Hilfe anbieten möchte. Es dürfte vielleicht Manchem willkommen sein, sich über eine Menge von Dingen kürzlich zu informiren, die hier in Betracht kommen und mit denen er sich eingehend zu beschäftigen keine Zeit und Gelegenheit gehabt hat. Muß sich auch diese kleine Schrift auf das Nothwendigste beschränken, so wird sie doch hier und da für die, welche einen Gegenstand weiter verfolgen wollen, die nöthigen Nachweise geben. Es wird hierbei aber auch zu Erörterungen kommen, denen auch mancher Sachverständige mit Interesse folgen dürfte und es werden Gesichtspunkte aufgestellt werden, von denen aus die Sachen in den Fachschriften nicht behandelt zu werden pflegen.

Mit den gegebenen Erklärungen wäre nun wohl dem Vorurtheil, dem das Buch bei den Fachmännern ausgesetzt sein könnte, begegnet. Aber wir werden dasselbe vielleicht von neuem wecken, wenn wir sagen, daß die Aufgabe des kirchlichen Bauherrn damit nicht erfüllt sei, sich den rechten Kirchenbaumeister gewählt zu haben, sondern daß es ihm auch vergönnt sein müsse, ja seine Pflicht sei, die Ausführung mit aufmerksamen Auge zu verfolgen und nöthigenfalls auch Einsprache zu thun, und daß diese Schrift ihn dabei unterstützen wolle. Dazu wird wohl mancher Fach-

mann unmuthig den Kopf schütteln, und je mehr er sich seiner Aufgabe gewachsen fühlt, desto mehr wird er verlangen, daß man ihm freie Hand lasse, und er wird fürchten, eine Schrift wie die vorliegende könne nur dazu dienen, eine anmaßliche Halbwisserei groß zu ziehen und ein unberufenes Dareinreden zu provociren, ohne welches es ohnehin bei jedem öffentlichen Baue nicht abgeht und welches dem Baumeister große Unlust, oft auch wesentliche Hinderung zu bereiten pflegt. Solche Besorgniß ist nicht unberechtigt, aber die Billigkeit erfordert, die Sache auch von der anderen Seite anzusehen. So wenig ein tüchtiger Baumeister seine Selbständigkeit zu opfern und allen Launen und Einreden des Bauherrn sich zu fügen sich entschließen wird, ebensowenig kann er von diesem verlangen, daß er sich ihm blindlings überliefern soll. Es haben auch übrigens tüchtige Meister ihre Schrullen und Einfälle, welche der Bauherr mit seinem Geldbeutel und sonst schwer zu büßen hat. Beide Theile werden also von vorn herein, aber mitunter auch während des Baues, besonders bei unvorhergesehenen Fällen sich zu verständigen haben: der eine wird sich klar darüber aussprechen müssen, was er verlangt, der andere, ob und wie solchem Verlangen entsprochen werden kann. Das kann in vielen Fällen sehr einfach sein, manchmal auch komplicirter, und dies besonders da, wo der sachverständigen Autorität des Baumeisters eine andere, technische oder wissenschaftliche sachverständige Autorität gegenübersteht. So wird z. B. der Baumeister bei dem Bau einer Fabrik, einer Sternwarte, eines Laboratoriums, eines Hospitals das Urtheil des technischen Direktors, des Astronomen, des Chemikers, des Arztes unweigerlich respektiren. Dies zugegeben wird auch die Kirche und die kirchliche Wissenschaft den gerechten Anspruch erheben müssen, bei dem Bau eines Kirchengebäudes mit ihrem Urtheil gehört zu werden, sie wird die Grundsätze, welche von ihrem Standpunkte aus bei einem Kirchenbau innezuhalten sind, und das, was für ihre Zwecke dabei erforderlich ist, aufzustellen und demgemäß ihre Organe zu informiren und zu instruiren haben. Dies im Allgemeinen. Im einzelnen Falle ist es der kirchliche Bauherr, er habe Namen, welchen er wolle, der das kirchliche Interesse dem

Baumeister gegenüber zu vertreten hat. Im früheren Mittelalter, wo die Kleriker selbst fast ausschließlich die Baumeister waren, konnte von einem Konflikte, der hierbei leicht eintreten könnte, nicht die Rede sein. Wir hören davon auch dann noch nichts, als in der Zeit der Gothik der Kirchenbau in die Hände der weltlichen Bauhütten kam und einen neuen noch höheren Aufschwung nahm, denn die kirchlichen Baugedanken lebten auch in ihnen fort und sie erlebten in der Gothik nur einen neuen, großartigen Ausdruck. Das ist im Laufe der Zeit anders geworden, und zuletzt hat sich die Kunst von der Kirche emancipirt, in deren Dienste sie doch ihre schönsten Aufgaben gelöst, ihre höchsten Ehren errungen hat. Die alte Schlange hat ihr in's Ohr gezischelt, sie sei als eine Himmelstochter nicht zum Dienen geboren, und es sei ihrer unwürdig, fremden Zwecken unterthan zu sein, denn sie sei sich „Selbstzweck". Das ist ihr glatt eingegangen, und damit ist nicht blos das Band zwischen Kunst und Kirche zerrissen, sondern auch die Harmonie der Künste zerstört worden und ein eitles Virtuosenthum eingerissen, denn jede einzelne Kunst möchte jetzt auf eigenen Füßen stehen und statt in den anderen Künsten ihre Ergänzung zu suchen, in sich selbst vollendet dastehen. Wenn die Baukunst der Kirche den Dienst gekündigt hat, so hat sie es dagegen erleben müssen, daß ihr dasselbe von der Malerei und Plastik geschehen und ein Wirrwarr entstanden ist wie beim Thurmbau zu Babel, der dahin geführt hat, daß Jedes seine eigenen Wege geht. Doch das beiläufig. Für den entstandenen Riß zwischen der Kirche und der Kunst soll aber keineswegs etwa nur die letztere verantwortlich gemacht werden, vielmehr trägt wohl den größten Theil der Schuld die Kirche selbst, natürlich nicht in ihrem inneren Wesen, sondern in ihren zeitlichen Gliedern und Vertretern. Sie hat in falscher Abstraktion den Heimathsboden der Kunst als eine fremde Provinz angesehen, das Wort des Apostels: „Alles ist euer!" vergessen und ihres Einflusses sich selbst begeben. So haben sich denn die Baukünstler daran gewöhnt, auch beim Kirchenbau zu schalten und zu walten, wie es ihnen gut dünkt, und die Kirche hat es geschehen lassen, daß man ihren Gotteshäusern griechische Tempel-

facaden vorbaute, bei deren Anlage und Ausstattung auf die Idee und den Organismus des christlichen Gottesdienstes nicht die geringste Rücksicht nahm, vielmehr dabei verfuhr, als ob es gelte, ein Auditorium oder einem Concertsaal herzustellen. Solche profane Bauweise hat in der katholischen wie in der evangelischen Kirche lange Zeit geherrscht, wenn auch in sehr verschiedener, durch die konfessionellen Unterschiede bedingten Weise, und in der Zeit dieser Herrschaft ist nicht blos eine Menge gänzlich verfehlter Kirchen entstanden, sondern, was noch schlimmer ist, fast allenthalben sind die herrlichsten kirchlichen Baudenkmäler einer großen Vorzeit der neumodischen Bauweisheit zum Opfer gefallen und unbarmherzig verwüstet worden, genau so, wie es auf einem andern Gebiete der christlichen Kunst, der Hymnologie, geschehen ist, daß man unsere Gesangbücher mit einer Menge fader, unsingbarer Lieder überfüllt und die großartigen Gesänge der reformatorischen Zeit entweder hinausgeworfen oder bis zur Unkenntlichkeit verballhornt hat.

Aber es ist ein Rückschlag eingetreten, und zwar hat sich nicht etwa blos die Kirche hier und da auf ihr Recht und ihre Pflicht besonnen, für den Bau ihrer Gotteshäuser einen andern Maßstab zu fordern, sondern es ist auch in Folge der in unserer Zeit mit besonderem Eifer betriebenen historischen und kunstarchäologischen Studien in unsere Künstlerwelt ein neuer Zug und Trieb gekommen. Mit der souveränen Verachtung des „barbarischen Mittelalters", die so lange Zeit herrschend war, ist es zu Ende, unsere Architekten stehen mit Ehrerbietung vor den großen Meisterwerken dieser strebsamen Zeit, messen und studiren sie mit peinlichem Fleiß, lernen sie immer besser verstehen, indem sie berufen werden die Schäden zu heilen, die ihnen lange Vernachlässigung und die Gewaltthat eingebildeter Kleinmeisterei geschlagen hat und versuchen es, wenn auch mit ungleichem Glück, das Gelernte an eigenen Schöpfungen zu üben, und es sind das schon nicht mehr blos vereinzelte Bestrebungen, sondern es sammelt sich bereits um hervorragende Meister eine zahlreiche Jüngerschaft, als ob die alten Bauhütten neu erstehen sollten. Freilich herrscht noch viel Unklarheit, viel wüstes Durcheinander, viel blinde Nach-

treterei, und es haben namentlich viele unserer modernen Gothiker der alten Meisterin nur abgeguckt, wie sie sich räuspert und wie sie spuckt. Aber so viel steht fest, der alte Bann ist gebrochen und es geht ein neuer, frischer Geist durch die Reihen unserer Baukünstler. Und zwar ist dies nicht eine vereinzelte Erscheinung auf einem bestimmten Kunstgebiete. Es liegt etwas davon in der Luft und, was das Wichtigste ist, diese Erscheinung hängt mit der Bewegung auf dem Gebiete der Kirche selbst zusammen. Wenn auch der von der Wissenschaft großgezogene theoretische Unglaube immer mehr in die Massen eindringt und hier seine praktischen Konsequenzen feiernd dieselben aus der Kirche hinaus in eine öde Wüste treibt, und wenn auch die liberale Staatstheorie das alte Band zwischen Staat und Kirche bis auf den letzten Faden zu zerreißen und letztere vom öffentlichen Leben auszuschließen und an die Luft zu setzen sucht; nichtsdestoweniger steht die Kirche noch als eine Macht da, kräftiger vielleicht und einflußreicher sogar, als zu einer Zeit, wo man ihre Rechte und Formen unangetastet ließ, weil man ihren Geist nicht fürchtete. Das Christenthum trägt noch heute dieselben weltüberwindenden Kräfte in sich wie in seinen ersten Tagen und wird sie in dem Kampfe wider ein in seiner eigenen Mitte neuerstehendes Heidenthum ebenso bewähren, wie in dem ersten Kampfe wider das absterbende Heidenthum des römischen Reichs; jedenfalls sind wir noch lange nicht dahin, daß wir uns aus der Wissenschaft und Kunst expatriiren lassen und in das innerste Heiligthum des Glaubens und Gewissens zurückziehen müßten. Und das ist bei allen Schwächen und Gebrechen unserer heutigen Christenheit ein entschiedener Fortschritt im Vergleich zu einer nicht fern hinter uns liegenden Zeit, daß wir das „Alles ist euer" und den Beruf des Reiches Gottes, ein Sauerteig für die ganze Welt zu sein, doch vielleicht etwas besser verstanden haben und mit der ersten und hochnöthigen Sorge, die eigene Seele zu erretten, noch nicht abzuschließen gelernt haben. Jedes Gotteswort ist zwar zunächst nütze zur Strafe, zur Lehre, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt, es kann aber auch sonst noch zu

vielem nütze sein, wozu es zu allererst nicht gegeben ist, und wenn es zuvörderst das Richtmaß unseres Christenlebens ist, so ist es nicht weniger das Grundmaß aller Dinge, und wo wir ihm auf irgendwelchem Lebensgebiete zu seinem Rechte und dazu verhelfen können, daß es zum Ausdruck komme, so ist das gewiß ein gutes Werk.

Von verschiedenen Standpunkten ausgehend treffen denn also die Verehrer mittelalterlicher Baukunst und die Freunde der Kirche in der Anerkenntniß und Forderung einer specifisch christlichen und kirchlichen Bauweise zusammen, und es ist davon auch etwas in weitere Kreise gedrungen, so daß man jetzt immer, wo etwas für die Kirche gebaut oder beschafft werden soll, die Forderung aussprechen hört, es müsse aber im „echt kirchlichen Stile" geschehen. Freilich ist man noch sehr darüber im Unklaren, was dazu gehöre und läßt sich nur zu leicht zufriedenstellen; allein es ist schon von Werth, daß man einen Unterschied macht und das besondere Eigenthumsrecht der Kirche an der Kunst anerkennt.

Hier nun möchte die vorliegende Schrift einsetzen und das Verständniß in den Kreisen fördern helfen, wo etwa ein allgemeines Interesse für den Gegenstand vorhanden ist oder wo man von Amts wegen veranlaßt ist, sich darüber zu orientiren. Nur zu solcher allgemeinen Orientirung bietet sich unsere Schrift dar. Wer eingehendere Studien machen will, dem steht eine reichhaltige Literatur zur Verfügung. Für den nächsten Handgebrauch wird den auf dem Titel Genannten und Anderen das genügen, was wir bieten.

In den summarischen Geschichtsüberblicken, welche in dieser Schrift allenthalben vorausgeschickt werden, haben wir die gesammte christliche Kirche von Alters her im Auge, im Uebrigen aber beschränken wir uns auf den „evangelischen Kirchenbau", auf das, was unsere evangelische Kirche ihrem Wesen, ihrer Lehre, ihrem Gottesdienst, sowie ihren speciellen Bedürfnissen und Gewohnheiten gemäß zu fordern hat. Das ist der Gesichtspunkt, von dem überall ausgegangen wird, der das Ganze beherrscht, und dies berücksichtigend werden die Fachmänner

es nicht als einen Eingriff in ein fremdes Gebiet betrachten, daß ein evangelischer Geistlicher es unternommen hat, über diesen Gegenstand zu schreiben. In allen technischen Fragen werden wir uns nur referirend verhalten und auf die Fachwissenschaft verweisen.

Für die katholische Kirche ist in dieser Beziehung besonders durch zwei einander ergänzende Schriften hinlänglich gesorgt. Es sind dies:

August Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiete der christlichen Kunst. Leipzig 1853, und

Wilh. Engelbert Giefers, Praktische Erfahrungen und Rathschläge, die Erbauung neuer Kirchen, sowie die Erhaltung und Wiederherstellung, die Ausschmückung und Ausstattung der Kirchen überhaupt betreffend, nebst einer Uebersicht der Entwicklung der christlichen Baukunst. 4. Aufl. Paderborn 1869.

Der geistvolle Verfasser der ersteren Schrift will sie zwar auch als eine vorzugsweise praktische betrachtet wissen, weil sie allerwärts den Schwerpunkt in das Können und nicht in das Wissen lege, aber er beschäftigt sich doch mit besonderer Vorliebe und großem Geschick mit Vertretung der Principien der christlichen und der Bekämpfung der modernen heidnischen Kunst und das didaktische Element tritt fast hinter das apologetische und polemische zurück. In der zweiten Schrift begegnen wir dagegen einem überaus nüchternen, aber erfahrenen Praktiker, von dessen praktischen Rathschlägen wir im Einzelnen viel lernen können, während die erstere mehr den Blick auf das Wesen der christlichen Kunst und deren Gegensätze eröffnet.

Was das specielle Bedürfniß unserer evangelischen Kirche anlangt, so ist uns bei allen sonstigen trefflichen Arbeiten auf diesem Gebiet keine populäre Schrift bekannt, welche demselben zu dienen sich zur eigenen Aufgabe stellte, denn was die kleine Schrift von Pompe bietet, ist doch zu engbegrenzt und elementarisch, als daß wir sie hierher rechnen dürften, und das seit dem Jahre 1858 erscheinende „Christliche Kunstblatt", so viele treffliche grundlegende Artikel und Vorarbeiten für unseren Zweck es auch enthält, kann als Zeitschrift

eine Zusammenstellung dessen, was zur vollständigen Orientirung Noth thut, nicht bieten, abgesehen davon, daß es leider nicht so weit verbreitet ist, als es verdient. So wird denn die vorliegende Schrift in jeder Beziehung die Nachsicht bedürfen, auf welche ein erster Versuch Anspruch hat. Daß sie nur das nächste Bedürfniß im Auge hat, daß sie sich nur bei einfachen Kirchenbauten den Gemeindeorganen als Rathgeber, oder „zur Orientirung" anbietet, brauchen wir wohl kaum erst verwahrend zu bemerken. Bei bedeutenderen Bauten werden Kräfte und Intelligenzen zu Gebote stehen, welche einen solchen Rathgeber als sehr überflüssig erscheinen lassen. Die kirchlichen Baugrundsätze freilich, welche in dieser Schrift vertreten werden, erheben den Anspruch, unter allen Umständen und in allen Fällen, großen und kleinen, Geltung zu haben. Von ihnen darf sich weder der größte Prachtbau noch der genialste Baumeister emancipiren, wiederum aber erleiden sie auch auf das einfachste Dorfkirchlein, wenn es nicht etwa geradezu ein Nothbau ist, ihre Anwendung, denn sie gründen sich auf das Wesen und die Geschichte der Kirche. Eine Fessel sind sie nicht, so wenig als etwa die statischen Gesetze. Innerhalb ihrer bleibt für lokale Bedürfnisse und Wünsche, wie für die Erfindungsgabe des Baumeisters ein weiter, weiter Spielraum.

A. Allgemeiner Theil.

I. Ueberblick über die Geschichte der christlichen Baukunst.

§ 1. Die Geschichte der christlichen Baukunst als ein Stück von der Geschichte der Kirche.

Man darf mit gutem Rechte sagen: Was ein Volk, ein Zeitalter baut, das ist es. Sein ganzes Denken und Trachten, ob es im engen Kreise sich bewegt oder in's Weite strebt, ob es am Diesseits und am Augenblicke sich genügen läßt, oder nach einem Höhern und Zukünftigen fragt und sucht, sein Ideal und seine Irrthümer und seine ganze Geschichte vom ersten selbstbewußtern Auftreten bis zur Erreichung seiner höchsten Kulturstufe und nicht minder sein beginnender Verfall — das Alles spiegelt sich wieder in seinen Bauwerken, und diese Bauwerke, natürlich weniger die dem augenblicklichen und privaten Bedürfniß bestimmten, sondern mehr die öffentlichen und monumentalen, die eigentlichen Baudenkmale, sind hochbedeutsame Blätter im Buch der Geschichte, die man erst in unseren Tagen recht zu benutzen und zu entziffern gelernt hat. Ja nicht blos zur Ergänzung dürftiger Quellen dienen sie, sie sind vielmehr oftmals selbst die einzigen noch vorhandenen Geschichts-Quellen einer verloschenen Vergangenheit. Wenn die Pergamente und Papyrusrollen längst in Staub zerfallen und die Sagen, in welchen die Geschichte eines abgestorbenen Geschlechts fortlebt, längst verklungen sind, so gräbt man oftmals noch aus

Orten entstanden, öffneten einzelne Gläubige ihre Häuser, wo sie zusammen kamen und das Brod brachen. Mit dem schnellen Wachsthum und der weiten Verbreitung der christlichen Kirche wurde freilich das Bedürfniß eigener gottesdienstlicher Sammelstätten immer dringender; aber nur hie und da und nur in dürftiger Weise konnte man daran denken, ihm zu genügen, denn noch war die Gemeinde der gescheuchte Vogel, der nicht fand, wo sein Fuß ruhen konnte, geschweige denn, daß er sich hätte ein sicheres Nest bauen können. In den sich immer erneuernden Verfolgungen wurden die Christen, wenn sie mit ihrem Bekenntniß und Gottesdienst sich einmal an die Oeffentlichkeit gewagt hatten, wieder in die tiefste Verborgenheit, wohl bis unter die Erde zurückgetrieben. Wie sie auch da sich nothdürftig eingerichtet haben, das bildet keinen rechten Maßstab für ihren Christenstand. In anderer vollgiltiger Weise haben sie ihren Glauben und ihre Liebe bethätigt in den Gefängnissen und auf dem Richtplatze. Aehnlicher Weise ist es denn auch ergangen in anderen Zeiten der christlichen Kirche: gerade in solchen Zeiten und Gemeinschaften, wo das innere Leben einen neuen Aufschwung nimmt, tritt die Erweisung desselben im äußeren Leben in manchen Beziehungen für eine Zeit zurück, oder es machen sich andere Aufgaben so mächtig geltend, daß man für die entsprechende Gestaltung und Schmückung des äußeren Gotteshauses nicht genug Sinn, Zeit und Mittel hat. Es ist dies z. B. auch bei Beurtheilung des Reformationszeitalters oder, um ein ganz konkretes Beispiel zu wählen, der Brüdergemeinde zu berücksichtigen: wenn man deren ungestalteten nüchternen Betsäle als Maßstab nehmen wollte, so müßte man an aller christlichen Organisationsgabe bei ihnen verzweifeln, und doch tritt dieselbe in ihren Gemeindeeinrichtungen und Missionen so glänzend hervor. Doch das sind Ausnahmen, welche die Regel nicht aufheben und wir werden diese allenthalben bestätigt finden, sobald wir in's Einzelne eingehen. Zunächst noch ein Anderes.

§ 2. Die Vergangenheit als Lehrerin für die Gegenwart. Es ist auf allen Gebieten des Lebens so, daß man, wenn man wirklich vorwärts schreiten und Neues schaffen will, zuvörderst

an der Hand der Geschichte rückwärts gehen und zusehen muß, was frühere Geschlechter geleistet und wie sie es angefangen haben. Ein unnatürliches Beginnen dagegen ist es, wenn man in thörichter Selbstüberhebung den Boden, auf dem man erwachsen ist, verleugnet, etwas von Grund aus Neues zu schaffen unternimmt und darum die Lehren und Leistungen der Vergangenheit mißachtet. Es straft sich aber dieses thörichte Beginnen selbst und zwar nicht blos dadurch, daß auf diese Weise nichts wirklich Großes und Bleibendes zu Stande kommt, sondern nur Mißgeburten und ephemere Erscheinungen, — denn nur was eine Vergangenheit hinter sich hat, hat auch eine Zukunft vor sich —, sondern auch dadurch, daß die auf dem Wege langjähriger Erfahrung und Uebung erlangte Tüchtigkeit verloren geht. Wenn man dann den Schaden inne wird, muß man in vielen Stücken wieder von vorn anfangen und auf's Neue Lehrgeld zahlen. Zu lernen ist nun wohl das Vergessene durch fleißiges Studium wieder; aber es handelt sich ja nicht um das bloße Wissen, sondern hauptsächlich um das Können, und da läßt sich das Versäumte nicht so schnell nachholen.

Das Gesagte trifft auf dem Gebiete der Baukunst, der kirchlichen insbesondere, auf's Haar zu. Die Zeit ist, wie wir bereits oben sagten, glücklicherweise vorüber, wo man die Riesen- und Meisterwerke kirchlicher Baukunst mit dummstolzer Verachtung als Verirrungen einer barbarischen Zeit ansah und dem Ruine preisgab, wo selbst ein Göthe, der doch in seinen Jünglingsjahren einen Blick in die alte Herrlichkeit des Straßburger Münsters gethan, berauscht von der Kunst der „heitern Götterwelt" Erwin von Steinbach's große Dichtung in Stein ein „borstiges Ungeheuer" tituliren konnte. Diese Zeit ist vorbei, aber die Folgen des Bruchs mit der christlichen Bauweise treten jetzt erst recht fühlbar zu Tage, wo man gern wieder den zerrissenen Faden anknüpfen, wo man gern wieder gothisch gebaut haben und bauen möchte. Die Kleinmeister freilich, welche sich alles zutrauen, fahren rasch und täppisch zu und täuschen sich und das Publikum, indem sie diesen tief- und feinsinnigen Baustil in Außen- und Nebendingen nachäffen, ohne das Wesen desselben ergriffen zu

haben und diese modernen Gothiker machen der Gothik nur böses Geschrei. Die tiefer blickenden und eingeweihten Meister dagegen werden es inne, wie sehr ihr Können hinter ihrem Wissen und Wollen zurücksteht, weil sie Kinder einer anderen Zeit sind und unter einem Geschlechte leben, unter dem die altkirchlichen Bautraditionen, sonst jedem Handwerker geläufig, erloschen sind. Was dahin ist, ist dahin, und gerade so, wie es war, kommt es nicht wieder.

Auch wollen wir das nicht, wir suchen das Heil für unsere kirchliche Architektur durchaus nicht darin, daß man die Werke der alten Zeit sklavisch kopire, sondern verlangen nur, daß man sie nach allen Seiten gründlich studire und das durch die Erfahrung von Jahrhunderten Bewährte auf unsere gegenwärtigen Bedürfnisse anwende. Ist das Sache der Bauwissenschaft, so wird es doch für alle lebendigen Glieder der Gemeinde und besonders für deren Organe von Interesse und Nutzen sein, sich darüber zu unterrichten, in welcher Weise, nach welchen Anschauungen und Regeln die Christen aller Zeiten und Länder ihrem Glauben und ihren gottesdienstlichen Bedürfnissen entsprechend ihre Kirchen gebaut haben. Diesem Zwecke soll denn der folgende Ueberblick dienen.

Einem Einwand ist dabei noch zu begegnen. Unsere evangelische Kirche, könnte man sagen, steht doch anders da, als namentlich die mittelalterliche Kirche, und so werden wir auch anders bauen müssen. Das ist zuzugeben und der Titel dieses Buches weist schon darauf hin, aber es gilt nur mit einer wichtigen Einschränkung. Wir werden allerdings unsere Kirchen für unseren evangelischen Gottesdienst in manchen Stücken anders anzuordnen und einzurichten haben, und es ist die Aufgabe dieser Schrift, dies an den betreffenden Orten festzustellen; aber so gewiß als unsere Kirche ein Glied der allgemeinen christlichen Kirche ist und wir an die Spitze unserer Bekenntnißschriften die großen ökumenischen (allgemeinen) Glaubensbekenntnisse gestellt haben, so gewiß werden wir auch im Ganzen und Großen unseren Kirchen den Typus zu wahren haben, der sich für die christlichen Kirchen überhaupt festgestellt hat. Wir treten damit ganz in die Fuß-

tapfen unserer Väter. Die Reformatoren und die Bekenner von Augsburg haben sich allezeit nachdrücklichst gegen den Verdacht verwahrt, als wenn sie sich von der allgemeinen christlichen Kirche, ihrem Glauben und ihrer Lehre trennen wollten, und haben in diesem ihrem Bekenntniß nachgewiesen, wie ihre Lehre mit der heiligen Schrift und der der alten Väter der ersten christlichen Jahrhunderte übereinstimme. Demgemäß haben sie auch ihren Gottesdienst geordnet, die Hauptstücke und Ordnung der alten Liturgie beibehalten und nur das ausgewiesen, was als Irrlehre und Mißbrauch anzusehen war. Und dies hat wieder folgerecht dahin geführt, daß man die Kirchen gelassen hat, wie sie waren, und nur die Nebenaltäre und solche Bilder, welche Gegenstand einer abgöttischen Verehrung geworden waren, daraus entfernt hat. So ist's wenigstens in der Kirche deutscher Reformation geschehen. Wenn man in der reformirten Kirche zumeist anders verfahren ist, so ist das nicht unsere Sache. Wir Lutheraner sind nicht radikal und dehnen das Schriftprincip nicht bis dahin aus, daß wir alle geschichtliche Entwicklung abschnitten.

§ 3. Das alttestamentliche Vorbild. Als die ersten Christen daran dachten, sich gottesdienstliche Gebäude zu errichten, fehlte es ihnen an jedem Vorbilde, ja an jedem Anhalte. Ihr Herr und Meister, der eben kein zweiter Moses war, hat ihnen darüber und über alles Aeußere des Gottesdienstes auch nicht die geringste Vorschrift gegeben. Nur daß die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit nicht an einen Ort gebunden sein solle, hat er gesagt. Die Apostel haben auch diese scheinbare Lücke nicht durch irgend einen apostolischen Rath ergänzt, so etwa wie Paulus in Betreff des kirchlichen Dekorums (1 Kor. 11) oder der Kollekten (1 Kor. 16) oder der kirchlichen Aemter (Pastoralbriefe). So mußten die Christen sich selbst helfen oder nach anderen Vorbildern umsehen.

Unmöglich konnte ihnen der heidnische, griechische Tempel als ein solches Vorbild dienen. Abgesehen von dem Grauen, welches eine den Dämonen geweihte Stätte ihnen einflößen mußte, war der griechische Tempel für den christlichen Gottesdienst völlig ungeeignet. Nicht ein Gotteshaus in eigentlichen Sinne des

Worts, wie dieſer war, wollten ſie errichten, denn ſie waren tief durchdrungen von dem, was Paulus auf dem Areopag in Athen inmitten der Tempel und Altäre dieſer Metropole heidniſcher Kunſt predigte, daß Gott nicht wohne in Tempeln von Menſchenhänden gemacht und menſchlichen Dienſtes nicht bedürfe (Apoſtelg. 17, 24 f.). Für ſie handelte es ſich, als die Gemeinde heranwuchs und in den ihr eingeräumten Privathäuſern nicht mehr Raum fand, um weite Hallen, wo ſich die Gemeinde zu gemeinſamer Anbetung des unſichtbaren Gottes, zur Anhörung des Wortes Chriſti, zur Feier des heiligen Myſteriums verſammeln konnte. Dafür hätte ihnen der heidniſche Tempel keinen Raum geboten und dafür war er gar nicht gebaut. Das anbetende Volk verſammelte ſich ja bekanntlich nicht im Tempel, ſondern unter freiem Himmel auf dem geebneten Platze vor dem Tempel, der ſich mit ſeiner Säulenpracht und ſeinem ſchmuckvollen Giebelfelde auf einem erhabenen Fußgeſtell als ein Monument und Schauſtück erhob. Hinter ſeinen Säulenreihen aber war nur ein engbegrenzter Raum, der nichts enthielt als Gemächer für die Prieſter, Weihgeſchenke und Tempelſchätze, insbeſondere die enge und dunkle Zelle für das Götzenbild. Das Volk betrat das Innere des Tempels, der Wohnung des Gottes nicht, nur in beſonderen Fällen wurden Einzelne zugelaſſen. Um eine Kultusſtätte für Chriſten zu ſein, läßt ſich nichts unpaſſenderes denken, als dieſer griechiſche Tempel.

Um ſo näher, ſollte man meinen, hätte es den Chriſten gelegen, ſich den Tempel zu Jeruſalem zum Muſter zu nehmen. Dieſer war ganz nach dem Vorbilde der Stiftshütte erbaut, nur in den Maßen um etwas erweitert und für das im Lande der Verheißung ſeßhaft gewordene Volk auf feſtem Fundament monumental erbaut. Dieſe Stiftshütte aber hinwiederum war nicht ein von Moſes oder den ausführenden Künſtlern Iſraels, Bezaleel und Ahaliab, erdachter Plan, ſondern Moſes hatte, da er in den 40 Tagen vor Gott ſtand auf dem heiligen Berge, das Vorbild davon im Geſicht geſchaut und über das alles beſtimmte Regeln, Maße und den wiederholten Befehl empfangen: „Siehe zu, daß du es macheſt nach dem Bilde, das du auf dem Berge geſehen

hast" (2 Mos. 25, 40). So entstand die Stiftshütte mit allem ihren Geräth, wie es vom 25. Kap. des 2. Buch Mose, und so späterhin das feste Tempelgebäude, wie es im 2. Buch der Könige Kap. 6 und im 2. Buch der Chronik Kap. 3 beschrieben und in seinen Grund- und Hauptbestandtheilen Jedermann bekannt ist. Was könnte natürlicher scheinen, als daß man diesen von Gott selbst vorgelegten Bauriß für alle Zeiten festgehalten und zum Prototyp der christlichen Kirche genommen hätte. Und doch ist dies nicht geschehen, wir wüßten nicht, daß auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht worden wäre, nach diesem Vorbilde zu bauen, und höchstens sind es einzelne Anklänge, welche in unseren Kirchen an Jerusalem's Tempel erinnern.

Nur im ersten Augenblicke kann uns das Wunder nehmen, bei genauerer Erwägung müssen wir es ganz in der Ordnung finden. Und zwar waren es nicht blos Zweckmäßigkeitsgründe, die in Betracht kamen, sondern vor allen Dingen innere Gründe, welche die Christen nicht daran denken lassen konnten, den jüdischen Tempel sich zum Vorbild zu nehmen. Ein Vorbild war er allerdings, aber in einem ganz anderen Sinne: ein Vorbild, nicht um darnach zu bauen, sondern ein Vor- und Schattenbild eines Höheren und Zukünftigen, der größeren und vollkommeneren Hütte, die nicht mit der Hand gebaut ist, in welcher Christus als der rechte Hohepriester waltet, ein Vorbild seiner Kirche und Gemeinde. Man lese, um dies zu verstehen, das 8. und 9. Kapitel des Briefes an die Hebräer. Es waltet in dem ganzen Tempelgebäude eine tiefsinnige Symbolik, und es lohnt sich den darin liegenden großen Gedanken nachzudenken; aber wiederbauen und nachbauen können wir einen Bau nicht, der seine Zeit und seinen Zweck erfüllt hat. Dem alten Bunde und dem levitischen Gottesdienste war er gewidmet, jetzt aber sind die Tage des neuen Bundes angebrochen, und seit dem Opfer auf Golgatha und dem Riß durch den Vorhang vor dem Allerheiligsten hat der gesammte Opferdienst und mit ihm auch der Tempel des alten Bundes seine Bedeutung verloren, und wenn er wieder aufgerichtet werden sollte, so müßte mit ihm das ganze Schattenwerk des levitischen Gottesdienstes aufgerichtet werden. So lange Christus noch

im Fleisch wandelte und dem Gesetz unterthan war, und so lange der Tempel noch unter göttlicher Geduld stand, hat er ihn auch heilig gehalten und um ihn als seines Vaters Haus geeifert (Joh. 2); aber er hat dem prächtigen Tempelgebäude nicht blos das Gericht angekündigt, daß kein Stein auf dem andern bleiben sollte, sondern er hat auch in dem bekannten Worte an das fragende samaritische Weib (Joh. 4, 21) eine nicht mißverständliche Andeutung gegeben, daß die Zeit und Bestimmung auch des Tempels zu Jerusalem sich ihrem Ende nahe.

Es kann uns nicht einfallen, den Tempel zu Jerusalem auf eine Stufe mit den heidnischen Tempeln zu stellen. Er wird auch eine Wohnung Gottes genannt, aber nicht im Sinne der Heiden. Der Herr spricht zu Israel durch den Mund des Propheten: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank; was ist denn das für ein Haus, das ihr mir bauen wollt? Oder welches ist die Stätte, da ich ruhen soll?“ (Jes. 66, 1.) Und Salomo bekennt bei der Einweihung des Tempels: „Siehe der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen. Wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebaut habe?“ (1 Kön. 8, 27.) Es gab im Tempel auch einen abgeschlossenen, innersten Raum, das Allerheiligste, das kein Fuß betreten sollte, ein Symbol der Gegenwart Gottes unter seinem Volke; aber ein Bild und Gleichniß Gottes selbst war weder darin noch sonst wo zu finden, denn hart war es dem Volke verboten, sich ein Bildniß und Gleichniß des unsichtbaren Gottes zu machen und es anzubeten. Gleichwohl war der Tempel ein Haus Gottes, eben so gewiß und in dem Sinne, wie das Volk Israel ein Volk Gottes war. Wie sich Gott das Volk Israel erwählet hatte als das erstgeborene unter allen Völkern, als das Erb- und Eigenthumsvolk, in dem gesegnet werden sollten alle Geschlechter der Erde, so hatte er sich auch diese Stätte erwählt, daß sein Name daselbst wohnen sollte. Jerusalem, wo der Tempel stand, war der geistliche Mittelpunkt des Landes: hier stand der Altar des Herrn und nirgends sonst sollte man Altäre und einen selbsterwählten Gottesdienst aufrichten; sondern Israel sollte als ein einiges Volk seinem einigen Herrn und Gott dienen, wie er

in seinem Gesetz ihm befohlen. Dieser Ordnung des Gesetzes war auch Jesus unterthan: als Kind wurde er im Tempel dargestellt, als Knabe fühlte er sich darin heimisch und der Meister zog mit seinen Jüngern zu den hohen Festen nach Jerusalem, ebenso wie er sich in den Tagen seines Fleisches zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel hielt und seinen Jüngern bei der ersten Probeaussendung (Matth. 10, 5) verbot auf der Heiden Straße und zu den Städten der Samariter zu gehen. Als aber seines Vaters Werk durch ihn vollendet, als der Tempel seines Leibes gebrochen und am dritten Tage neu gebauet war, da fielen auch die Schranken und die Hüllen, da hieß er seine Jünger in alle Welt unter alle Völker ausgehen und nun war auch das Privilegium des Tempels erloschen, wenn auch noch etliche Jahre verstrichen, ehe er sammt dem Volke und Lande unter der Heiden Füße zertreten und zur wüsten Stätte wurde.

Vergebens suchte Julian der Abtrünnige der Weissagung des von ihm gehaßten Nazareners zum Trotz ihn wieder aufzurichten. Nach seinem zu Schanden gewordenen Unternehmen hat es Niemand wieder versucht. Ob Jerusalem und sein Tempel in den letzten Tagen noch einmal erstehen wird, wie man aus manchen Weissagungen der Schrift schließen dürfte, diese apokalyptische Frage liegt uns hier fern; dagegen ist uns wichtig, daß Johannes, als er die heilige Stadt, das himmlische Jerusalem im Gesichte schaute, keinen Tempel darin sah. (Offenb. 21, 22.)

Wir machen aus diesen Erwägungen den Schluß, daß es den ersten Christen nicht beikommen konnte, Regel und Maß für ihre gottesdienstlichen Gebäude von dem Tempel zu Jerusalem zu entnehmen. Der Tempel mit seiner Symbolik und seinen Einrichtungen war für sie für immer gefallen und sie hätten mit demselben so wenig wie mit dem griechischen Tempel etwas anfangen können. Die Zeit der Satzungen des A. B. war vorüber, sie mußten wie in anderen äußeren Dingen, für die sie keinen göttlichen Befehl hatten, und die auch von den Aposteln nicht geordnet waren, so auch in diesem Stück sich in Zeit und Umstände schicken und nach und nach sich helfen lernen, bis sich auch hierfür eine Regel und für den kostbaren Inhalt des christlichen

Gottesdienstes ein entsprechendes Gefäß fand. Wie das geschehen, dies in etwas nachzuweisen, ist unsere Aufgabe im Folgenden.

§ 4. Die drei ersten christlichen Jahrhunderte. Die Katakomben.

Daß die Christen in den ersten drei Jahrhunderten sich nicht blos in Privathäusern versammelt, sondern bereits Kirchen, d. h. eigens für ihre gottesdienstlichen Zwecke erbaute Gebäude gehabt haben, unterliegt keinem Zweifel, ja es ist ausdrücklich (durch Eusebius) bezeugt, daß es in der Zeit vor der diokletianischen Verfolgung (303) in allen Städten so zahlreiche Christenversammlungen gab, daß man neue und geräumigere Bethäuser oder Kirchen erbauen mußte. Aber freilich irgendwelche Ueberreste dieser Bauwerke sind nicht auf uns gekommen, ja es fehlen uns auch alle eingehenden Nachrichten darüber. Auch können es große, monumentale Gebäude nicht gewesen sein. Das sieht man am besten daraus, daß z. B. die Kirche zu Nikomedien von einem christlichen Schriftsteller (Lactanz) als ein sehr ansehnlicher Bau geschildert wird, daß uns aber derselbe Schriftsteller erzählt, wie diese Kirche auf Befehl des Kaisers Diokletian, der um der Feuersgefahr willen sie nicht wollte niederbrennen lassen, von den Prätorianern in wenigen Stunden mit Aexten und Brechstangen der Erde gleichgemacht worden sei.

Um wenigstens in etwas eine Vorstellung von den gottesdienstlichen Stätten der ältesten Christen zu erhalten, müssen wir daher unter die Erde, in die Katakomben hinabsteigen. Zwar an eigentliche und stehende Kultusstätten darf man dabei nicht denken: nur für einen besonderen Zweck oder in Zeiten der Noth haben sie als solche gedient. Sie waren zunächst nur Begräbnißstätten, bieten aber freilich auch als solche ein vielfaches Interesse.

Es finden sich deren in Neapel und in vielen Städten Italiens, die zahlreichsten und bekanntesten sind jedoch die von Rom: man zählt ihrer eine große Menge und diese unterirdischen Straßen haben nach der Zusammenrechnung des Peter Marchi eine Längenausdehnung von 175 deutschen Meilen. Sie bestehen nämlich aus einer Menge von neben- mitunter auch übereinander hinlaufenden und sich durchkreuzenden Gängen, welche in die

weiche, aber beim Zutritt der Luft sich erhärtende Puzzolanerde eingehauen sind, ohne daß es einer Ausmauerung bedurft hätte. Die in denselben herrschende Finsterniß wird nur in den Hauptgängen hie und da durch nach Art der Kellerfenster schräg nach oben führende Luftlöcher unterbrochen. Eigentliche Särge finden sich verhältnißmäßig nur wenige in den Katakomben und die Grabstätten sind nur selten wie unsere Gräber senkrecht in den Boden gegraben, in der Regel befinden sie sich in den Seitenwänden und bestehen aus 3 bis 6 Fuß langen, neben- und übereinander eingehauenen horizontalen Höhlungen, sodaß sie Wandschränken vergleichbar sind, in denen die Leichname, durch dünnere Fachwände getrennt, wie in Repositorien übereinander liegen. Nach vorn sind die Höhlungen durch Platten und Mörtel luftdicht verschlossen. Die seitwärts eingeschobenen Leichname liegen ausgestreckt, mit über der Brust gekreuzten Armen, der Kopf, soweit möglich, nach Morgen gerichtet. Allerlei Schmuck und Andenken sind ihnen beigegeben, viele bedeutungslos, Sachen die dem Verstorbenen im Leben lieb waren oder an seinen Stand erinnern, andere mit Symbolen verziert. Diese sind oft zu voreilig auf das Märtyrerthum der Verstorbenen bezogen worden, da es doch nur allgemeine Christensymbole sind. Auch die s. g. Blutampullen, Gefäße mit einem röthlichen Inhalt, welche in der Nähe vieler Gräber stehen und von denen man annahm, daß sie aufgefangenes Märtyrerblut enthielten, scheinen eine andere Bestimmung gehabt zu haben und außer Beziehung auf die Märtyrergräber zu stehen. Die Platten, welche die Grabnischen schließen, tragen Inschriften, welche den Namen, das Alter oder Lebensverhältnisse des Verstorbenen und in einfachen Worten einen Ausdruck christlichen Glaubens und Hoffens enthalten. Die Datirung dieser Inschriften führt bis in das 2. Jahrhundert hinauf und bis in die 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts herab. In den bekannten Katakomben sind die Gräber zumeist geöffnet und ihres Inhalts beraubt: während man noch im 6. Jahrhundert die heilige Ruhe der Todten gewissenhaft wahrte, begann in den folgenden Jahrhunderten das gefühlloseste Raubsystem zu herrschen. Aberglaube und Gewinnsucht reichten sich zu dem ebenso einträglichen als

schamlosen Reliquienhandel die Hände, und die Päpste wetteiferten in der Ausplünderung der Katakomben. Das geschah vom 7. Jahrhundert an bis in das 9., wo Paschalis I. noch Alles, was als Märtyrergebein gelten konnte, zusammenraffte und 2300 Todte ausgraben und fortschaffen ließ; und dies widerwärtige Schauspiel erneuerte sich, als am Ende des 16. Jahrhunderts neue unterirdische Grabstätten entdeckt und beschrieben wurden. Die ohne alle Kritik als Märtyrergebeine angenommenen menschlichen Ueberreste wurden in alle Welt zerstreut, die Särge, Inschriftplatten, Ampullen, Lampen und alle Gegenstände von archäologischem Interesse aber wanderten in die Museen, wo sie wenigstens der christlichen Alterthumskunde als eine reiche Fundgrube dienen.

Was uns aber für unsern nächsten Zweck von größter Wichtigkeit ist, das sind die in den Katakomben befindlichen, der ältesten Zeit angehörigen Kapellen.

Außer den in den Wänden der Galerien eingehauenen Gräbern giebt es noch eine kleinere Anzahl andersartiger, die sich in Seitenkammern befinden: dort ist dem Eingang gegenüber eine Bogennische in die Wand eingehauen, in deren Grundfläche sich das Grab befindet, mit einer schweren Stein- oder Marmorplatte verschlossen. Diese überwölbten Gräber, welche mehrere Leichname aufnehmen konnten, nannte man Arkosolien (Arcosolia), sie waren Personen von einiger Bedeutung in der Gemeinde bestimmt, und es kam vor, daß eine ganze Kammer, deren Seitenwände ebenfalls Gräber enthielten, einer gewissen Familie als Erb- oder Familienbegräbniß eigens angehörte. Man nannte sie Cubiculum (Schlafgemach) in demselben Sinne, in welchem man der gesammten Katakombe den Namen Coemeterium (Ruhestätte) gab. Die Katakombe der h. Agnes in Rom hat eine große Anzahl derartiger Kammern. Unter ihnen befinden sich nun auch solche, welche unzweifelhaft nicht blos im gottesdienstlichen Gebrauche gewesen sind, sondern von vorn herein eine solche Bestimmung gehabt haben. Sie sind von verschiedener Form und Größe, die meisten quadratisch oder wenigstens viereckig, auch kreisrund, achteckig und von anderer Form. In der Regel sind zwei, gerade einander gegenüberliegend, an beiden Seiten einer Galerie an-

gebracht, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die übliche Trennung der Geschlechter. In diesen Kapellen, wie wir sie nennen dürfen, befindet sich nun ein Grab der Art, wie es eben beschrieben wurde, mit den Leibern eines oder mehrerer Märtyrer, und die Platte über dem Grabe diente als Altar, auf welchem das heil. Abendmahl gefeiert wurde. Daß dies ein uralter Gebrauch der ersten Christen war, wobei man sich auf Offenb. 6, 10 berief, ist geschichtlich nachgewiesen, und daß man bei Anlegung derartiger Grabkammern schon darauf Rücksicht genommen hat, ersieht man daraus, daß in einer dieser Kammern (in der Katakombe der h. Agnes) sich ein aus der Wand hervorragender Absatz befindet, welcher als Prothesis oder Kredenztisch diente, wohin die Opfergaben vor der Konsekration gestellt wurden. Anderwärts dienen dazu Wandnischen oder andere Vorrichtungen. Abgesehen aber davon und von der sichern Ueberlieferung wird die Bestimmung dieser Räume durch den Inhalt der Malereien festgestellt, mit denen sie erfüllt waren. Sie sind es, welche uns das meiste Interesse bieten, und wir werden an anderer Stelle nochmals darauf zurückkommen.

Aber nur zu besonderen Feiern oder allenfalls zu Zufluchtsstätten in den Tagen der Bedrängniß können diese mit den sinnreichen und naiven Resten ältester christlicher Kunst geschmückten Grabkapellen gedient haben, unmöglich können sie als eigentliche Versammlungsstätten der zahlreichen Christengemeinden gelten, welche innerhalb der Mauern Rom's waren, denn es sind nur enge Räume. Eine der größeren (oder eigentlich zwei, die auf beiden Seiten eines Ganges einander gegenüberliegen), in welcher der Bischof celebrirt haben muß — denn noch zeigt sie, aus dem Stein gehauen in der Mitte der Bogennische die bischöfliche Kathedra und die Bänke der Geistlichen — dürfte doch nur 70 bis 80 Personen fassen. Eine andere, ganz schmucklose Kapelle hat man als eine Katechumenenschule deuten zu dürfen geglaubt, und daß auch das Taufsakrament unter Umständen gefeiert worden ist, dafür spricht ein Raum in der Katakombe des heiligen Pontianus: dort fließt ein kleiner Bach, und füllt an einer Stelle ein eingetieftes Becken, zu dem Stufen hinabführen. Wir haben

hier ohne Zweifel einen Taufbrunnen vor uns und als ein solcher wird er auch durch die Wandmalereien bezeichnet, wenn diese auch späteren Ursprungs sind und, wie man annimmt, dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören.

Das wäre Alles: so reich die Ausbeute ist, welche die christliche Alterthumskunde, die Ikonographie und Epigraphik insbesondere, in den Katakomben machen, so schöne Blicke auf Glauben und Leben der alten Christen sich dadurch uns eröffnen, so wenig erfahren wir dabei, wie sie bauten. Aber in derselben Zeit, wo man noch unter der Erde die „Geburtstage" der Märtyrer, das heißt die Gedächtnißtage ihres Martyriums feierte, erhoben sich bereits über ihren Gräbern die Basiliken, denen wir uns nun zuwenden.

Zusätze. 1. Nur Wenigen werden die gelehrten und zum Theil Prachtwerke über die Katakomben von Bosio (Roma subterranea 1632 ital., lateinisch bearbeitet von Aeringhi 1651), Botteri (Sculture e pitture sacre estratte dei cemeteri di Roma in 3 Foliobänden 1737—53), Marchi (I monumenti delle antiche arti cristiane, nella Metropoli del Cristianismo, Turin 1841), L. Perret (Catacombes de Rome) und de Rossi (La Roma sotteranea cristiana) zugänglich sein; es werden aber auch für die Meisten vollständig ausreichen: Bellermann, Ueber die ältesten christlichen Begräbnißstätten. Hamburg 1839, oder J. Spencer Northcote, Die Römischen Katakomben, in der autorisirten Uebersetzung von Rose, 3. Aufl., Köln 1860, oder die neueste Bearbeitung des Northcote-Brownlow'schen Werkes von Prof. Kraus, Freiburg i. B. oder endlich auch das kleine Schriftchen von Alex, Aus den Katakomben des Callist an der Via Appia zu Rom. Dresden 1868. (In der Form eines sehr anmuthigen und lehrreichen, aber etwas tendenziösen Romanes unter dem Titel: Fabiola oder die Kirche der Katakomben hat der engl. Kardinal Wisemann die Katakomben behandelt.)

2. Für die gesammte geschichtliche Uebersicht ist denen, welche sich genauer unterrichten wollen, an erster Stelle zu empfehlen das vollständige und doch äußerst präcise, dazu durchaus verlässige Werk: H. Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. 4. Aufl. Leipzig 1868. Obwohl eigentlich vom Mittelalter beginnend, greift es doch überall zu den ersten Anfängen christlicher Kunst zurück. — Zu schnellerer Orientirung geeignet: W. Lübke, Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst, 6. Aufl. Leipzig 1873. [Ein paar aus diesen beiden Schriften weiter unten vorkommenden wörtlichen Anführungen sind kurz mit „Otte" und „Lübke" bezeichnet.]

§ 5. Die Basilika.

Nachdem die Schrecken der diokletianischen Verfolgung vorüber waren, und durch die Kaiser Konstantin und Licinius den Christen nicht blos freie Religionsübung, sondern auch die unentgeltliche Zurückgabe der ihnen abgenommenen Versammlungsörter zugesprochen war, regte sich begreiflicher Weise ein neuer Bautrieb unter den Christen. Aber noch mehr war dies der Fall, als Konstantin, durch Besiegung des Licinius zum Alleinherrscher geworden, feierlich zum Christenthum übergetreten war und nebst seiner Mutter Helena in der Wiederherstellung der zerstörten und der Erbauung neuer prachtvoller Kirchen mit seinem einflußreichen Beispiel voranging. Es geschah wohl auch, daß heidnische Tempel in christliche Kirchen umgewandelt wurden, auch wurden den Christen durch kaiserliche Gunst Paläste und Kurien zu Versammlungsörtern eingeräumt; aber in der Hauptsache ist es doch die christliche Basilika, welche für uns in Betracht kommt, denn in ihr haben wir nicht blos den Ausgangspunkt für die nachfolgende kirchliche Bauweise, sondern die bis auf unsere Tage in Geltung gebliebene wesentliche Grundform, und Alles, was daneben auftritt und eine andere Richtung verfolgt, ist unter die Ausnahmen zu begreifen. Wir müssen daher der Basilika eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die Basiliken sind weder dem Namen noch der Sache nach etwas ganz Neues und specifisch Christliches. Wenn man auch späterhin an „Basileus" (= König, Herrscher) gedacht und den Begriff des Gotteshauses damit verbunden hat, so bedeutet der Name (von basilicus, a, um = prächtig) zunächst doch nichts als Prachtbau, es verband sich aber wohl frühzeitig mit diesem Namen ein bestimmter baulicher Begriff, so daß man nicht etwa jeden beliebigen Prachtbau eine Basilika nannte, sondern nur jene stattlichen Säulenhallen, wie sie sich auch in Privathäusern, in den Villen reicher Römer, in den Palästen der Kaiser fanden, wie sie aber besonders für den öffentlichen Handels- und Gerichtsverkehr auf dem Forum der römischen Städte errichtet waren. Man hat nun von der einen Seite die Sache so dargestellt, als ob die Christen ohne Weiteres in diese Basiliken eingezogen und sich nur darin für ihre Zwecke eingerichtet hätten; von der ande-

ren Seite hat man gemeint, die christliche Basilika als etwas ganz Anderes und Neues darstellen zu müssen. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Es ist geschichtlich und psychologisch ganz unbedenklich anzunehmen, daß die forensische Basilika den Christen für ihre Gotteshäuser vor allen anderen Gebäuden als ein brauchbares bauliches Vorbild erschienen sei, und es könnte ihnen ja wohl hie und da eine solche für ihre Zwecke überlassen worden sein; andererseits aber zeigt der Vergleich ganz deutlich, daß die Basilika als christliches Gotteshaus etwas ganz Anderes geworden ist und mit ihrem Inhalt auch eine neue Gestalt gewonnen hat.

Die antike Basilika, insofern sie nicht etwa nur zum Lustwandeln diente, gleichsam ein durch Mauern abgeschlossenes Forum war, war vorzüglich dem Geschäftsverkehr bestimmt; sie war Börse und Bazar, sie diente aber, wenn sie auch nicht eigens dafür bestimmt war, wenigstens in manchen, nachgewiesenen Fällen als Gerichtshaus. Sie bestand aus einem länglichen Rechteck, welches durch Säulenstellungen der Länge nach in mehrere Räume (Schiffe) getheilt war: einen breiteren Mittelraum und zwei, bisweilen auch vier schmälere Seitenräume. Auch die Schmalseiten schlossen mit Säulenstellungen ab. Auf der einen Schmalseite schloß sich in der Breite des Mittelschiffes ein erhöhter Nebenraum im Halbrund oder auch als Rechteck an, und dies war wohl der Platz, wo Gericht gehalten wurde. Daher der Name Tribunal und Tribunalnische. Auf der entgegengesetzten Schmalseite war oft eine Vorhalle von geringer Tiefe in der ganzen Breite des Gebäudes angebracht und hier waren auch die Eingänge, wenn sie nicht in der Mitte der Langseiten lagen. Das Mittelschiff wurde durch höhere Mauern, die sich über der Säulenstellung erhoben, abgegrenzt, die Seitenschiffe waren niedriger, über ihnen erhoben sich aber noch Galerien. Der Mittelraum scheint unbedeckt gewesen sein.

Das war ein bauliches Schema, welches den Bedürfnissen und dem Gedanken des christlichen Gotteshauses ganz entsprach, nur freilich mit dem nicht genug zu beachtenden großen Unterschiede, daß die römische Basilika ein öffentliches Verkehrshaus,

die christliche Basilika ein öffentliches Versammlungshaus war, wo man nicht hin- und herwandelte, sondern wo die Blicke aller Versammelten sich einem gemeinsamen Zielpunkte zuwendeten. Dem entsprach die Längenrichtung des Gebäudes, und diese ist in der christlichen Basilika entschieden festgehalten worden und zum vollen Ausdruck gekommen. Von Alters her verglich man die Kirche so gern mit einem seinem Ziele mit vollen Segeln zufahrenden Schiffe, und dieses auf der Gestalt des Kirchengebäudes fußende Gleichniß wurde in Sprache und Bild in den mannigfaltigsten Beziehungen mit besonderer Vorliebe gebraucht. Die Längenrichtung in der christlichen Basilika wurde im Gegensatz zu der römischen besonders dadurch zur Geltung gebracht, daß man die Säulenstellung vor der Tribunalnische entfernte und auf zwei starke Pfeiler beschränkte, auf denen sich ein großer Bogen (Triumphbogen genannt) wölbte, so daß man von den ausschließlich in die entgegengesetzte Seite gelegten Eingängen aus bis an das Ende der Kirche schaute. Doch war, wenn sich auch der gesammte Bau in einer Richtung, in der Längenachse, entwickelte, die jetzt zur allgemeinen Regel gewordene Richtung von Westen nach Osten (Orientirung) anfänglich noch nicht allgemein: noch heute giebt es in Rom eine Anzahl alter Kirchen, welche die umgekehrte Richtung innehalten und den Altar im Westen haben, und auch anderwärts und noch in späteren Zeiten gestattete man sich, zumeist aus Zweckmäßigkeitsgründen diese Abweichung. Da der für den Klerus und dessen Dienst bestimmte Raum der Tribunalnische (von ihrer Form auch concha, apsis genannt) nicht ausreichend war, so legte man zwischen ihr und den Schiffen noch einen Querraum an, welcher die ganze Breite des Gebäudes einnahm, ja zuweilen noch darüber hinausging, so daß damit zuerst die später so oft wiederkehrende Kreuzform entstand. Hat die symbolische Bedeutung nicht schon von vorn herein zum Grunde gelegen, so hat man sie wenigstens späterhin entschieden festgehalten. Die Eintheilung des Hauptgebäudes in ein Mittelschiff und zwei, bei größeren Basiliken vier Seitenschiffe wurde beibehalten, nur schloß man das breite Mittelschiff durch ein hohes Dach und gab ihm durch Fenster, die sich

über den Seitenschiffen erhoben, Licht. Letztere wurden durch Pultdächer, welche sich an die Hauptmauer anlehnten, bedeckt, und hatten in den Wänden ebenfalls Fenster. Obergeschosse über den Seitenschiffen, Emporen, wie wir sagen, kamen im Abendlande seltener vor, im Morgenlande erforderte die Landessitte für die Frauen gesonderte Räume und daher sind sie hier Regel. Ob man von vorn herein den Blick in das Dachgebälk offen ließ, wie es noch heute an mehreren Basiliken Rom's der Fall ist, oder ob das nur ein Werk der Noth war, nachdem die reichen, getäfelten Decken, welche die Balkenlagen verkleideten, durch Feuer zerstört worden waren, darüber streitet man: daher hat man der im J. 1823 abgebrannten Paulskirche nach ihrer Wiederherstellung eine reichgegliederte Felderdecke gegeben, während die nach ihrem Muster erbaute Bonifaciuskirche in München einen offenen (freilich durch Gold und Farbe reichgeschmückten) Dachstuhl zeigt.

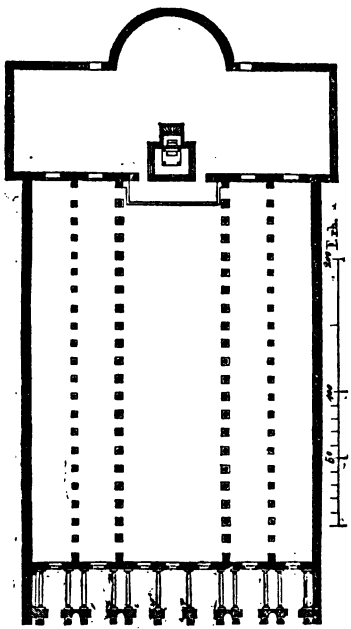


Fig. 1.

Die christliche Basilika war also ein nach außen völlig abgeschlossener, einheitlicher und selbständiger, der Idee und dem Zweck des christlichen Gottesdienstes entsprechender und ausschließlich dienender Bau. Seine liturgische Einrichtung und Anordnung aber war folgende. In der Tribunalnische, dem Presbyterium, wie man sagte, hatten der Bischof und die Presbyteren ihre Sitze, ersterer auf einer besonderen Kathedra. Der Altar, über dem darunter befindlichen Märtyrergrabe errichtet, stand zwischen dem Presbyterium und dem Schiff, von einem Baldachin (Ciborium) überdacht, durch Vorhänge verhüllt.

[Ueber den Altar, dessen Stellung und Bau s. unten § 44.] Wo nicht das Querschiff hinlänglichen Raum gewährte, war für die niedrige Geistlichkeit, insbesondere für die Sängerchöre — daher der Name Chor, hohes Chor — dadurch Raum geschaffen, daß vom Altar aus abwärts im Mittelschiff durch marmorne Schranken mit Eingangpforten ein Raum abgesondert war, in welchem auch die erhöheten Lesepulte die Ambonen [s. u. § 42] ihren Platz hatten, der eine zur Verlesung des Evangeliums auf der Nord-, der andere zur Verlesung der Epistel auf der Südseite. Stufen führten zu ihnen hinauf. Auch der Leuchter für die Osterkerze stand hier.

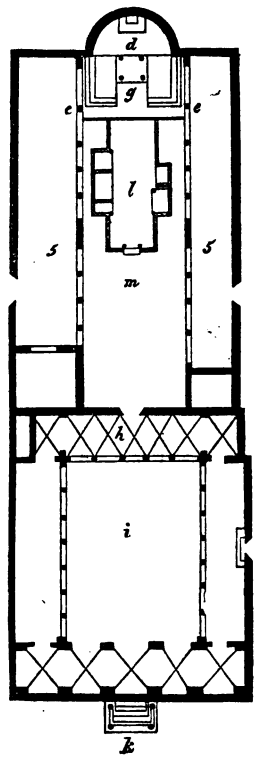


Fig. 2.

Im Schiff war die Nordseite den Frauen, die Südseite den Männern zugetheilt (Frauenschiff — Männerschiff). Auch gab es abgesonderte Plätze: ein Senatorium für angesehene Männer und Mönche, ein Matronaeum für vornehme Frauen und Nonnen. Endlich war an der dem Altar gegenüberliegenden Schmalseite, wo die Eingänge lagen, ein schmaler Raum, Narthex genannt, für die Katechumenen, welche nur bis zur Feier des Abendmahles dem Gottesdienste beiwohnen durften, durch Schranken abgesondert.

Vor dem Gebäude lag in dessen ganzer Breite ein von einer Säulenhalle (Porticus) nach allen 4 Seiten umgebener Vorhof (Atrium), wo die Büßer sich aufhielten und in dessen Mitte ein Wasserbecken (Cantharus) sich befand, aus dem die Eintretenden zum Zeichen der inneren Reinigung sich benetzten.

Welches war nun die Ausführung und Ausschmückung dieses Baues? Das Aeußere der alten Basiliken war äußerst

einfach und schmucklos, die Wände glatt ohne alle Gliederung, nur das Dachgesims etwa von antiken Konsolen getragen. Erst an einem ravennatischen Bau aus dem 6. Jahrhundert finden sich durch Rundbögen mit einander verbundene Mauerstreifen, welche die nüchterne Wandfläche beleben. Dieselbe Kirche, St. Apollinaris in der Vorstadt Classe, bietet auch das erste bekannte Beispiel, eines mit dem Kirchgebäude in Verbindung stehenden Thurmes, und zwar eines runden. Später werden Thürme häufiger, doch noch außer organischer Verbindung mit dem Kirchhause. Daß die Facade Mosaikschmuck gehabt habe, ist wohl mehr nur Vermuthung.

Um so schöner und reicher gestaltete sich das Innere. Als ein wesentlicher baulicher Fortschritt ist namentlich zu betrachten, daß man frühzeitig anfing, die die Mauer des Mittelschiffs tragenden Säulen, statt wie bei der heidnischen Basilika durch den horizontalen Architrav, durch breite Halbkreisbögen (Archivolten) zu verbinden, welche unter einander ihren Seitenschub aufhoben und dem Oberbau eine kräftigere Stütze gewährten. Man konnte nun die Säulenabstände größer machen, die Säulenstellung wurde offener, die schwer lastenden Mauern leichter und „statt der starren Einheit des antiken Architravs hatte man nun die bewegte Vielheit einer Anzahl von gleichen Gliedern, die in sanfter Schwingung das Auge nach dem Zielpunkte des ganzen Gebäudes, der großen Halbkreisnische, leiteten". [Lübke.] Bei der Ausführung bediente man sich ohne Bedenken der vorhandenen antiken Baureste von zerstörten Tempeln und Prachtbauwerken, daran in Rom kein Mangel war, und verfuhr dabei nicht sehr wählerisch, indem man z. B. in Ermangelung gleichartiger und gleichgroßer Säulen verschiedener Ordnungen, neben korinthischen und römischen, die am meisten zu Gebote standen, auch ionische, seltener dorische anwendete und bei verschiedener Länge sich durch Verkürzung und Versenkung in die Erde oder durch untergelegte Postamente half. Wo man aber bei gänzlichem Mangel antiker Baureste selbst schaffen mußte, zeigte man sich von der Antike noch ganz abhängig. Natürlich, eine selbständige christliche Kunst konnte nicht vom Himmel fallen; für den neuen Geist, der die Welt bewegte, konnte erst nach und nach eine neue Form ge-

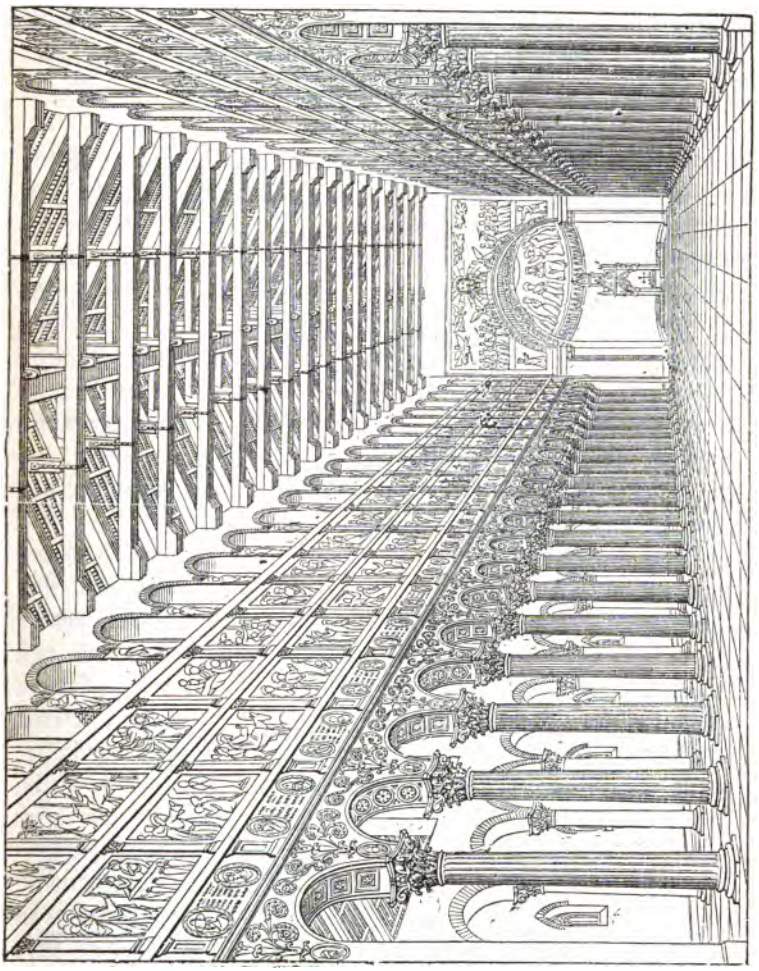


Fig. 3.

wonnen werden. — Noch muß hier bemerkt werden, daß man ſtatt der Säule auch den Pfeiler als Stützpunkt verwendete, — daher der Ausdruck Säulen- und Pfeilerbaſilika — auch mit beiden abwechſelte oder für die Mittelſchiffmauern Säulen, für die der Seitenſchiffe bei fünfſchiffigen Baſiliken Pfeiler anordnete.

Dieſer Innenbau mußte einen erhebenden Eindruck gewähren: die einfache und doch großartige Architektur wurde durch den reichen Schmuck des Fußbodens, der Wände und Decken unterſtützt. Der Fußboden war von muſiviſcher Arbeit (opus alexandrinum), beſtehend aus kleinen buntfarbigen Marmorſtücken, welche zu geometriſchen Muſtern zuſammengeſetzt waren, die Decken waren in Felder getheilt, mit Farbe und Gold und die Wände mit Moſaikgemälden auf dunkelblauem oder goldenem Grunde geſchmückt. — Beſonders galt dies von der Wölbung der Apſis und der Mauer des Triumphbogens: auf dieſen Endpunkten, auf die ſich der Blick des Eintretenden richtete, prangten Bilder des Gerichts und des ewigen Lebens.

In Rom, wo ſich der Baſilikenbau bis zu dem 13. Jahrhundert im Weſentlichen unverändert erhielt, giebt es noch eine große Anzahl von Baſiliken, manche aus ſpäteren Zeiten, andere in das 5. und 6. Jahrhundert zurückreichend. Die noch von Konſtantin erbaute fünfſchiffige Baſilika von St. Peter hat im Zeitalter der Reformation der gegenwärtigen hochgeprieſenen Peterskirche weichen müſſen, und die unter Theodoſius errichtete gleichartige Paulskirche außerhalb der Mauern Rom's iſt im Jahre 1823 durch Feuer zu Grunde gegangen, aber nach ihrer urſprünglichen Anlage — 450 Fuß lang, 80 Fuß Mittelſchiffweite — wieder aufgebaut worden. Unter den noch erhaltenen Baſiliken Rom's repräſentiren Sta Maria Maggiore, Sta Agneſe, S. Lorenzo, S. Clemente, S. Preſſede, Sta Sabina, S. Pietro in Vincoli und S. Martino in Monti die verſchiedenen Formen des Baſilikenbaues.

Auch in anderen Städten Italiens ſind altchriſtliche Baſiliken erhalten. Am beachtenswertheſten ſind die von Ravenna, zumal ſie ſich in weſentlichen Punkten von den römiſchen Bauten unter-

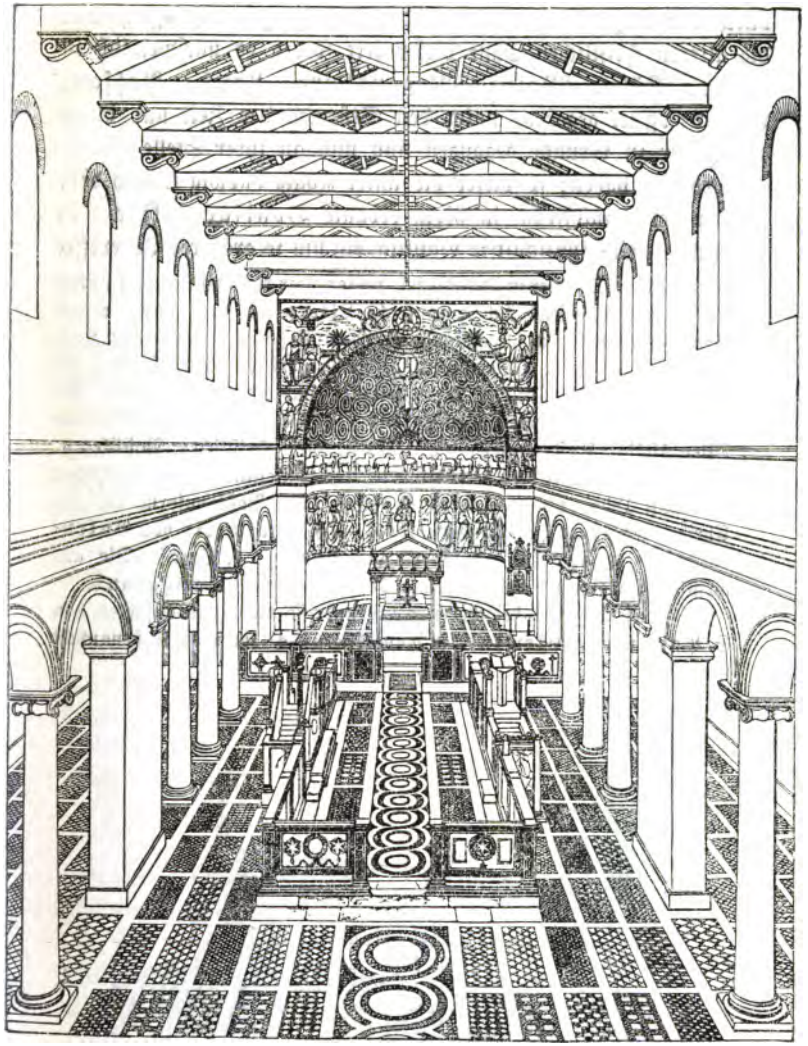


Fig. 4.

ſcheiden. Da es uns in Deutſchland an Gelegenheit fehlt, uns durch den Augenſchein ein Bild der Baſilika zu verſchaffen, weil die älteren chriſtlichen Baue dieſer Art (deren es nachweislich in Trier, Köln, Mainz, Regensburg, Lorch, Paſſau, Augsburg ꝛc. gegeben) unter den Stürmen der Zeit und durch das Feuer zu Grunde gegangen ſind und an ihrer Stelle andere ſich erhoben haben; ſo bietet die unter König Ludwig I. nach dem Muſter der Paulskirche in Rom erbaute Bonifaciuskirche in München, eine fünfſchiffige Baſilika, ein um ſo größeres Intereſſe.

Zuſätze. 1. Denen, welche ſich weiter über den Baſilikenbau unterrichten wollen, bietet ſich eine reiche Literatur dar, theils eigene Schriften über dieſen Gegenſtand, theils Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften. In ihnen wird namentlich die Frage über die Entſtehung der Baſiliken ſcharf diskutirt. Die wichtigſten ſind die von Bunſen (Die Baſiliken des chriſtlichen Rom's 1842), v. Quaſt (Die Baſiliken der Alten 1845), Zeſtermann (Die antiken und chriſtlichen Baſiliken ꝛc. 1847), Meßmer (Ueber den Urſprung ꝛc. der Baſilika in der chriſtlichen Baukunſt 1854) und beſonders Mothes (Die Baſilikenform bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte 1865) — Kupferwerke von Gutenſohn und Knapp (zu dem Werke von Bunſen), v. Quaſt (Die altchriſtlichen Bauwerke von Ravenna 1842), Hübſch, Gailhabaud.

2. Dieſem § ſind beigegeben die Grundriſſe und Innenanſichten von S. Paul und S. Clemente in Rom (Fig. 1—4), ſowie die Außenanſicht

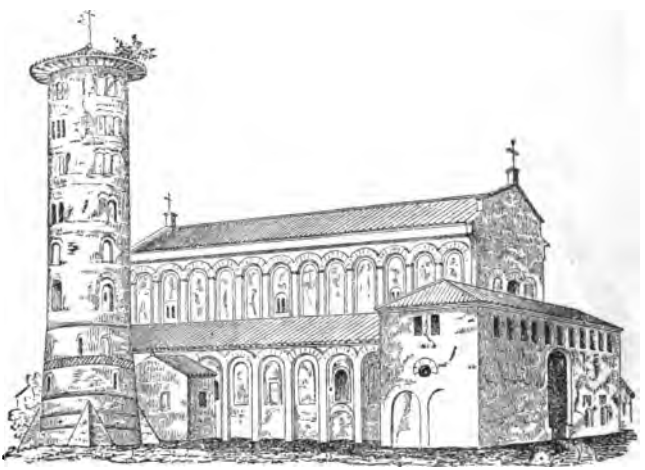


Fig. 5.

von S. Apollinare in Ravenna (Fig. 5). An St. Paul sehen wir die 5schiffige Anlage, das Querhaus und den Narthex. S. Clemente, über einer älteren Kirche erst später (im 9. Jahrhundert) erbaut, aber ganz in der Weise der alten Basiliken, versinnlicht uns die innere Einrichtung des Chors mit den Chorschranken, Ambonen ꝛc. und zeigt uns auch die Anlage der Vorhalle und des Vorhofs. An S. Apollinare sehen wir das Aeußere einer 3schiffigen Basilika ohne Querhaus, aber statt des offenen Atrium mit einer Queranlage vor dem Eingang, ebenso den Thurm und die durch Blendarkaden belebte Fläche der Haupt- und Seitenwände.

In der Basilika haben wir nicht blos den Grundtypus für den gesammten christlichen Kirchenbau, sondern sie repräsentirt uns auch gewissermaßen die christliche Kirche in ihrer ursprünglichen Einheit. Wenn aber im kirchlichen wie im politischen Leben mehr und mehr eine Sonderung des Morgenlandes vom Abendlande eintrat, welche schließlich zu einer förmlichen Trennung der morgenländischen oder griechischen Kirche von der abendländischen oder lateinischen führte, so fand dieses Auseinandergehen des gemeinsamen Stammes in zwei große Hauptäste frühzeitig schon einen baulichen Ausdruck. Anfänglich zwar herrschte im Morgenlande so gut wie im Abendlande der Basilikenbau, nur mit dem Unterschiede, daß die Anordnung von Emporen in den Seitenschiffen im Occident die Ausnahme, im Orient dagegen, wo die Sitte eine Absonderung der Frauen forderte, die Regel war; aber bald kommt im Morgenlande eine grundverschiedene Bauweise zur Geltung und wir reden von da ab von einem byzantinischen und romanischen Stil.

§ 6. Der byzantinische Stil.

An dieser Stelle, wo wir das Wort „Stil" zum ersten male gebrauchen, wird es gut sein, sich über die Bedeutung desselben zuvörderst zu verständigen.

In Bezug auf die Schriftsprache verstehen wir unter Stil eine bestimmt ausgeprägte, eigenartige Schreib- und Ausdrucksweise. Man redet da von einem einfachen, edlen, blühenden, erhabenen, aber auch von einem dunkeln, schwülstigen, bizarren Stil u. s. w.; immerhin ist aber auch das noch ein Stil, wenn er nur einen bestimmten Charakter an sich trägt, während man eine glatte und regelgerechte, aber farb- und markloſe Schreibweise

kaum noch so nennen wird. Aehnlich verhält es sich mit der **Kunst** und zwar mit der bildenden Kunst, von der wir hier reden: nicht in der geschickten und regelgerechten Pinsel- oder Meiselführung, nicht in dieser oder jener Fertigkeit, sondern in dem bestimmten Charakter der künstlerischen Ausdrucksweise beruht der Stil.

Das ist aber nur der *individuelle* Stil. Wir reden hier vom Stil im *geschichtlichen* Sinne und denken uns darunter eine *bestimmte Kunstform*, die als das Ergebniß einer längeren Kunstübung anzusehen ist. Der Stil in diesem Sinne ist nicht die Erfindung eines Einzelnen oder das Produkt einer gewissen Schule, ja es sind nicht einmal die Künstler nur, aus deren Strebungen sich ein Stil entwickelt, sondern es arbeitet Alles, was von Einfluß auf die Bildung einer gewissen Zeit ist, daran mit, und wie in dem persönlichen Stil sich der Charakter des Einzelnen wiederspiegelt, so daß man gesagt hat: „Der Stil ist der Mensch!"; ebenso ist der geschichtliche Stil das Spiegelbild einer ganzen Zeitepoche, und es lagert sich darin der ganze Bildungsgang dieser Zeit mit ihren höchsten Idealen und schönsten Leistungen, aber auch wohl mit ihren Irrthümern und Einseitigkeiten darin ab.

In diesem Sinne reden wir hier vom Stil und so muß man es, um dies jetzt schon beiläufig zu bemerken, für sehr verfehlt halten, wenn man öfters das Ansinnen aussprechen hört, es müsse ein neuer, den Ansprüchen und dem Bildungsstande der modernen Zeit entsprechender Baustil erfunden werden. Wenn er nicht von selber kommt, erfinden wird ihn wohl Niemand. Der Stil wird eben nicht *gemacht*, sondern er *entsteht*.

Was nun den *byzantinischen Stil* anlangt, so weist der Name auf Byzanz, im weiteren Sinne auf das oströmische Reich, als auf die Heimath und das Erscheinungsgebiet dieses Stiles hin, denn im Abendland tritt er nur ganz vereinzelt auf, und es war eine ganz schiefe und irreführende Ausdrucksweise, wenn man das, was wir im Folgenden als romanischen Stil besprechen werden, den byzantinischen nannte.

Das Wesen des byzantinischen Stiles besteht in dem Auf-

geben der durch den Basilikenbau aufgestellten und im romanischen Stil festgehaltenen Längenrichtung, an deren Stelle ein Centralbau tritt, welcher die Kuppelwölbung, die großartigste Leistung dieses Stiles, bedingt.

Centrale Anlagen kommen auch im Abendlande und gleichzeitig mit den Basiliken vor, aber sie sind nicht wie diese zu eigentlichen Kirchen bestimmt, sondern es sind Taufkapellen (Baptisterien) oder über den Gräbern der Märtyrer errichtete Versammlungsstätten (memoriae genannt), wobei die antiken Grabdenkmäler als Vorbild dienten. Sie bestanden aus einem achteckigen oder runden, auf Säulen oder Pfeilern ruhenden, mit einer Kuppel überwölbten Mittelbau, der von einem concentrischen, niedrigeren Umgang umschlossen wird. Einen solchen Bau hat Rom noch jetzt in der Kirche Sta Costanza, über den Katakomben der heil. Agnes gelegen, ursprünglich das Mausoleum der Konstantia, Schwester oder Tochter des Kaiser Konstantin.

Der Centralbau war auch den Römern bereits bekannt. Die herrlichste Leistung in dieser Bauweise war das unter dem Kaiser Augustus von dem röm. Baumeister Valerian erbaute, jetzt in eine christliche Kirche (Chiesa di Sta Maria dei Martiri, gewöhnlich la Rotonda genannt) umgewandelte Pantheon; aber er wurde in der in ihren Prachtbauten, der alten Metropole der Welt nacheifernden Residenz des oströmischen Reiches durch Aufbietung aller intellektuellen und materiellen Mittel zu einer das bisher Geleistete weit überragenden Höhe gebracht, und es wurde namentlich der Gewölbebau durch die sinnreichsten Konstruktionen in vorher ungeahnter Weise ausgebildet. Bei den vorgenannten centralen Bauwerken wurde die halbkugelförmige Kuppel, welche das Gebäude überdachte, von einer kreisrunden, entweder massiven oder auf Säulen ruhenden Mauer getragen. Diese Anlage genügte aber nicht für ein komplicirteres Kirchengebäude: man stellte daher zuvörderst eine Anzahl von massigen Pfeilern im Vier- oder Achteck auf, verband diese mit Gurtbögen und fügte in die Ecken des Oberbaues sphärische Zwickel ein, wodurch ein Uebergang aus dem Vieleck in den Kreis gewonnen wurde. Die auf dieser Grundlage sich erhebende kreisförmige, von Fenstern

durchbrochene Mauer (Tambour) trug nun die entweder halbkugelige oder aus dem Segment des Kreises gebildete Kuppel, welche durch kein besonderes Dach geschützt wurde, sondern nur mit Metallplatten belegt war. An diesen großen Mittelbau schlossen sich öfters Halbkuppeln an, er bildete überhaupt nur das Centrum der Kirche und wurde von den anderen zum Gottesdienst erforderten Haupt- und Nebenräumen polygon oder quadratisch umschlossen. Warum wir eine solche Anlage, bei welcher die Gemeinde sich in sich selbst abschließt, während sie in der Basilika nach vorwärts strebt, liturgisch für unpassend halten müssen, davon später, hier nur dies, daß man die verlassene Längenrichtung doch in so fern wiederherstellte, als man an der Ostseite eine Apsis und im Westen eine Vorhalle anlegte, ja es kam neben der rein centralen Anlage noch eine andere zur Geltung, welche von dem griechischen Kreuze ausgehend die Kuppel auf der Durchkreuzung der gleichlangen Kreuzesarme erhob, und diese Form kann als ein Vermittlungsglied zwischen der morgen- und abendländischen Bauweise gelten und hat auch auf die Fortbildung des Basilikenbaues im Abendlande einen nicht unberechtigten Einfluß geübt.

Aber nicht blos in der Grundanlage und Konstruktion, sondern auch im Ornament zeigen uns die byzantinischen Bauten eine fremde Physionomie. Das Ornament lehnt sich mehr an die zarten, griechischen Formen an und unterscheidet sich vortheilhaft von den üppigen, oft schwülstigen Formen der römischen Baukunst. Das korinthische Kapitäl wird nicht blos nach- und fort-, sondern zu einem specifisch anderen, dem byzantinischen umgebildet. Dieses verjüngt sich von einer viereckigen Oberfläche nach unten zum Kreisrund und die trapezartigen Seitenflächen sind von einem ornamentirten Rand eingerahmt und von anderem Ornament in Flachrelief gefüllt. Dieses nicht gerade schöne, aber in seiner Kompaktheit den mächtigen darauf ruhenden Bögen entsprechende Kapitäl nimmt diese jedoch nicht unmittelbar auf, sondern es trägt statt der bei der antiken Säule verwendeten Deckplatte (Abakus) und des zur Aufnahme des Mauerwerkes bestimmten Kämpfergesimses ein anderes Mittelglied von ähn-

licher Gestalt wie das Kapitäl selbst, und erst auf diesem ruht der Bogen. — Der Reichthum des Ornaments wetteiferte mit der Kühnheit der Konstruktion: nicht blos daß die zahlreichen Säulen aus den edelsten Marmorarten gemacht wurden, es wurden auch die gewaltigen Pfeiler, die weiten durch Gesimse durchbrochenen Wandflächen, die riesigen Kuppeln auf das reichste verziert. War schon der Fußboden mit den verschiedensten Steinarten ausgelegt, so wurden die Wände und Pfeiler bis zur Emporenhöhe mit dem kostbarsten Gestein und Perlmutter verkleidet, die oberen Theile aber, die Wölbungen der Nischen und die Kuppeln mit großartigen Mosaikbildern auf Goldgrund bedeckt. Zahlreiche Fenster auf dem Kranzgesimse unter der Kuppel sich hinziehend, durch dünne vielfach durchbrochene Marmorplatten geschlossen, verbreiteten das nöthige Licht, für das auch in den Seitenschiffen und Nebenräumen gesorgt war.

Die größesten Prachtwerke dieser Art hat der Kaiser Justinian I. ausgeführt: er erbaute zu Ehren der heiligen Jungfrau, der Apostel, Märtyrer und Heiligen eine große Anzahl Kirchen und zwar so große, schöne und prachtvolle, daß der Geschichtsschreiber Procopius sagen konnte, jede einzelne dieser Kirchen lasse vermuthen, er habe die ganze Sorgfalt seiner langen Regierung (vom J. 527 bis 565) blos darauf verwendet. Aber sie alle werden an Größe und Pracht von der an Stelle der alten konstantinischen, in einem Volksaufstande abgebrannten Basilika von 532 bis 537 erbauten und nach einem Erdbeben im J. 557 erneuten Sophienkirche übertroffen. Anthemius von Tralles und Isidorus von Milet waren die Baumeister. Der mächtige Bau bildet ein Rechteck von 252 Fuß Länge und 228 Fuß Breite; der Abstand der vier gewaltigen Pfeiler, welche die nicht kreisrunde, sondern flache Kuppel tragen, ist 110 Fuß, sie sind durch breite Gurtbögen mit einander verbunden, auf denen sich jedoch, unter Vermittelung von Zwickeln, nicht erst eine Oberwand, sondern sofort der Gesimskranz erhebt, welcher die Kuppel trägt. Gleichwohl ist bei der außerordentlichen Höhe der Pfeiler und Bögen der Scheitelpunkt der Kuppel 170 Fuß hoch. Alle Künste der Technik wurden für den kühnen Bau aufgeboten. Zu den

gleichgroßen und schweren Wölbsteinen wurde eine weiße Erde von der Insel Rhodus verwendet: sie waren fünf mal leichter als die gewöhnlichen und schwammen auf dem Wasser. Jeder der Steine trug die Inschrift: „Gott ist mitten in ihr und sie wird nicht erschüttert werden. Gott wird sie schirmen von einem Morgen zum andern." Kein Aufwand wurde gescheut und der Theil der Kirche, in welchem der Hauptaltar stand, enthielt an Schmuck den Werth von 40,000 Pfund Silber. So konnte Justinian wohl bei der Einweihung das stolze Wort sprechen: „Ich habe dich besiegt, Salomo."

Und doch können wir diesen kolossalen Prachtbau, der seit der Eroberung Konstantinopel's durch die Türken (1453) in eine Moschee verwandelt worden und dessen Mosaikpracht unter der Tünche des bilderfeindlichen Islams verschwunden ist, nicht für das Ideal einer christlichen Kirche halten, auch hat er sammt den anderen byzantinischen Centralbauten durchaus nicht den bestimmenden Einfluß geübt, den man etwa erwarten dürfte, zum wenigsten nicht im Abendlande, dem wir uns nun ausschließlich zuwenden, da in der griechischen Kirche wie in Dogmatik und Kultus, so in Kunst Alles mehr und mehr erstarrt und nur in konventionellen Formen fortlebt, während im Abendlande ein frisches Leben zu pulsiren beginnt und in ganz neuen idealen Bildungen sich kundgiebt.

Ganz ohne Einwirkung auf das Abendland blieb jedoch der byzantinische Centralbau nicht. Das Mittelglied zwischen Orient und Occident bildete wie in politischer, so auch in baulicher Beziehung Ravenna, wo unter der Gothenherrschaft und nach deren Sturz in der Zeit des Eparchats hervorragende Bauten entstanden. Unter den dortigen Centralbauten nimmt die noch vor der Sophienkirche begonnene und vollendete (527 bis 547) Kirche von S. Vitale die oberste Stelle ein, ein Bau, an sich schon von großer Bedeutung, für uns aber auch darum, weil er offenbar das Vorbild für den Münster zu Aachen war, der zu seiner Grabstätte bestimmten, von Karl dem Großen (796 bis 804) erbauten Palastkapelle. Fremde Baumeister wurden zu diesem Bau berufen, aus Trier, Rom, besonders aus Ravenna wurden

Säulen, Marmorstücke und Mosaiken herbeigeschleppt. Der ganze Bau ist aber auch eine fremde Pflanze auf deutschem Boden geblieben, merkwürdig nur durch seine sinnreiche Konstruktion und durch den Namen des großen Mannes, der ihn errichtete. Sein Beispiel hat nur eine sehr beschränkte Nachfolge gefunden und es sind nur einige zerstreute Reste von Centralanlagen in Deutschland aus dem 10. bis 12. Jahrhundert vorhanden, welche an das große Aachener Vorbild erinnern.

Bis auf die karolingische Periode selbst lassen sich nur einige Bauwerke in Fulda und Lorsch zurückführen; dagegen hat sich ein für den Neubau der Abteikirche von St. Gallen von einem Baumeister am Hofe Ludwig des Frommen um das J. 830 entworfener Grundriß erhalten: er zeigt die Form der flachgedeckten dreischiffigen Basilika und ist für die innere Eintheilung überaus lehrreich.

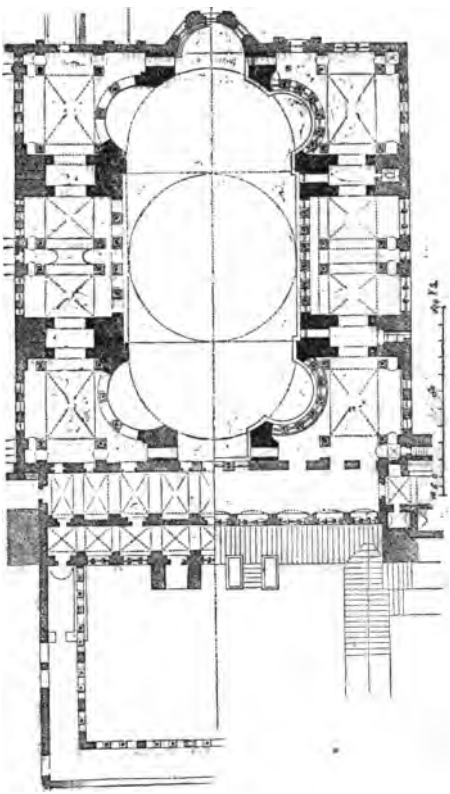


Fig. 6.

Zusätze. 1. Das Hauptwerk über die byzantinischen Bauwerke: Salzenberg, Altchristliche Denkmale Konstantinopels vom 5. bis 12. Jahrh. 1853. — Ueber St. Vitale siehe v. Quast, Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna. 1842. — Schriften über den Aachener Münster von: Nolten, Quix, Martens, Debey, Scheyvier.

2. a. Die „Hagia Sophia" in ihrer gegen-

wärtigen Gestalt, umgeben von den vier Minarets ist allenthalben abgebildet zu finden, wir geben hier den für uns wichtigen Grundriß (Fig. 6.), beschränken uns aber, da die eingehende Beschreibung dieses so komplicirten Baues viel zu weit führen würde, für unsern Fall auf eine Bemerkung: an die Halbkuppel lehnen sich in Ost und West zwei Halbkuppeln an und in die östliche schneiden wieder drei kleinere mit Halbkuppeln überdeckte Nischen ein, die seitlichen sind offen, auf kreisförmigen Säulenarkaden ruhend, die mittlere, mit einer Wand abschließend, bildet die Apsis. In Westen wiederholt sich dasselbe mit dem Unterschiede, daß die mittlere Nische durch die Wand der Vorhalle rechtwinkelig abgeschlossen wird. Die Seitenräume sind zweistöckig angelegt, in die oberen Geschosse gelangt man von der gewölbten Vorhalle aus, welche sich in der ganzen Breite des Gebäudes vorlegt und aus der man durch neun große Portale in das Innere und mittelst Treppen zu den Emporen gelangt. Eine zweite schmalere Vorhalle, für die Büßer bestimmt, schließt sich an die erstere an und vor ihr liegt wieder ein weites Rechteck, der Vorhof und der Weihbrunnen. Wir sehen also, die Längenrichtung, welche bei den reinen Centralbauten ganz aufgehoben ist, kommt schließlich doch wieder zur Geltung, aber freilich nicht zur einheitlichen, denn die Kuppel beherrscht doch das Ganze und die in der Längenachse angeschlossenen Räume erscheinen nur als Anhängsel.

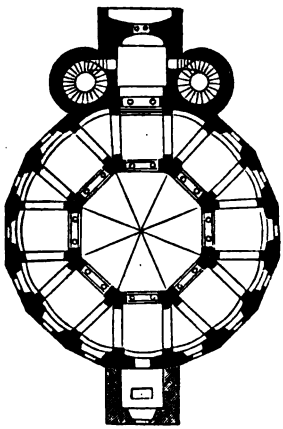


Fig. 7.

b. Noch unvermittelter geschieht dies bei dem Aachener Münster, dessen durch das Obergeschoß genommenen Grundriß Fig. 7 giebt. „Den Kern bildet ein Achteck von 50 Fuß Durchmesser und 100 Fuß Höhe, umgeben von einem zweistöckigen, etwa 60 Fuß hohen Umgange; vor die Ostseite legt sich die ehemals wahrscheinlich abgeschlossene Apsis, vor die Westseite die von zwei Rundthürmen flankirte Vorhalle, deren Obergeschoß die kaiserliche Loge bildete“ (Otte).

3. Der einzige Rundbau, den wir im dermaligen Königreiche Sachsen haben, ist die dem 11. Jahrhundert angehörige, nur noch in dürftigen Ruinen bestehende Schloßkapelle zu Groitzsch.

§ 7. Der romanische Stil. Von Ende des 10. bis in das 12. Jahrh.

Für den Baustil, den wir im Folgenden charakterisiren wollen, ist seit einiger Zeit die Bezeichnung „romanischer Stil“ als die verhältnißmäßig entsprechendste zu allgemeiner Geltung gelangt. Daß die früher oft gebrauchte

„byzantinischer Stil" durchaus nicht zutreffend, ja geradezu irreführend war, wird die Vergleichung des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden klarstellen. Wenn auch einzelne Elemente des byzantinischen Stiles im Abendlande von Einfluß gewesen sind, so hat er doch, wie schon sein Name zeigt, eine entschieden lokale Begrenzung, ruht auf ganz anderen Grundsätzen und ist für uns entfernt nicht von der Bedeutung wie der romanische. Auch der Name „Rundbogenstil", welchen man diesem zum Gegensatz des gothischen als des „Spitzbogenstiles" gegeben, drückt nicht den wesentlichen Unterschied desselben von den anderen Stilarten aus. Dagegen ist der Name „romanisch" insofern bezeichnend, als dieser Stil in einem ähnlichen Verhältniß zu der antiken, römischen Bauweise steht, wie die neueren sogenannten romanischen Sprachen zu der alten römischen Sprache. Der romanische Stil ist um so weniger mit dem byzantinischen zu vermengen, als er gerade in einem bestimmten Gegensatze zu diesem steht, sowohl seinem baulichen Charakter nach, als auch weil er in der lateinischen Kirche zu allgemeiner Geltung gelangt, sozusagen der Stil der katholischen Kirche geworden ist, während jener in der griechischen Kirche ausschließlich herrscht. Nur insofern würde die Benennung irre führen, wenn man meinen wollte, als gehöre dieser Stil vorzugsweise oder gar ausschließlich den Völkern romanischer Zunge an. Er ist aber nicht minder, ja vorzugsweise unter den germanischen und, so weit sie nicht der griechischen Kirche angehören, den slavischen Völkern heimisch und von ihnen gepflegt und ausgebildet worden, während man in Italien, speciell in Rom bis zum 13. Jahrhundert, wo anderwärts der romanische Stil bereits in den gothischen umgewandelt wurde, an der basilikalen Bauweise festhielt. Kein einzelnes Volk hat ein Sonderrecht an diesem Stil, noch weniger verdankt er seine Ausbildung der Bauluft eines prachtliebenden Fürstenhauses, er ist ein Gesammteigenthum des christlichen Abendlandes, der eigentliche Kirchenbaustil des Mittelalters, und die Gothik ist nichts anderes als der schönen Mutter schönere Tochter.

Die Entstehung der Bauweise, welche wir den romanischen Stil nennen, fällt in die Grenze des 1. und 2. Jahrtausends der

christlichen Zeitrechnung. Als die Kämpfe und Stürme verbraust waren, welche nach dem Verfall des karolingischen Reiches Deutschland durchtobten, als festere Staatenbildungen entstanden, die andringenden heidnischen Normannen, Wenden, Ungarn überwunden oder zurückgedrängt waren, als endlich die bange Furcht vor dem Untergange der Welt, welche man mit dem Schlusse des ersten Jahrtausends erwartete, vorübergegangen war, da regte sich ein Baueifer in der abendländischen Christenheit, wie er noch nicht dagewesen war, ja man hat sogar von „Bauwuth" gesprochen: man begnügte sich nicht damit, das unter den Stürmen der Zeit Verfallene neu aufzurichten oder an die Stelle der leichten Noth- und feuergefährlichen Holzbauten massive zu errichten, sondern man riß sogar nieder, um nur neu, größer und schöner zu bauen. Die Kirche fühlte sich jetzt in der Lage, festen Fuß fassen zu können und dieses Selbstgefühl spricht sich in der langgestreckten, breiten, massigen Anlage, namentlich der frühromanischen Kirchen aus. Der Gothik erst blieb es vorbehalten, in ihrem Vertikalbau zum Ausdruck zu bringen, was in dem apostolischen Worte liegt: „Das Zukünftige suchen wir"; in der vorherrschenden Horizontallinie und Massenhaftigkeit des romanischen Stils dagegen spricht sich der erkannte Beruf und entschiedene Wille aus, festen Besitz auf Erden zu ergreifen und alle Lebensverhältnisse der Kirche dienstbar zu machen. Insoweit dieses Bestreben seine Berechtigung hat, wird auch kein Vorwurf darin liegen, wenn man diese Bauweise eine hierarchische nennt. Sie war es auch insofern, als der Kirchenbau damals ganz von der Geistlichkeit, namentlich der Klostergeistlichkeit ausging, und wenn auch Laien nicht blos als Baugehilfen, sondern auch als Baumeister dabei mitwirkten, so lag die Leitung doch ausschließlich in den Händen des Klerus. Bischöfe und andere hohe Geistliche waren oftmals nicht blos die Bauherren, sondern auch die Baumeister, ja es war ihnen nicht zu gering, selbst mit Hand anzulegen und kirchliche Kunsthandwerke zu betreiben, wie wir dies von Bischof Bernward von Hildesheim wissen, der bei seinen Gießer- und Goldschmiedsarbeiten selbst mitwirkte. Aus diesem unmittelbaren Einflusse des Klerus auf den Kirchenbau erklärt sich auch der gemeinsame Typus des

romanischen Baustils, während andererseits, von anderen Faktoren abgesehen, die abweichenden Formen auf Rechnung der verschiedenen mit dem Kirchenbau sich beschäftigenden geistlichen Orden gestellt werden können. Diese und einzelne Klöster waren im früheren Mittelalter das, was im späteren die Bauhütten wurden, Mittelpunkte und Schulen der Kunstbestrebungen.

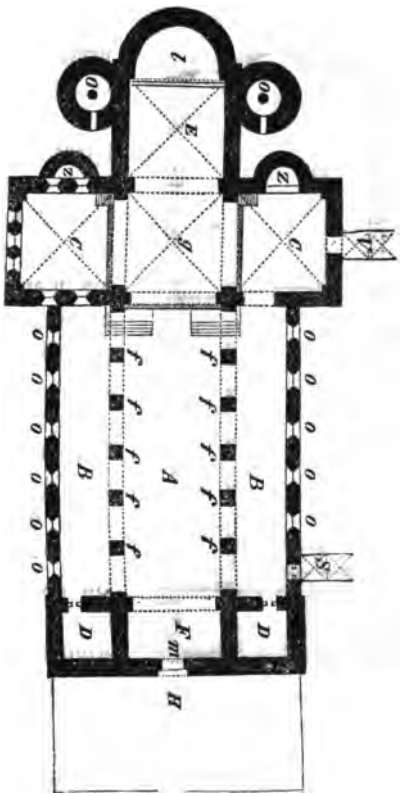


Fig. 8. Der Dom zu Merseburg.
(Nach ursprünglicher Anlage.)

Suchen wir uns jetzt, so weit es der engbemessene Raum und das umfängliche Material gestatten, ein Bild von der romanischen Bauweise zu entwerfen, so müssen wir für's Erste bemerken, daß der Grundriß bei seiner verschiedenartigen Ausgestaltung doch durchgehends der Basilika folgt. Mit Ausnahme von kleinen Landkirchen, wo man sich mit einem Schiff begnügte, finden wir überall drei Schiffe, ein breites Mittelschiff und zwei halb so breite und hohe Seitenschiffe (Nebenschiffe, Abseiten), welche durch von Säulen oder Pfeilern gestützte Arkaden getrennt werden. Diesem sogenannten Langhaus legt sich in der Breite des Mittelschiffes ein Querhaus, Querschiff vor: durch dieses werden die Seitenschiffe abgeschlossen, während das Mittelschiff sich noch jenseit des Querschiffes fortsetzt und mit dem Halbkreis, der Apsis, schließt. Wo diese Anlage in voller

Regelmäßigkeit durchgeführt wird, haben wir ein aus dem Würfel gebildetes, aus sechs (zuweilen mehr) Quadraten bestehendes regelmäßiges lateinisches Kreuz. Das durch die Durchschneidung des Längebalkens von dem Querbalken gebildete Quadrat pflegt man die Vierung zu nennen. — So streng ist aber die Regel nicht immer durchgeführt, vielmehr treten daneben verschiedenartige Gestaltungen des Grundrisses und darum auch des Aufbaues auf. Die Seitenschiffe werden öfters auch in das Querschiff hinein, ja über dasselbe hinaus fortgeführt und im südlichen Deutschland und Oesterreich begegnen wir einer schlichteren Anlage, wo man das Querschiff wegläßt, also die Kreuzesform ganz aufgiebt.

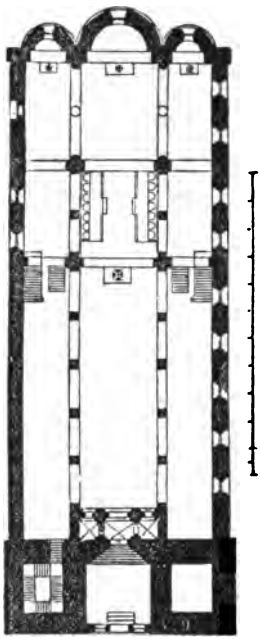


Fig. 9. Der Dom zu Gurk.

Die Eintheilung anlangend, so ist zu bemerken, daß der Altar an der Grenze der Apsis errichtet wurde, die Verlängerung des Mittelschiffes das Presbyterium, den Chor bildete, mitunter aber auch die Vierung noch als Vorchor zum Chor hinzugezogen wurde. In spätromanischer Zeit kommt es auch bereits vor, daß man in Stifts- und Klosterkirchen zwischen Chor und Schiff von Holz oder Stein eine Art Empore errichtete, von offenen Bögen getragen oder mit Durchgängen versehen und durch eine enge Wendelstiege zugänglich, von wo aus das Evangelium verlesen wurde, woher der Name lectorium, korrumpirt Lettner. Dieses Gebäu, welches zuweilen auch zur Aufstellung des Sängerchors benutzt wurde, bildete eine Scheidewand zwischen der Gemeinde und der im Chor ihre besondern Gottesdienste feiernden Stifts- und Klostergeistlichkeit, und weil dadurch der Gemeinde der Blick auf den Altar entzogen wurde, so errichtete man außerhalb des Lettners einen besondern Altar, welcher zum Unterschied von dem

„Hochaltar" Laienaltar, auch Altar crucis benannt wurde, als es Sitte wurde, bei dem Triumphbogen ein großes Kreuz, Triumphalkreuz, aufzurichten.

In diesem Falle wurde er nach den Seiten durch Schranken abgeschlossen. Der Chor ist immer um mehrere Stufen über das Schiff erhöht; wo diese Erhöhung bedeutender ist, ist das immer ein Zeichen von einer vorhandenen Unterkirche (Krypta). Vorhallen, oft in Verbindung mit der Thurmanlage, finden sich regelmäßig, dagegen gehört ein dem Chor gegenüberstehender Westchor zu den Ausnahmen, dient gewöhnlich einem besondern Bedürfniß und muß, wenn man ihn nicht als einen Nebenraum betrachten will, wie der Lettner als eine Störung der Einheit des Kirchenbaues gemißbilligt werden. Dasselbe gilt von den sogenannten Nebenapsiden: man begnügte sich nämlich nicht damit, die Kirche in der Längenachse mit einer Apsis zu schließen, sondern brachte dergleichen auch an den Kreuzarmen, entweder in Osten oder auf der Süd- und Nordseite derselben, ebenso an der Verlängerung der Nebenschiffe an. Diese Nebenapsiden dienten zur Aufnahme von Nebenaltären oder als Kapellen. Mit der Apsidenanlage hängt auch zusammen, daß nach dem Vorbild der Kirche

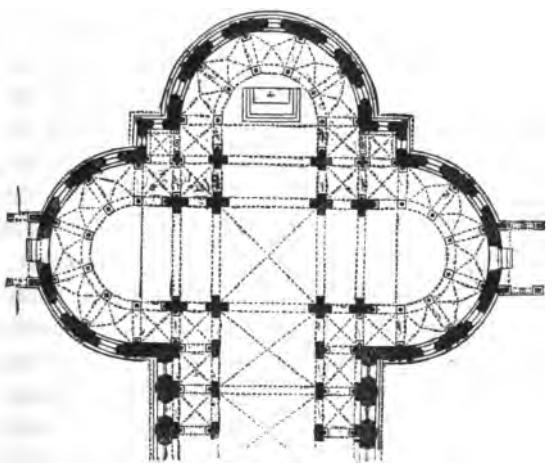


Fig. 10. Grundriß des Chorschlusses von Maria auf dem Kapitol in Köln.

Maria auf dem Kapitol in Köln (Fig. 10) manche Kirchen, besonders häufig am Niederrhein, in der Längenachse und auch an den Kreuzarmen in ganzer Breite mit dem Halbkreis schließen, eine sehr reiche Bildung, Kleeblattgrundriß benannt.

Der Aufbau vollzieht sich in der Weise, daß sich über die die Seitenschiffe abtrennenden Arkadenbögen hohe Wände erheben, auf denen das Satteldach ruht. Die großen Flächen dieser Wände wurden dadurch belebt, daß man oberhalb der Arkaden einen schmalen horizontalen Streifen hervortreten ließ, den Arkadensims, auch wohl von den Arkadenträgern aus Vertikalstreifen nach diesem Sims hinaufführte. Ferner wurde die Wand über dem Arkadensims wohl auch durch offene Bogenstellungen durchbrochen, welche eine Art von Galerie bildeten und mit über den Seitenschiffen sich erhebenden Emporen in Verbindung standen, die zur Aufnahme der im Schiffe nicht Platz findenden Gemeinde, oder, wo sie schmäler sind, nur als Laufgänge zu leichterer Cirkulation (auch wohl bei Processionen?) dienten. Sie sind nur in der Rheingegend häufiger. Ein hervorragendes Beispiel soll weiter unten gegeben werden. (Viel häufiger, um dies hier gleich zu erwähnen, ist in Nonnen-, aber auch in Mönchsklöstern eine über der Vorhalle als Obergeschoß auf einer Bogenstellung errichtete westliche Empore, zu einem Oratorium oder Betchor für die Nonnen bestimmt.) Ziemlich nahe unter dem Dache wurde eine Reihe von Fenstern angebracht, durch welche das Mittelschiff ein schönes Oberlicht empfing. Man nannte diesen Raum den Lichtgaden. Die Fenster waren anfänglich klein, im Rundbogen geschlossen, die Seitenwände (Laibungen) und Sohlen stark abgeschrägt, um das Licht besser eindringen zu lassen und das Regenwasser abzuleiten. In späterer Zeit und bei reicheren Anlagen verzierte man die Fenster durch eine Einrahmung, indem man in die Ecken Säulchen stellte, aus denen sich oben Rundstäbe fortsetzten. Die Seitenschiffe hatten ebenfalls Fenster, waren niedrig und schlossen, wenn sich auch Emporen darüber aufsetzten, doch jedenfalls unter der Fensterreihe des Mittelschiffes durch Pultdächer ab. In der bald niedrigeren, bald höheren Apsis waren gewöhnlich drei kleine Fenster angebracht.

Obwohl man, wie aus den Krypten ersichtlich, den Gewölbebau verstand, so hatte doch das Mittelschiff der romanischen Kirche wie die Basilika nur eine horizontale Decke; selbst bei Prachtbauten findet sich eine solche bis in's 12. Jahrhundert, und die St. Michaeliskirche zu Hildesheim zeigt uns dieselbe in ihrer vollen Bemalung. Auch der Chor und die Seitenschiffe trugen eine solche Holzdecke. Letztere wurden früher überwölbt, das Mittelschiff folgte später nach, auch wurden in schon bestehende Kirchen Gewölbe eingezogen.

Der Gewölbebau ist bei dem romanischen und dem ihm folgenden gothischen Baustil das wichtigste Moment. Die einfachste Form des Gewölbes ist das Tonnengewölbe, die Verbindung zweier Mauern im Halbkreis, wodurch sich ein halber Cylinder bildet. Werden die zwei also überwölbten Mauern an ihren Enden durch zwei andere Mauern verbunden und diese Mauern bis zum Anschluß an das Gewölbe fortgeführt, so erhält man da eine halbkreisförmige Füllung, die Schildwand; der sie umschließende Bogen heißt Schildbogen. Das Tonnengewölbe, welches auf der ganzen Mauer lastet, ist eine schwerfällige, bei weiterer Ausdehnung das Auge durch seine Einförmigkeit ermüdende Form des Gewölbes. Anders verhält es sich mit dem Kreuzgewölbe. „Dieses entsteht dadurch, daß zwei Tonnengewölbe sich kreuzen und gegenseitig durchdringen. Es bleiben dann vier sphärische Dreiecke, Gewölbekappen, übrig, die da, wo sie zusammenstoßen, eine Naht, Gräte oder Gierung bilden, die zusammengenommen eine Kreuzform darstellen. Die Kreuzgewölbe haben nicht mehr ganze Wandflächen als Stütze nothwendig, sondern sie bedürfen nur vier einzelner fester Punkte, — Pfeiler oder Säulen — auf denen sie ruhen. Durch sie ist also der Schub, der bei den Tonnengewölben auf die ganze Mauer geübt wurde, auf einzelne Punkte geleitet." (Nach Lübke.) — Man wendete diese Art zu wölben zuerst bei dem Chor und Kreuzschiff an, wo man in den starken vier mittleren Pfeilern und den Umfassungsmauern kräftige Widerlager hatte. Schwieriger war die Sache, als man später auch an die Ueberwölbung des Mittelschiffs ging. „Die beiden Reihen der niedrigen Arkadenpfeiler waren nicht auf

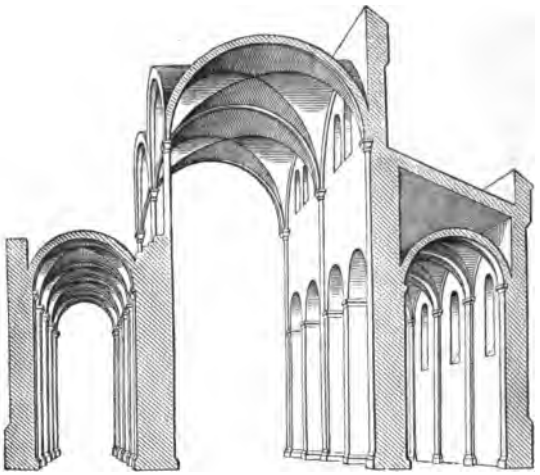


Fig. 11.

die Anlage von Gewölben berechnet. Man half sich, indem man einen um den andern Pfeiler höher hinaufführte und zwar als pilasterartige Wandverstärkung, die oben auf einem Kämpfergesimse das Gewölbe aufnahm. Nun schlug man von dem Kämpfer aus einen breiten Quergurtbogen (Transversalgurt) nach dem des gegenüberstehenden Pfeilers. Hatte man so mehrere Pfeiler durch Querbänder verbunden, so führte man ähnliche Gurten, der Längenachse des Gebäudes nach, von einem Pfeiler zum andern, Longitudinalgurten, und erhielt auf diese Weise oben lauter im Quadrat errichtete Gurtbänder, in die man nun die Füllung der Gewölbe leicht hineinsetzen konnte." (Vergl. Fig. 11.) — „Einen weitern Schritt der Entwicklung that die Architektur, als man begann, auch den Diagonalbildungen eine festere Konstruktion in Gestalt von straffen, zumeist runden Kreuzrippen (Diagonalrippen) zu geben. Hierdurch wurde es möglich, das Gewölbe, das anfangs aus schweren, 1—1½ Fuß dicken Bruchsteinen gebaut wurde und sich selbst tragen mußte, immer dünner (bis zu 4—5 Zoll Dicke) anzulegen, es aus immer leichterem Material, Tuff und Ziegelsteinen, zu konstruiren und es mehr

als bloße Füllung jenes Rippenwerkes zu behandeln. Der Durchschneidungspunkt der Kreuzrippen (der Scheitel des Gewölbes) wurde zu einem runden, nachmals oft reich verzierten Schlußstein ausgebildet. Später — wir wollen das hier anticipiren, obwohl es erst der gothischen Epoche angehört — ging diese Theilung des Gewölbes noch weiter und führte zu den Sterngewölben und noch komplicirteren Konstruktionen." (Wie oben.)

Wenn die romanische Kirche durch diesen Gewölbebau schwungvoller und erhabener wurde, so wurde sie andererseits durch die weitere Durch- und Umbildung der einzelnen baulichen Glieder in reicher und phantastischer Weise geschmückt. Zunächst die Stützen der Gewölbe. Man verwendete, wie bemerkt, dazu Säulen und Pfeiler, entweder ausschließlich das Eine oder das Andere oder aber beide in verschiedener Abwechslung und Verbindung. Der Säule gab man fast durchweg die attische Basis, der man eine kräftige Platte (Plinte) unterlegte: der leere Raum zwischen der runden Säule und der viereckigen Unterlage wurde durch das aus letzterem hervorwachsende, an die erstere sich anlehnende s. g. Eckblatt ausgefüllt und so der Uebergang vermittelt. Der Schaft der Säule ist meist rund, seltener polygon, steigt entweder cylindrisch aufwärts oder verjüngt sich nach oben. Er ist entweder glatt oder durch die Skulptur verziert, nicht blos gefurcht (cannelirt) wie der antike Säulenschaft, sondern in der allermannigfaltigsten Weise, oft jede Wiederholung verschmähend.

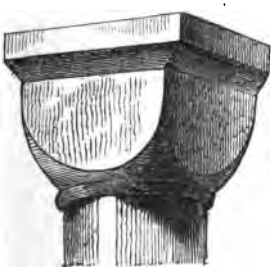


Fig. 12.

Fig. 13.

Entweder ist er aus einem Stück (ein Monolith) oder aus mehreren Stücken (Trommeln) zusammengesetzt. Das Kapitäl, welches durch den Hals, einen kleinen runden Wulst, mit dem Schafte verbunden wird, ist sehr verschieden: in der früheren Zeit nahm man sich das antike Kapitäl, besonders das römische, zum Muster, weiterhin gelangte ein dem römischen Stil eigenthümliches, das Würfelkapitäl zur Herrschaft. Es besteht aus einem nach unten abgeschlagenen und abgerundeten Würfel, dessen vier unten im Halbkreis geschlossene Flächen, anfangs glatt, später in der mannigfaltigsten Weise mit gewundenen und geflochtenen Bändern, mit Blattwerk und abenteuerlichen Thiergestalten u. s. w. verziert werden, wobei man nicht gerade allemal eine symbolische Deutung suchen muß. Auch die in sehr verschiedener Weise gebildete Deckplatte mußte Raum für ähnliche Verzierungen bieten. (Vergl. Fig. 12 u. 13 als Beispiele des glatten und verzierten Würfelkapitäls.) Neben dem würfelförmigen geht noch ein glockenförmiges Kapitäl her.

Auch der Pfeiler erfuhr eine weitere Ausbildung. Er bestand aus einem quadratischen oder rechtwinkeligen Mauerkörper auf einer einfachen Basis und mit einem verschiedengegliederten Kämpfergesims; man sorgte nun aber dafür, daß er weniger massig erschien, indem man die Ecken schräg verschnitt (abfaste)

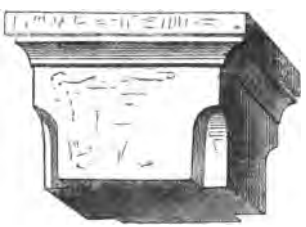


Fig. 14.

Fig. 15.

oder auch rechtwinkelig auskantete und diesen Ab- oder Ausschnitt nach oben und unten in einiger Entfernung von der Basis und dem Kämpfergesims in einen Ablauf ausgehen ließ, oder indem man in die Ausschnitte Halb- oder Dreiviertelsäulchen einsetzte. (Vergl. Fig. 14 u. 15.) Wie die Säule auf diese Weise ihrer

Selbständigkeit als freistehendes, tragendes Bauglied beraubt wurde, so legte man auch den Pfeiler nach Bedürfniß einer Wand vor und er wurde nun zum Wandpfeiler oder Pilaster. Weiter ausgebildet und mit der Säule in eine organische Verbindung gebracht wurde aber der Pfeiler erst in Folge des komplicirten Gewölbebaues, indem man ihm kräftige Halbsäulen zur Stütze der Quer- und Längengurte vorlegte, auch als Träger der Querrippen schwächere einfügte. (Fig. 16.) Zwischen

Fig. 16.

diesen Hauptpfeilern als Gewölbeträgern stehen dann einfachere Pfeiler oder Säulen für die Arkadenbögen. Diese wurden wenigstens insoweit belebt, daß man anstatt der rechtwinkligen Kanten Rundstäbe anbrachte. Außerdem wäre nur noch zu bemerken, daß auch die über den Arkadenbögen und an anderen Stellen angebrachten Gesimsbänder einen plastischen Schmuck erhielten.

Zu der Zierlichkeit der Form kam die Pracht der Farbe: das Blattwerk der Kapitäle, die Rippen der Gewölbe, die Schlußsteine und andere hervorragende Glieder wurden mit Farbe, wohl auch mit Gold staffirt, die Zwickel der Bögen, der Lichtgaden, die Wände, auch wohl die Gewölbekappen erhielten Malereien. Die Tünche, welche dermalen diese Farbenpracht, diese freilich oft kunstlosen, immerhin aber charaktervollen Malereien bedeckte, ward im Mittelalter wenig angewendet: was aus Werkstein gebaut war, behielt die natürliche Farbe und es wurde unmittelbar auf den Stein gemalt; selbst bei den Ziegelmauern war dies zuweilen der Fall, und wo man zum Putz genöthigt war, verzierte man doch in irgend einer Weise die Flächen. Am Aeußern, um dies hier gleich anzuschließen, verwendete man, wo der Ziegelbau vorherrschte, besonders in Norddeutschland, schwarz, roth und grün glasirte Ziegel, sogenannte Wechselsteine an den Mauern und auf dem Dache.

Sonst war das Aeußere in der frühern Zeit sehr einfach und erst später suchte man die großen und schweren Mauermassen mehr und mehr zu beleben. Eine der früheſten Zierden der Außenseite ist der unter dem Dachgesims hinlaufende, aus einfachen oder künstlichen zusammengesetzten Halbkreisbögen bestehende

Rundbogenfries, ein charakteristisches Merkmal der romanischen Periode, der weiterhin von verschiedenartig gebildeten Zierbändern (Zickzack, Zahnfries, Kugel- oder Perlstab, Schachbretverzierung u. s. w.) begleitet wurde. Hervorragende Wandstreifen (Lisenen), wie wir sie schon an der ravennatischen Basilika fanden, verlaufen in diesen Rundbogenfries, trennen die große Wandfläche in einzelne Felder und bewirken in dieser Verbindung eine schöne Harmonie der horizontalen und vertikalen Linie.

Den Uebergang von dem im Ganzen äußerst schlichten Aeußeren zu dem reichen Inneren bilden die Portale und auf sie verwendet der romanische Baustil ganz besondern Fleiß und Schmuck. Weit sich öffnend und reich verziert laden sie zum Eintritt ein. Das Hauptportal pflegt an der Westseite zu sein. Von der Lage der Kirche und ihrer Bestimmung (z. B. ob Klosterkirche oder nicht) hängt die Anlage der übrigen Portale ab. Der Eingang selbst, die Thür, ist rechtwinklig gehalten und wird horizontal durch den Thürsturz abgeschlossen. Darüber erhebt sich ein halbkreisförmiges Feld, das Bogenfeld oder Tympanon, in der Regel mit bedeutungsvollen, geschichtlichen und symbolischen Reliefdarstellungen geschmückt. Der Gekreuzigte mit Maria und Johannes, der thronende Christus, die Anbetung der Weisen, das Siegeslamm, die segnende Hand u. s. w. sind besonders beliebte Darstellungen. Die Seitenwände sind weit abgeschrägt und stufen sich in zwei oder mehreren Pfeilerecken ab, welche in ihren rechtwinkligen Vertiefungen Säulen aufnehmen. Auf den Deckplatten setzen sich Rundstäbe auf, welche in Halbkreisen das Tympanon umziehen: sie sind in derselben mannigfaltigen Weise, wie wir dies soeben von den Dachfriesen gesagt haben, und noch reicher verziert. Zwischen den Säulen, auf niedrigeren Säulen stehend, finden sich bei großen Portalen auch noch Bildsäulen und der figurale Schmuck pflanzt sich auch wohl noch oberhalb in den Bogen fort. So bei der s. g. goldenen Pforte des (gothisch umgebauten) Domes zu Freiberg, des reichsten und schönsten Portales, das wir überhaupt haben. An ihm sind auch noch die letzten Spuren von Gold und Farbe wahrzunehmen, mit denen man diese Skulpturen in reichster Weise schmückte.

Ein ganz besonders imposantes Ansehen verschaffte der anfangs noch thurmlosen romanischen Kirche die Anlage von Thürmen, welche bei diesem Baustil zuerst in einen organischen Zu-

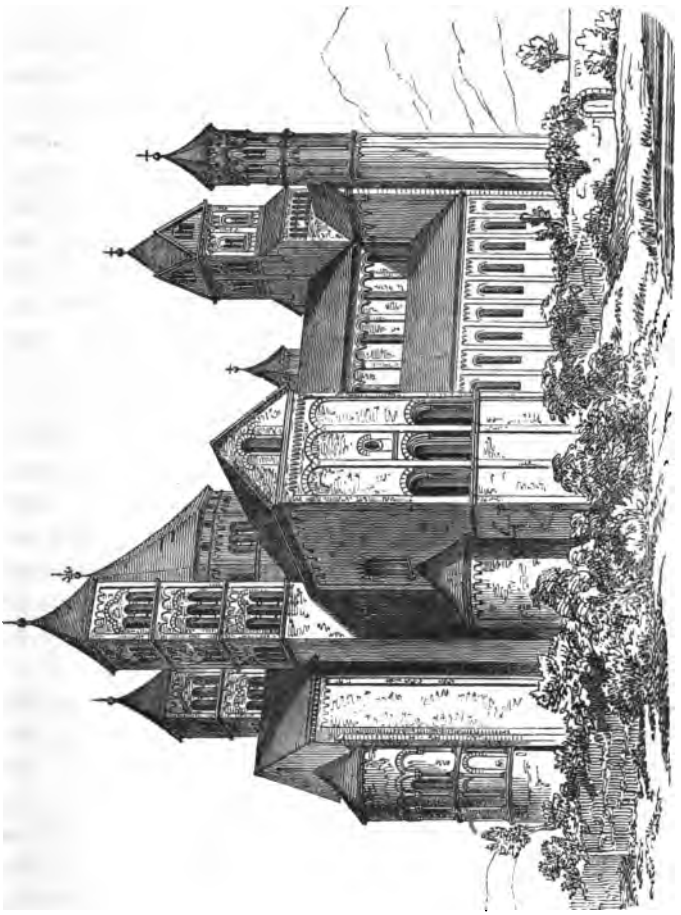


Fig. 17. Abteikirche zu Laach.

sammenhang mit dem Gebäude gesetzt wurde. Sie waren seltener rund, öfter viereckig und dann meist oben in das Achteck übergehend. Die einfachste Anlage ist ein Thurm an der Westseite,

über der Vorhalle sich erhebend, der etwa an den Ecken der Seitenschiffe von zwei Eckthürmen flankirt wird. Oefter sind es zwei gleichartige Thürme vor den Seitenschiffen, anfangs durch einen horizontal abschließenden Mittelbau verbunden; späterhin wird ein Giebel daraus. Ferner setzt man gern der Vierung einen großen achteckigen Thurm auf, führt auf der Ostseite ebenfalls zwei Thürme auf und legt endlich auch wohl den Kreuzarmen je einen oder selbst zwei Thürme vor. Auf diese Weise entstehen die verschiedenen Thurmanlagen: zwei und drei Thürme sehr häufig, vier (Dom zu Bamberg), fünf (Münster zu Bonn), sechs (die Dome zu Mainz, Worms, Speier und die Klosterkirchen von Laach und S. Michael in Hildesheim), sieben (der Dom zu Limburg). — Die Thürme sind in Stockwerke getheilt, durch Lisenen und Bogenfriese belebt, die Fenster durch eine oder zwei Mittelsäulen zu je zwei oder drei gruppirt, auch durch Säulen und Bogenstellungen eingerahmt. Die Thürme der ältesten Zeit sind niedrig, festungsartig, durch ein Satteldach überdeckt; auf die Höhe derselben legte man auch bei den Prachtbauten in der ganzen romanischen Periode nicht den Werth, wie später in der Gothik. Die Bedachung ist sehr mannigfach und richtet sich nach der Grundfläche der Mauer, auf welcher das Dach aufsitzt und darnach, ob sich das Dach unmittelbar auf der Horizontale der Mauer erhebt, oder ob erst noch Giebel angeordnet sind: sonach hat bei runden Thürmen das Dach eine konische, bei quadratischen und polygonen eine pyramidale Bildung.

Das im Obigen Gesagte gilt selbstverständlich nur von den ansehnlicheren Bauwerken; aber den Grundtypus behalten auch die kleinsten und unansehnlichsten Landkirchen bei: sie sind einschiffig, aber dreitheilig, der Chor um etwas schmäler als das Schiff und an das Chor schließt sich im Halbkreis oder auch im Rechteck die Apsis. Wenn irgend möglich baute man auch einen Thurm, den man entweder in Westen, in der Breite des Schiffes, selbst darüber hinaus, oder über dem Chore anordnete: erstere geben der Kirche ein festungsartiges Ansehen, dienten auch wirklich zum Schutz. Der Luxus der Doppelthürme kommt nur in wenigen Beispielen vor.

Zusätze. 1. Es würde vielleicht erwartet werden, auch ganz zweckmäßig sein, wenn wir an dieser Stelle eine Uebersicht über die wichtigsten Bauwerke der romanischen Periode geben wollten; allein wenn wir uns auch auf Deutschland und auf die Hauptwerke beschränken wollten, würden wir die Grenzen dieses Buches weit überschreiten. Wir müssen daher den nach weiterer Belehrung verlangenden Leser an die oben [§ 4, Zusatz 2] angeführten Fachwerke verweisen und geben im Folgenden nur einen spärlichen Auszug aus der über die einzelnen deutschen Landschaften sich verbreitenden Literatur:

(Schreiber), Denkmale deutscher Baukunst d. M. am Oberrhein. 1825—28. — Boisserée, Sulp., Denkmale der Baukunst am Niederrhein. 1843. — Waagen, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Th. 2. 1845. — Geier und Goez, Denkmale romanischer Baukunst am Rhein. 1846.

Mauch, Abhandlungen über die mittelalterlichen Baudenkmale in Württemberg. 1849. — Eisenlohr, Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. 1853 ff. — (Aretin), Alterthums- und Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses. 1854 ff. — Sighardt, Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising. 1855. — Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. 1855—58. Supplemente 1858—62. — Bavaria, Landes- und Volkeskunde des Königreichs Bayern. 1860. — Sighardt, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern. 1862. — Lorent, Denkmale des Mittelalters in dem Königreich Württemberg. 1866.

Mittelalterliche Kunstdenkmäler des östreichischen Kaiserstaates, hrsg. von Heiber, v. Eitelberger und Hieser. 1856—59. — Springer und v. Waldheim, Oestreich's kirchliche Kunstdenkm. der Vorzeit. 1856. — Jahrbuch der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler von 1856 an.

Waagen (s. o.) 1. Thl. — Bechstein, Kunstdenkm. in Franken und Thüringen. 1844. — Mittelalterliche Baudenkm. in Kurhessen, herausg. von dem Verein für hessische Geschichte u. Landeskunde. 1862 ff.

Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. 1835—52. — (Hase), Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens, herausg. von dem Ingenieur- und Architekten-Verein für das Kgr. Hannover. 1856 ff. — Mithoff, Kirchen und Kapellen im Königreich Hannover. 1856.

Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westphalen. Mit einem Atlas 2c. 1853.

Essenwein, Norddeutscher Backsteinbau im Mittelalter. 1856. — Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates. 1859 ff.

2. a. Die beigegebenen Grundrisse des Domes zu Merseburg Fig. 8 und des Domes von Gurk in Kärnthen Fig. 9 sind geeignet, uns

die Anlage der romanischen Kirchen in ihren Hauptzügen zu versinnlichen. Ersterer ist eine sehr regelmäßige Anlage, die man ganz in die sechs Seiten des Würfels zerlegen kann: denken wir uns die Vierung g als dessen Grundlage, so geben seine südliche und nördliche Seite die Kreuzarme C und C, die östliche den Chor E und die westliche nebst der Oberseite das Schiff A, die Seitenschiffe B und B haben je die halbe Breite des Mittelschiffs. In der Achse derselben erheben sich die beiden Glockenthürme D und D und schließen das Zwischenhaus F mit dem Hauptportal m ein, welches aus der Vorhalle H in dieses führte. Das Altarhaus oder der Chor E wird durch die Apsis l geschlossen und durch zwei östliche Rundthürme o flankirt. Die Kreuzarme haben an der Ostseite kleinere Apsiden z. In Kloster- und Stiftskirchen schließt sich an eine der Langseiten, hier die südliche, der Kreuzgang an, von wo aus Nebenportale S und V in die Kirche führen. — Dem Dom zu Gurk fehlt das Kreuzschiff, und statt dessen gehen die Seitenschiffe parallel mit dem Unter- und Oberchor bis zum östlichen Ende, wo sie wie das Altarhaus mit Apsiden in ihrer ganzen Breite schließen. Das Schiff besteht aus vier Quadraten, in Westen sind zwei Thürme, welche das Zwischenhaus einschließen, von wo aus man zu dem in das Schiff eingebaute Nonnenchor [s. oben S. 50] gelangt. Die aus den Seitenschiffen ab- und aufwärts führenden Treppen deuten auf die unter dem Chor befindliche Krypta. Im Vorchor sind die Chorstühle angegeben, an den Nebenapsiden die Nebenaltäre und vor dem Triumphbogen der Laienaltar, die Kleeblattanlage versinnlicht uns der Theil des Grundrisses von Maria auf dem Kapitol in Köln (Fig. 10). Der Reichthum dieser Anlage beruht darin, daß sich um die drei Hallen des Kreuzbaues eine von Säulen getragene Galerie fortzieht. Die Vierung ist durch eine Kuppel überwölbt.

2. b. Die oben (Fig. 17) gegebene Ansicht der Abteikirche zu Laach (1112 bis 1156) kann dazu dienen, uns Mehreres von dem oben Gesagten zu versinnlichen. Wir haben hier einen vielgegliederten, eleganten, thurmreichen Bau vor uns. Man beachte das doppelte Querschiff, den achteckigen Kuppelthurm über der östlichen Vierung, die beiden viereckigen Thürme in der Ecke zwischen dem Altarbau und den Nebenapsiden, ferner den über der westlichen Vierung auf breitem Unterbau sich erhebenden viergiebeligen Thurm, der von zwei Rundthürmen an den Giebeln der Querarme flankirt wird, endlich die durch Lisenen, Bogenfriese und Quergurte abgetheilten und belebten Wandflächen und Thürme und die Gruppirung der Fenster. Der vor der Westfronte angelegte überaus schöne Säulenhof (Paradies) ist auf unserer Ansicht nicht zu sehen.

3. a. **Die Kreuzesform.** (Zu S. 48). Es ist höchst wahrscheinlich, daß die kreuzförmige Anlage von vornherein symbolisch gemeint war, wenigstens ist sie in frühester Zeit schon so gedeutet worden. Diese

Symbolik aber in der Weise, wie dies z. B. von Kreuser geschieht, durchzuführen, ist eine geschichtlich unberechtigte Spielerei. Seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts findet die Kreuzesanlage nur noch selten Anwendung.

3. b. **Die Vierung.** (Zu S. 48.) In den Rheinlanden und Westphalen kommt häufig über der Vierung ein eine hohe Kuppel umschließender Mittelthurm vor: dies ist ein Fall, wo sich der romanische Stil, wenn auch nur entfernt, mit dem byzantinischen berührt, ohne daß deshalb gerade an byzantinische Vorbilder zu denken wäre. Das Vorbild des Aachener Münster würde zur Erklärung ausreichen.

3. c. **Die Krypta.** (Zu S. 49.) In allen größeren Kirchen der frühromanischen Periode findet sich unter dem Chore, zuweilen auch unter dem ganzen Kreuzbau sich hinziehend, eine Gruftkirche mit Gewölben, auf Säulen oder Pfeilern ruhend und mehrere gleichhohe Schiffe bildend, mit Apsis und Altar darin. Die Anlage dieser Gruftkirchen oder Krypten hängt wahrscheinlich mit der altchristlichen Sitte, über den Gräbern der Märtyrer das Abendmahl zu feiern, und dem darauf beruhenden Gebrauche, unter dem Altare, in einem besonderen Raume, der s. g. confessio, die Märtyrergebeine, insbesondere des Titelheiligen der Kirche, beizusetzen, zusammen, ist wegen der dadurch bedingten bedeutenden Erhöhung des Chorraums von Einfluß, wird aber später vernachlässigt und verschwindet endlich ganz.

4. Das Königreich **Sachsen** besitzt nur wenige Reste aus der romanischen Bauperiode, darunter freilich ein Kleinod, wie es kaum anderswo zu finden, das von dem früheren Bau noch übrig gebliebene Portal des Domes zu Freiberg, die s. g. goldene Pforte. Nur die durch ihre unvergleichlichen Skulpturen berühmte Klosterkirche von Alt-Zschillen (jetzt Wechselburg, von dem Grafen von Rochlitz Dedo IV. im J. 1174 gegründet und in allen Haupttheilen wohl erhalten, ist im Stande, uns das volle Bild einer ursprünglich flachgedeckten (später eingewölbten) romanischen Pfeilerbasilika zu geben. Die Nikolai-, jetzt Begräbnißkirche zu Dippoldiswalda gehört schon der Uebergangszeit an.

§ 8. **Der Uebergangsstil.** 1200 bis 1250.

Wir folgen blos dem Herkommen, wenn wir von dem s. g. Uebergangsstil in einem eigenen kurzen Abschnitt handeln, nur um den Lesern auch darüber Bescheid zu geben, denn von einem eigenen Stil kann nicht die Rede sein, wie denn auch schon in dem Namen selbst ein gewisser Widerspruch liegt. Es handelt sich eben nur um den Uebergang von dem einen Stil zum andern, von dem romanischen zum go-

thiſchen: während dieſer im nördlichen Frankreich bereits in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Geltung gekommen war, hielt man in Deutſchland, namentlich landeinwärts, noch länger an den gewohnten, ſtrengeren romaniſchen Formen feſt und nur in den näher an Frankreich grenzenden Ländern, in den Rheingegenden, machte ſich der Einfluß der neuen Formen früher und ſtärker geltend, und der unter dieſem Einfluß ſtehende romaniſche Stil iſt das, was wir den Uebergangsſtil nennen.

Es will angeſichts der herrlichen Leiſtungen der ſpätromaniſchen Zeit nicht recht zutreffend ſcheinen zu ſagen, daß der romaniſche Stil ſich überlebt habe, im Gegentheil beweiſt er ſeine Lebenskraft gerade darin, daß er ſich ſelber nicht genügt, daß er ſtrebt, über ſich ſelbſt hinaus zu kommen und ſich fähig erzeigt, neue Bildungen in ſich aufzunehmen.

Die Raumtheilung bleibt in dieſer Zeit noch ganz dieſelbe, und nur inſofern wird der Grundriß verändert, als man hier und da anfängt, die Apſis polygon zu geſtalten, anfangs nur äußerlich, mit Beibehaltung des Halbkreiſes im Innern, dann auch innerlich. Dabei liegt der Chorraum niedriger, weil die Krypta in Wegfall kommt.

Die Fenſter, in der flachgedeckten Baſilika in gleichen Abſtänden in der Mauerfläche vertheilt, waren in Folge der Einführung der Gewölbe ſo geſtellt worden, daß jede Schildwand ein Fenſter erhielt, und weil dies zu wenig Licht gab, hatte man ſie paarweiſe angeordnet. In der Uebergangszeit ging man weiter, führte ſie tiefer herab, gruppirte ſie zu dreien pyramidal, ſo daß das mittlere höher wurde, umſtellte ſie mit Säulen, über denen ſich Bögen erhoben, ſtellte auch wohl zwei Fenſter in eine Mauerblende und brachte in der Mauerfläche zwiſchen den beiden Fenſterbögen ein kleines Rundfenſter oder einen Dreipaß an. Damit war man bereits dem durchbrochenen gothiſchen Fenſter ganz nahe gekommen. Auch fallen in dieſe Zeit die großen prachtvollen Fenſterroſen oder Radfenſter, welche von der einfachen Form eines von mehreren anderen Kreiſen umgebenen Mittelkreiſes ausgehend die Geſtalt eines Speichenrades annehmen und ſich immer reicher und reicher entwickeln. Sie kommen vorzüg-

lich an den Westportalen und über den Portalen der Kreuzarme vor und gehen in die gothische Zeit über.

Neben dem der romanischen Periode eigenthümlichen Würfelkapitäl war schon gegen das Ende desselben das glocken- oder kelchförmige aufgetreten; dieses behauptet sich in der Uebergangszeit und bildet sich in dem aus dem Schafte gleichsam Blätter und Stengel treibenden Knospenkapitäl, einem besonderen Charakteristikum dieser Zeit, noch mehr organisch aus. Ebenso sind die Theilungsringe an den die Gurte tragenden hohen Halbsäulen ein Kennzeichen dieser Zeit. Einem praktischen Bedürfniß — Herstellung einer Verbindung mit der Wand — entsprungen haben sie zugleich dekorativen Zweck und Wirkung, unterbrechen in entsprechender Weise die langen Säulen und gleichen den Knoten der schlank aufschießenden Grashalme, in denen die Triebkraft für einen Augenblick zum Stillstand kommt, um alsbald neu aufzuschießen.

Die Hauptsache aber bei dem Uebergangsstil ist das Auftreten des Spitzbogens, wobei jedoch zu beachten, daß er jetzt mehr noch als dekoratives denn als konstruktives Bauglied zur Geltung kommt; erst in der Gothik erscheint er in letzterer Beziehung in seiner ganzen Bedeutung und hat eine völlige Umgestaltung des Aufbaues zur Folge. Er tritt für's erste gewissermaßen schüchtern auf, nur wenig über den Rundbogen sich erhebend und auf das Innere sich beschränkend. Während das Aeußere noch ganz den romanischen Typus trägt, kommt er zuerst an den Arkadenbögen und Kreuzgewölben zum Vorschein; dann tritt er auch am Aeußeren, an dem Bogenfries, den Thurmfenstern und Portalen hervor; zuletzt an den Fenstern des Langhauses. Gleichzeitig mit dem Spitzbogen kommen noch andere Bogenformen, der Kleeblattbogen, der Zackenbogen, der Hufeisenbogen und gewisse Friesornamente vor, welche auf den Orient als die gemeinschaftliche Heimath hindeuten und durch Kreuzfahrer und Pilger eingeführt sein mögen. Es war eine große Zeit des Ringens und Strebens, wo man, unbefriedigt von dem Erreichten, nach den verschiedensten Bildungen griff, die sich darboten bis man in der Gothik das neue Princip gefunden hatte, das nun

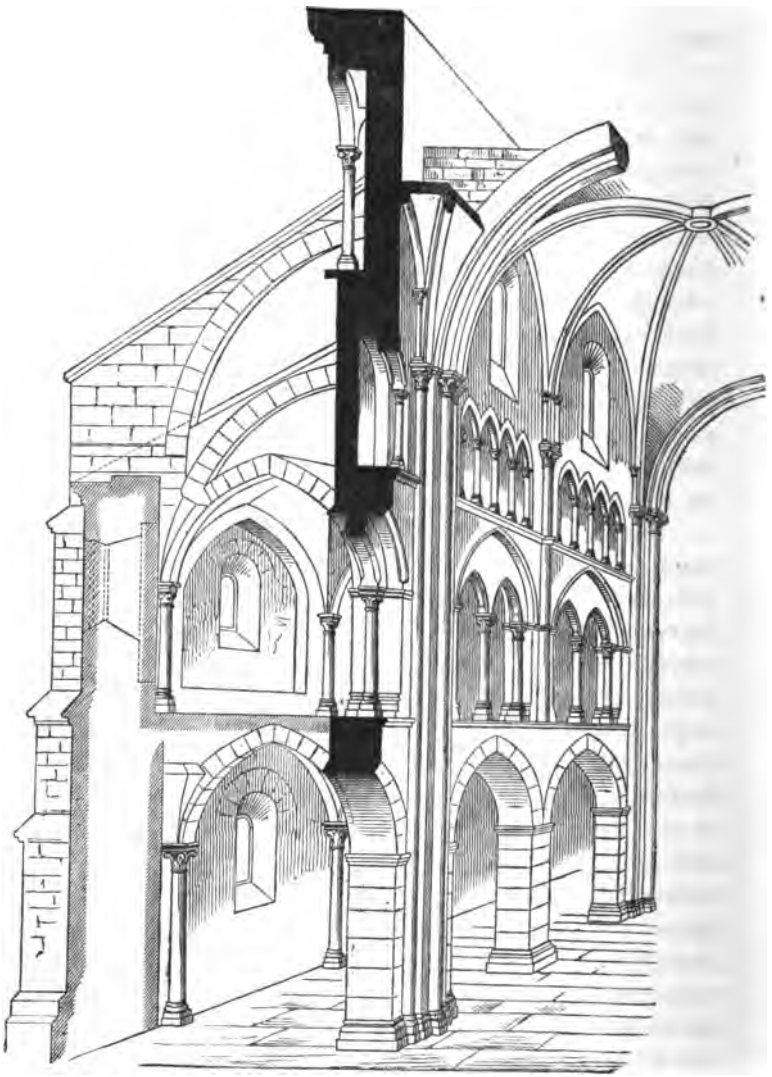


Fig. 18. Vom Dom zu Limburg.

in allen seinen Konsequenzen bis zu endlicher Erschöpfung durchgeführt wurde.

Die Bauten der Uebergangsperiode sind vorzüglich am Rhein vertreten (Theile von St. Martin und Aposteln in Köln, das Münster zu Bonn, die Abteikirche von Heisterbach, die Quirinuskirche in Neuß u. s. w.); außerdem sind besonders bekannt die herrlichen Bauwerke der Dome von Limburg an der Lahn, Naumburg, Bamberg.

Zusatz. Der beigegebene Holzschnitt (Fig. 18), welcher einen Theil des Schiffes von dem Dom zu Limburg (aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) darstellt, zeigt uns eine Pfeilerbasilika mit dem seltenen Beispiel einer doppelten, reizend durchgeführten Galerie über den Seitenschiffen. Ihrem Grundriß und allen Profilen und Verzierungen nach ist es noch ein ganz romanischer Bau, die Fenster noch rundbogig überwölbt; aber nicht blos tritt an den Arkaden der Seitenschiffe und den Galerien der Spitzbogen auf, sondern es beginnt bereits an dem Gewölbebau die gothische Konstruktion.

§ 9. Der gothische Stil. 13. bis 16. Jahrhundert.

Der gothische Stil hat mit den Gothen nicht das Geringste zu schaffen. Der Name gothisch stammt von den Gegnern her, von den Italienern, welche diesen Stil nie völlig verstanden und selbständig geübt haben und in der Zeit, wo sie vollständig zur Antike zurückgekehrt waren (Zeit der Renaissance), ihn mit diesem Spottnamen als etwas Barbarisches oder Altfränkisches kennzeichnen wollten. Wir können ihn uns aber als etwas einmal üblich Gewordenes gefallen lassen, zumal andere dafür vorgeschlagene Namen auch mißverständlich sind, denn mit „Spitzbogenstil" ist sein Charakter auch nicht ausgedrückt (vgl. S. 45) und als deutschen oder germanischen dürfen wir ihn im Gegensatz zum romanischen auch nicht bezeichnen, da er in Deutschland zwar die weiteste Verbreitung und schönste Ausbildung gefunden hat, in Nordfrankreich aber und England früher aufgetreten ist.

Es ist von vornherein nachdrücklich zu betonen, daß das Princip des gothischen Stiles wesentlich konstruktiv ist und daß die so überaus reiche und zierliche Dekoration, an der so Vieler Augen ausschließlich haften, erst eine Zuthat ist, eine allerdings

innerlich bedingte und in der Blüthezeit des Stiles durchaus organisch entwickelte Zuthat, aber doch nur eine Zuthat, und daß es ein Zeichen des hereinbrechenden Verfalls war, als man sie als die Hauptsache zu betrachten anfing. Das Wesen des gothischen Baustils, wie es sich namentlich in den großen gothischen Kathedralen geradezu überwältigend jedem unbefangenen Gemüthe kundgiebt, ist einerseits das Vorherrschen der Vertikallinie, das Himmelanstrebende dieser Wunderbauten, andererseits und eng damit zusammenhängend die Auflösung der schweren Mauermassen. Beides wurde möglich durch die struktive Anwendung des Spitzbogens, der, an sich schon aufstrebend, es möglich macht, die ganze große Last des Gebäudes auf einige wenige feste Stützen zu vertheilen und das Knochengerüste eines Baues aufzuführen, dessen Mauern nichts mehr zu tragen haben, sondern das Ganze nur noch umkleiden, wie Haut und Fleisch im menschlichen Körper, weshalb es denn auch als ein technischer Vorzug dieses Stils gerühmt wird, daß verhältnißmäßig mit den geringsten Mauermassen die größten Räume umschlossen werden. In diesen kühn aufstrebenden, den Gesetzen der Schwerkraft gleichsam Hohn sprechenden Bauwerken mit ihren hohen, weiten Hallen und ihrem luftigen, gleichsam durchgeistigten Mauerwerk beurkundet sich ein Sieg des Geistes über die Materie, wie in keinem anderen der Welt. Mit welchem Rechte man ihn als den specifisch katholischen Baustil hat geltend machen wollen, ist schwer verständlich; dem römischen Katholicismus ist er mit seinem idealen Zuge geradezu entgegengesetzt, und es ist wahrlich nicht zufällig, daß er in Italien nie recht heimisch geworden, daß bei den meisten gothischen Bauten der südlichen Länder deutsche Baumeister die Hauptrolle gespielt haben, und daß die Päpste der allerdings schon völlig dahinsiechenden Gothik in den Augen der Welt durch die Erbauung der Peterskirche den Todesstoß versetzt haben.

Bedeutungsvoll in dieser Beziehung ist auch, daß in der gothischen Periode die Bauleitung aus den Händen des Klerus, besonders der Klostergeistlichkeit, in die weltlicher Baumeister überging, welche in besonderen Genossenschaften, den sogenannten Bauhütten, sich sammelten. Während der Klerus theils verwelt-

lichte, theils anderen Aufgaben sich zuwendete, wurde hier das Recht der Gemeinde, mitzubauen am Hause Gottes, im buchstäblichen Sinne des Worts geltend und das apostolische Wort, daß alle Gaben zu gemeinsamen Dienste gegeben sind, nach dieser Seite hin wahr gemacht.

Gehen wir nun darauf ein, den gothischen Baustil in etwas specieller zu charakterisiren, so müssen wir zuvörderst in Betreff des Grundrisses bemerken, daß derselbe eine wesentliche Umgestaltung nicht erleidet, und daß wir nach dieser Seite hin einen reformatorischen Zug zu erkennen nicht vermögen. Es ist richtig, daß durch den Wegfall der Krypten die übermäßige Erhöhung des Chores über das Schiff, durch welche die Einheit der Kirche gestört wird, aufhört; auch dürfte der von jetzt an übliche polygone Chorschluß, die hohe Ueberwölbung und glänzende Beleuchtung desselben dem Zielpunkt des Gotteshauses besser entsprechen, als das geheimnißvolle Dunkel der gold- und farbenprächtigen düstern Kuppel der romanischen Kirche; und endlich wird man es kaum für einen Verlust erachten können, wenn man anfing, das Querhaus aufzugeben, das durch die dadurch bewirkte Kreuzform der Kirche wohl eine symbolische, nicht aber eine liturgische Bedeutung hatte. Dem stehen aber entschieden bedenkliche Neuerungen gegenüber: mit dem jetzt häufiger vorkommenden und glänzend ausgeführten Lettner tritt die hierarchische Scheidung von Klerus und Volk in schroffster Weise hervor, wofür in dem Zusammenschmelzen von Langhaus und Chor, das sich weiterhin immer mehr anbahnt, kein Ersatz gefunden werden kann, denn Trennung und Gliederung sind zweierlei. Das Bedenklichste aber ist, daß durch das Hereinziehen der Strebepfeiler in das Innere der Seitenschiffe (z. B. in St. Lorenz in Nürnberg) und in anderer Weise Seitenkapellen geschaffen werden, daß die Seitenschiffe nicht blos um den Mittel- und Kreuzbau, sondern auch um den Chorschluß herum fortgeführt werden, letzterer auch noch mit einem besonderen Kranze von Kapellen umgürtet wird. Wie schön das auch architektonisch ausgeführt sein mag, wie entsprechend das auch dem eingerissenen Meß- und Heiligendienst sein mag, vom Stande evangelischer Liturgik wird man eine solche Anlage, durch

welche die Zerstückelung der gemeinsamen Anbetung symbolisirt und gefördert wird, zu rechtfertigen nicht vermögen.

Das Wesen des gothischen Stiles und seine imponirende Wirkung liegt aber in dem Aufbau. Das „Sursum corda!“ [„Erhebet eure Herzen!“], mit welcher Aufforderung jedes liturgische Gebet beginnt, ist in dieser Bauweise gleichsam verkörpert und das Mittel, wodurch diese Wirkung erzielt wird, ist der Spitzbogen. Da bei seiner Anwendung der Druck der Gewölbe auf einen Punkt und mehr nach unten gelegt wird, so konnte man die dicken Mauern des romanischen Stils entbehren, sobald man diesem einen Punkte die gehörige Widerstandsfähigkeit verlieh. Hatte man schon früher dadurch an der Mauermasse gespart, daß man die Mauer an den Stellen, wo die Gurtbögen sich aufsetzen, verstärkte (wodurch die Seite 32 u. 56 genannten Lisenen oder Mauerstreifen entstanden) und dagegen im Uebrigen schwächer hielt, so konnte das nun konsequent durchgeführt werden, indem man kräftige Mauerpfeiler, Strebepfeiler, errichtete, welche in Verbindung mit den gleich zu erwähnenden Strebebögen dem Schub des gesammten Gewölbes Widerstand leisteten. Die Strebepfeiler wurden an den Außenwänden überall da angebracht, wo im Innern die Gewölbeträger angeordnet waren und ihnen entsprachen minder kräftige auf den Arkadenpfeilern ruhende. „Da dieselben jedoch nicht stark genug gebildet werden konnten, so schlug man aufsteigende Bögen, Strebebögen, von der Spitze der Strebepfeiler des Seitenschiffes nach der Spitze jener hin, so daß der Schub der Gewölbe durch dieselben auf die äußeren Streben geleitet wurde. (Fig. 19.) Diese Strebebögen möglichst zu erleichtern, durchbrach man sie mit verschiedenen dekorativen Formen in mannichfacher Weise; ihren oberen Rand aber besetzte man mit Steinblumen. Außerdem führte man durch den Strebebogen in einer Rinne das Wasser ab, welches vom hohen Dache herabkam und in der Traufrinne sich sammelte. Durch die meist in phantastischen Thiergestalten am äußeren Strebepfeiler angebrachten Wasserspeier floß das Regenwasser ab.“ (Lübke.)

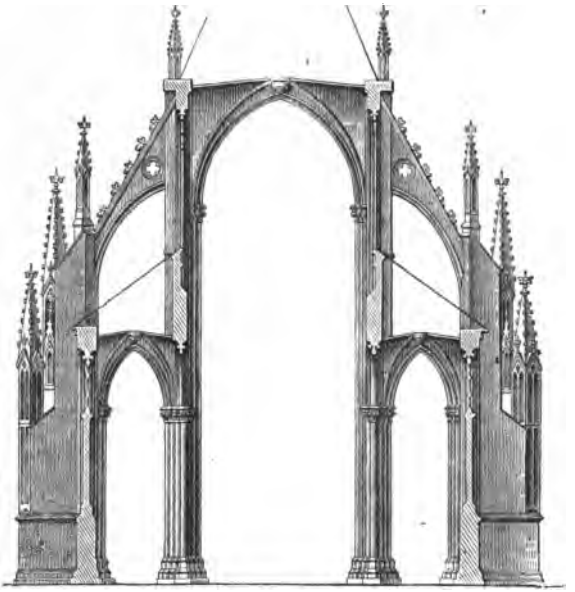


Fig. 19. Querschnitt des Domes zu Halberstadt.

Bei fünfschiffigen Anlagen, welche jedoch nicht sehr zahlreich sind, mußte dieses künstliche Strebesystem noch weiter durchgeführt werden: es mußten auch auf den Pfeilern zwischen den beiden Seitenschiffen Strebepfeiler errichtet und diese mit der Oberwand des Hauptschiffes wie mit den Strebepfeilern der Umfassungsmauern durch Bögen verbunden, ja bei der bedeutenden Höhe des Baues mußten diese Bögen verdoppelt werden, so daß auf jedem Punkte vier Strebebögen entstanden. (Fig. 20.)

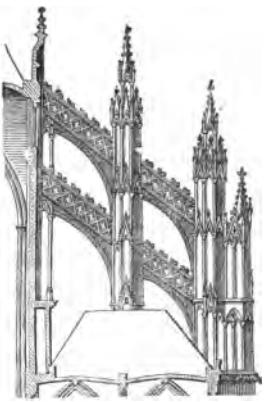


Fig. 20.

Dagegen wurden die Strebebögen überflüssig, als man im weiteren Verlaufe zuerst im nördlichen, dann auch

im südlichen Deutschland anfing, die Seitenschiffe in gleicher Höhe mit dem Mittelschiff aufzuführen und es genügte, die äußeren Strebepfeiler bis zu der Höhe des für alle drei Schiffe gemeinsamen Daches und darüber hinaus zu bringen, die Mittelpfeiler aber noch weiter zu verstärken. Diese Hallenkirchen, wie man sie passend genannt hat, sind in ihrem Inneren noch erhabener, gleichsam durchsichtiger, im Aeußeren jedoch wegen des kolossalen Daches schwerfälliger, auch wenn man dem durch Galerien und seitliche Giebel abzuhelfen bedacht war.

Von großem Einfluß ist dieses Strebesystem auf die Erleichterung der Wölbung und die Belebung der Wände.

Das Rundbogengewölbe machte quadratische Gewölbefelder nöthig, weshalb (bei der doppelten Breite des Mittelschiffes im Vergleich zu den Seitenschiffen) immer nur ein Pfeiler um den andern als Stütze des Mittelgewölbes dienen konnte; dagegen erlaubte der Spitzbogen, den man nach Bedürfniß mehr oder weniger steil konstruiren konnte, die größeste Freiheit in Bildung der Decke. „Die Gewölbejoche des Mittelschiffes können schmäler gestellt, also in Rechtecke verwandelt werden, so daß nur jeder einzelne Pfeiler als gleichmäßige Stütze des Ganzen benutzt wird und das Innere an perspektivischer, das Aeußere an malerischer Wirkung wesentlich gewinnt. Das gothische Kreuzgewölbe selbst besteht ferner nicht mehr aus sich durchschneidenden Tonnengewölben, sondern nur aus einem starken Gerippe von gegliederten Quergurten zur Begrenzung der einzelnen Joche und aus ähnlichen nur leichteren Diagonalrippen, welche im Durchschneidungspunkte in einem Steinringe als Schlußstein zusammenstoßen. Dieses feste Gerippe wird nun mit leichten Kappen von der Form sphärischer Dreiecke ausgefüllt und die ganze aufgelöste Gewölbemasse beschränkt auf diese Weise ihren Druck und Seitenschub lediglich auf die Ausgangspunkte der Quer- und Kreuzgurte, weshalb nur diese Punkte verstärkt zu werden brauchen." (Otte.) Wie dies durch die Strebepfeiler und Bögen geschieht, haben wir soeben gesehen.

Da bei dieser Struktur die Mauer nichts mehr zu tragen hat, so konnte man sie viel schwächer aufführen und in die Zwi-

schenfelder jene riesigen Fenster setzen, welche den gothischen Kirchen eine ganz andere Gestalt geben. Besonders in den alle Zwischenwände beseitigenden Hallenkirchen nehmen die Fenster eine ungeheure Dimension ein und machen, wie eine abgünstige Kritik gesagt hat, die Kirche zu einem förmlichen „Glashause". Wo man noch die Seitenschiffe beibehielt, blieb immerhin zwischen den Fenstern und Arkadenbögen noch eine größere durch das Pultdach des Seitenschiffes gedeckte Wandfläche, welche man durch eine Galerie, *Triforium* genannt, oder auch wohl nur durch eine angeblendete Arkadenstellung belebte.

Schon aus diesen Grundlinien der Struktur erklärt sich der wunderbar erhebende Eindruck des Innern der gothischen Kirche: alles Beengende und Drückende ist hier verschwunden, die hohen Pfeiler in schlanken Spitzbögen sich gegen einander neigend, lenken den Blick nach Oben und durch nichts unterbrochen dringt er vorwärts bis zum hohen, lichten Chor. Aber dieser Eindruck wird verstärkt durch die durchgebildete feine Gliederung aller einzelnen Bautheile, durch welche alle Massenhaftigkeit aufgehoben wird, die riesigen Pfeiler z. B. schlanker erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind; ja Alles, was in und an der gothischen Kirche ist bis zu den Stirnblumen, welche an den Kanten der Thurmpyramide hinanklettern und in der die Spitze bekrönenden Kreuzblume ihren letzten Schoß treiben, nimmt in Folge dieser feinen Durchbildung Theil an dem Charakter des Aufstrebenden, der dieser Bauweise aufgeprägt ist.

Wir können das nur an einigen Haupttheilen nachweisen. In das gesammte Detail einzugehen ist bei dem ungeheuren Reichthum und bei der fortwährenden Umbildung der Formen an dieser Stelle nicht möglich.

Wie man schon in der romanischen Bauperiode in Folge des komplicirteren Gewölbebaues angefangen hatte, dem damals durchaus quadratischen oder rechtwinkeligen *Pfeiler* Halb- oder Dreiviertelsäulen vorzulegen, welche mit demselben aufsteigend die Quer- und Diagonalgurte trugen, so stattete man die nunmehr fast ausschließlich runden Pfeiler dem künstlichen Gewölbebau entsprechend immer reicher und reicher mit Halbsäulen und Säulchen

aus (alten und jungen Dienſten, wie man ſie nannte), ſo daß der Kern des Pfeilers gar nicht mehr zur Geltung kam. So entſtanden jene reichen Säulenbündel oder Bündelpfeiler, welche in Verbindung mit den auf ihnen ruhenden, zart profilirten Gurten wohl die Vorſtellung eines Säulenwaldes erwecken konnte, deſſen hochaufgeſchoſſenen Stämme ihre Zweige zu einander neigen und ein dichtes Laubdach bilden; aber es iſt nicht daran zu denken, daß unſere alten Baumeiſter die Motive ihres Gewölbebaues den deutſchen Wäldern entlehnt hätten. So ſehr ſie auch ſonſt ihre Phantaſie walten ließen, ſo haben wir hier doch zunächſt nur das Reſultat eines feinen mathematiſchen Kalkuls vor uns. In anderer Weiſe haben ſie allerdings nicht verſchmäht die Natur zu kopiren, und haben ſtatt des Akanthusblattes und anderen der Antike entlehnten Ornaments ſich die Blätter und Blüthen heimiſcher Pflanzen zum Muſter genommen, um mit ihnen, nur wenig umgebildet, die Kapitäle der Säulen ꝛc. zu ſchmücken. So das Weinblatt, das Eichenlaub, den Epheu, den Hopfen, die Stechpalme ꝛc. Es wächſt aber — und das iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem gothiſchen und romaniſchen Ornament und, ſtreng genommen, eine Schwäche des erſteren — dieſes Laubwerk nicht mehr organiſch aus dem Kapitäl hervor, ſondern es iſt dieſem nur in einzelnen Zweigen oder Sträußchen loſe aufgelegt. Anfänglich umzieht es friesartig die zuſammenſtoßenden Kapitäle der Säulenbündel, weiterhin wird jedes Kapitäl ſelbſtändiger behandelt und verziert. Durchweg tritt an die Stelle des romaniſchen Würfelkapitäls das Kelchkapitäl, der freiern Behandlung offenbar günſtiger. (Fig. 21 u. 22.)

Wir gehen zu den Fenſtern über, welche dem Innen- und Außenbau gleichmäßig angehören. Sie waren ſo rieſig groß geworden, daß es unzuläſſig und häßlich geweſen ſein würde, ſie nur einfach zu verglaſen. Sie bedurften eines beſonderen Ausbaues. Sie wurden daher zunächſt durch Säulen oder gegliederte Stäbe, welche auf den Sohlbänken ſtehen und Pfoſten heißen, in Längenfelder getheilt; die Pfoſten ſchließen ſich in Spitzbögen zuſammen und der Raum über ihnen, ſowie unter dem Deckbogen wird mit durchbrochenem Maßwerk ausgefüllt. Dieſes

Fig. 21.

Fig. 22.

besteht aus geometrischen Figuren der verschiedensten Art, insbesondere dem Dreipaß, Vierpaß, Fünf-, Sechspaß ꝛc. und die noch verbleibenden Flächen füllen sich mit den sogenannten Nasen. (Fig. 23.) Nach Innen und Außen sind die Gewände profilirt, auch wohl durch profilirte Rundstäbe und Säulen eingerahmt. Auch bei dieser reichen Ausgestaltung waren die Fenster für ihren Zweck noch zu riesig und hätten eine zu grelle Beleuchtung gegeben, wenn man das übermäßige Licht nicht durch farbige Glasmosaik gedämpft. Dies war um so mehr angebracht, als in der gothischen Kirche die Wände allenthalben durchbrochen sind und nicht, wie in der romanischen, größere Flächen für Wandmalerei bieten. Doch war auch in ihr farbiger Schmuck, namentlich an den Kapitälen, Gewölberippen oder doch Schlußsteinen, durchaus nicht ausgeschlossen, wenn er auch jetzt meist unter der Tünche begraben liegt.

Fig. 23.

Das Aeußere der gothischen Kirchen entspricht dem Reichthum des Innern, ja es überbietet dieses mitunter und wird darin des Guten fast zu viel gethan. Sorgfältig ist die Profilirung aller Glieder, doch nicht lediglich im ornamentalen Interesse;

die Abschrägung aller geradlinigen und die tiefe Unterschneidung aller hohlen Glieder hat besonders den Zweck der Ableitung des Wassers, eine bei dem nordischen Klima und den vielen zarten Spitzen der Gothik doppelt nöthige Rücksicht.

Für eine Unterbrechung der großen Flächen und eine reiche Schattenwirkung ist bei der gothischen Kirche schon durch die Strebepfeiler gesorgt: aber diese Strebepfeiler selbst wurden der Gegenstand weiterer Ausbildung. Man ließ sie in Absätzen, welche ihre Abdachung, den „Wasserschlag" erhielten, aufsteigen und gab ihnen am Dachgesims eine schräge Bedachung; dann führte man sie auch weiter hinauf und schloß sie mit einem Giebeldach, dessen Ränder mit Stirnblumen (Krabben) besetzt und dessen Spitze mit einer Kreuzblume gekrönt wurde; bei noch reicheren Bauten brachte man auch Blenden an, in die man Statuen setzte und mit einem Baldachin bekrönte oder man gab ihnen als Dach eine Spitzsäule, Fiale, deren Kanten man mit Krabben und deren Spitze man mit einer Spitzsäule schmückte. Wie man in ähnlicher Weise auch die Strebebögen verzierte, ist bereits (S. 68) bemerkt.

Die Fenster bildeten an sich schon einen reichen Schmuck für das Aeußere der gothischen Kirche, aber nicht zufrieden damit gab man ihnen bei reichen Anlagen noch einen besonderen Schutz und Schmuck durch den Spitzgiebel oder die Wimperge (Windberge, Windschutz.) Es ist dies ein steil aufsteigender, an den Kanten und Krabben besetzter, auf der Spitze mit einer Kreuzblume bekrönter und an den Seiten oft von Fialen flankirter Giebel. Er wird namentlich auch bei den Portalen angewendet, welche in dieser Zeit noch reicher ausgestattet werden, als in der romanischen Periode: die Wandungen derselben werden durch einen Wechsel von vortretenden und eingekehlten Gliedern belebt und zugleich durch Statuetten von Heiligen auf Konsolen und unter Baldachinen ausgefüllt. Auch das Tympanon erfüllt sich mit statuarischem Schmuck. Bei sehr großen Portalen wird ein Pfeiler in die Mitte gestellt und so ein doppelter Eingang gewonnen.

Bei großen Kathedralen nimmt auch das Dach noch an

dem Schmucke Theil: durchbrochene Galerien ziehen sich um das Dachgesims und über den First läuft eine Verzierung aus Blei, allerlei ausgezackte Figuren bildend, der Dachkamm.

Der Thurm der gothischen Kirche blieb hinter dem großen Aufschwung, welchen die ganze Bauweise genommen, nicht zurück: was im Vergleich zu der romanischen Periode an der Zahl fehlte, ersetzte man durch die Höhe. So hochstrebend sind viele dieser Prachtthürme angelegt, daß sie nicht oder doch nicht nach dem ursprünglichen Plane ausgeführt wurden. Das gothische Konstruktionsprincip wurde auch auf die Thürme übertragen. Sie bilden sich aus kräftigen Strebemassen, zwischen welchen minder starke, durch große und weite Fenster durchbrochene Mauerflächen liegen. Die Strebepfeiler verjüngen sich nach oben und gehen in selbständige Fialen über. Das Viereck der Untergeschosse setzt sich im Obergeschosse in's Achteck um und über demselben steigt, oft ganz aus durchbrochenem Maßwerk bestehend, der schlanke achteckige Helm empor, mit einer mächtigen Kreuzblume auf seiner Spitze. In den meisten Fällen finden wir bei größeren Kirchen zwei Thürme im Westen, welche durch einen Zwischengiebel verbunden sind, eine große Vorhalle einschließen und die Eingänge zu den Seitenschiffen enthalten; aber auch große Kirchen, wie der Münster zu Ulm und zu Freiburg, die Martinskirche zu Landshut u. a. haben nur einen freistehenden Thurm in Westen, welcher die Vorhalle in seinem Erdgeschoß enthält. Der große Thurm der in Westen noch romanisch angelegten Stephanskirche in Wien ist am Chor in Osten südlich vorgelegt. Sonst fallen die Thürme auf der Ostseite, an den Kreuzarmen und auf der Vierung in der Regel weg, und nur bei Stiftskirchen kommt an letzterer Stelle gemeiniglich ein Dachreiter vor. Bei den Cisterzienern ist dies sogar der einzige Thurm.

Das wäre der Charakter des gothischen Kirchenbaues im ganz allgemeinen Grundrisse: in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten treten auch die verschiedensten Abweichungen vor. Man unterscheidet nun zwar gemeiniglich eine frühgothische Periode (13. Jahrhundert), die Periode des ausgebildeten go-

thischen Stils (14. Jahrhundert) und die Periode des spätgothischen Stils (15. und 16. Jahrhundert); allein es ist zu beachten, daß diese Unterscheidung sich weder räumlich noch zeitlich scharf durchführen läßt, und daß durch den ganzen Zeitraum zwei Bauweisen neben einander hergehen, „eine reichere und eine einfachere, welche letztere auch in der Blüthezeit der Gothik strengere, schmucklose Formen beibehält und in der Spätzeit in Trockenheit ausartet, während erstere in spielender Dekoration ihre Endschaft erreicht". (Otte.)

Wir müssen es den Lesern, die sich dafür interessiren, überlassen, die feineren Unterschiede der verschiedenen Bauperioden im Detail zu verfolgen, und können hier nur einige wenige charakteristische Hauptzüge verzeichnen. Die Frühgothik kann ihren Zusammenhang mit dem romanischen Bausystem noch nicht verleugnen, sie bewegt sich noch in strengeren und schwereren, aber edlen und ebenmäßigen Formen, die Horizontale wird noch stärker betont, das Ornament ist maßvoll. Deutschland ist weniger reich an Werken dieser Periode als das nördliche Frankreich: zwar gehören ihr bereits einzelne Theile größerer Kirchen an, z. B. die Chöre der Dome von Magdeburg, Meißen, Köln und Regensburg, die Schiffe des Straßburger und Freiburger Münster, das Langhaus und die Thürme von St. Lorenz in Nürnberg u. s. w.; von vollständigen Kirchen sind aber nur als die früheste die Liebfrauenkirche in Trier (1227—1244) und als die edelste, anmuthigste die Deutschordenskirche von St. Elisabeth in Marburg, noch in Kreuzform, aber bereits eine Hallenkirche und das erste Beispiel einer solchen (begonnen 1235) zu nennen.

In der Periode der vollendeten Gothik werden die letzten Reste romanischer Bildung abgestreift, das neue Princip durchgeführt, eine lebendige Bewegung bemächtigt sich aller Theile und die Eleganz der Formen erreicht den höchsten Gipfel. Das Ornament besteht in freier Nachahmung der Natur, wird immer reicher und überkleidet auch die Außenseiten. Die Hallenkirchen werden in Deutschland immer häufiger und das System wird insofern konsequenter durchgeführt, als sich die Hallen der Seitenschiffe nicht blos im Chor fortsetzen, sondern dasselbe wohl auch um-

ziehen. Das Ganze wird dadurch noch großartiger, einheitlicher, aber die Einheit wird bei diesem Bau, wie auch sonst im Leben der Kirche und des Staates auf Unkosten einer organischen Gliederung erreicht, und es bereitet sich nach unserer Ansicht bereits der Verfall vor, der weiterhin eintritt. Weit über ganz Deutschland verbreitet sich die Gothik in dieser Periode und überall finden sich herrliche Denkmäler derselben.

Noch mehr gilt letzteres von der dritten Periode, schon darum weil sie die jüngste ist. Die strenge Gesetz- und die edle Ebenmäßigkeit der früheren Zeit tritt zurück, und an ihrer Stelle gewinnt die Willkür Raum: auf der einen Seite eine überwuchernde und doch mitunter schwerfällige Dekoration, auf der anderen Seite eine mehr trockene und nüchterne, als edle Einfachheit. Die Genialität der früheren Zeit verschwindet, durch die Tradition in den Bauhütten erhält sich jedoch eine mehr künstelnde als künstlerische handwerksmäßige Behandlung. Als ziemlich sichere äußere Merkmale auch für das sonst noch ungeübtere Auge können gelten die der Dienste beraubten, runden oder polygonen, eingekehlten oder spiralförmig canellirten Säulen, von welchen ohne vermittelndes Kapital und Deckplatte die Gewölberippen unmittelbar ausgehen, die vielfach verschlungenen, künstlichen aber willkürlichen Stern- und Netzgewölbe, das gleichfalls willkürliche Stabwerk in dem Fenstermaßwerk, das vielfach verwendete Fischblasenmuster, der s. g. Eselsrücken oder Kielbogen an den Portalen und Fenstern und das an Galerien und den Gewänden der Thüren vorkommende Astwerk.

Bei den kolossal angelegten mittelalterlichen Kirchenbauten, an denen mit häufig eintretenden längeren Unterbrechungen oftmals Jahrhunderte gebaut haben, kann man zuweilen die ganzen Wandelungen des gothischen Baustiles verfolgen, von den noch beibehaltenen Resten der ursprünglichen romanischen Anlage bis hinab in die letzten Tage der Gothik. Diese hat sich in der langen Zeit ihrer Herrschaft über das ganze christliche Europa verbreitet, doch mit ungleicher Machtentfaltung. Nordfrankreich ist ihre Geburtsstätte: Notre Dame in Paris in ihren früheren Theilen, die Kathedrale von Chartres in ihren strengen,

edlen Formen charakteriſiren ihre Jugendzeit, die Kathedralen von Rheims und die von Amiens (das Vorbild des Kölner Doms, wie es ſcheint) und die überaus elegante Sainte Chapelle zu Paris die reichſte Ausführung. Zur vollſtändigen Herrſchaft und konſequenten Durchführung iſt die Gothik aber erſt in Deutſchland gelangt, hier iſt ihr eigentliches Heimathsland. Aber auch die nördlicher gelegenen Länder, die Niederlande mit Anſchluß an Frankreich, Skandinavien in Abhängigkeit von franzöſiſchen und engliſchen Muſtern und England ſelbſt nahmen ihren rühmlichen Antheil. Letzteres ſteht am ſelbſtändigſten da und entfaltet ſowohl in der Frühzeit ſeiner Gothik als beſonders in ſeiner wenig nachahmungswerthen Spätgothik den leidigen Tudorſtil, nationale Eigenthümlichkeiten. — Dagegen hat der gothiſche Stil im Süden nie eigentlich heimiſch werden wollen: ſchon im ſüdlichen Frankreich nicht, ebenſo in Spanien, obwohl hier von Alters her Verwandtſchaft mit germaniſchem Geiſt ſich kundgiebt; am wenigſten in Italien, im alten Lande der Kunſt, und wo wir entſchiedenen gothiſchen Bauformen begegnen, ſind es zumeiſt deutſche Baumeiſter, welche dabei mitgewirkt haben. Allenthalben im Süden bis zu den Balearen begegnen wir ihren Fußtapfen. Italien hat ſich den Nachwirkungen der Antike nie ganz entziehen können, ganz ſpät erſt hat es der Gothik, aber nur wie einem berühmten Fremdling aus Höflichkeit Eintritt geſtattet, um bald darauf, ſchon in der Mitte des 15. Jahrhunderts, ſich wieder ganz der Antike in die Arme zu werfen. So wenig das römiſche Papſtthum ſich jemals vom römiſchen Heidenthum hat völlig freimachen können, ſo wenig iſt die Gothik jemals ultramontan geworden. Die italieniſche Gothik ſchwächt das vertikale Princip ab, weiß nichts von hochgewölbten Hallen, kehrt zu der Horizontale der romaniſchen Bauten zurück, gefällt ſich in weiten, breiten Räumen, großen mit Malereien gefüllten Wandflächen, prächtigen Façaden, einem Luxus von Marmor, einem Wald von Statuen, kurz die Konſtruktion tritt hinter der Dekoration zurück und der Geiſt der Innerlichkeit und Idealität macht dem Geiſte einer heitern Sinnlichkeit und behaglichen Dieſſeitigkeit Platz, welcher ſich in der ſ. g. Renaiſſance von Italien aus auch über Deutſchland verbreitet.

Zusätze. 1. Der Spitzbogen ist ein aus zwei Kreissegmenten konstruirter, im Scheitel gebrochener Bogen. Wir unterscheiden den gleichseitigen, dem gleichseitigen Dreieck entsprechenden Spitzbogen, dessen Grundfläche (Widerstandslinie genannt) mit den Schenkeln von gleicher Länge ist; den hohen oder Lanzetbogen, die aus zwei

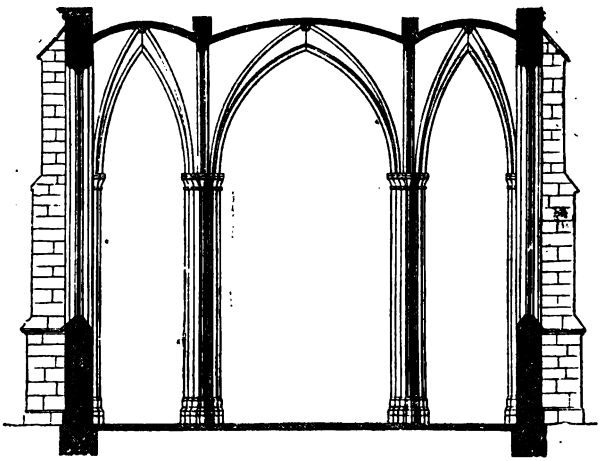


Fig. 24.

in der Verlängerung der Widerstandslinie liegenden Mittelpunkten konstruirt ist; und den niedrigen, dessen Konstruktionspunkte innerhalb der Widerstandslinie liegen. Je weiter sich die Konstruktionspunkte über die Widerstandslinie hinaus entfernen, desto schlanker, je näher sie zusammenrücken, desto stumpfer wird der Spitzbogen. — Demnächst redet man noch von dem geschweiften Spitzbogen oder Eselsrücken in der Spätgothik und dem Tudorbogen in der englischen Gothik.

2. Die Querschnitte des Domes zu Halberstadt (Fig. 19) und des Domes zu Köln (Fig. 20) versinnlichen uns das Strebesystem einer 3schiffigen und 5schiffigen Kirche, sowie der des Domes zu Minden (Fig. 24) eine Hallenkirche. An der Ansicht des Domes zu Halberstadt (Fig. 25) ersieht man die einfachere und zunehmend reichere Bildung der Strebepfeiler und Bögen.

3. Was die Literatur über den gothischen Baustil im Allgemeinen betrifft, so verweisen wir auf Hoffstedt, Goth. ABC-Buch, d. i. Grundregeln des gothischen Stils für Künstler und Werkleute. 1840 ff. — Reichensperger, Die christliche germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. 3. Aufl. 1859. — Statz und Ungewitter,

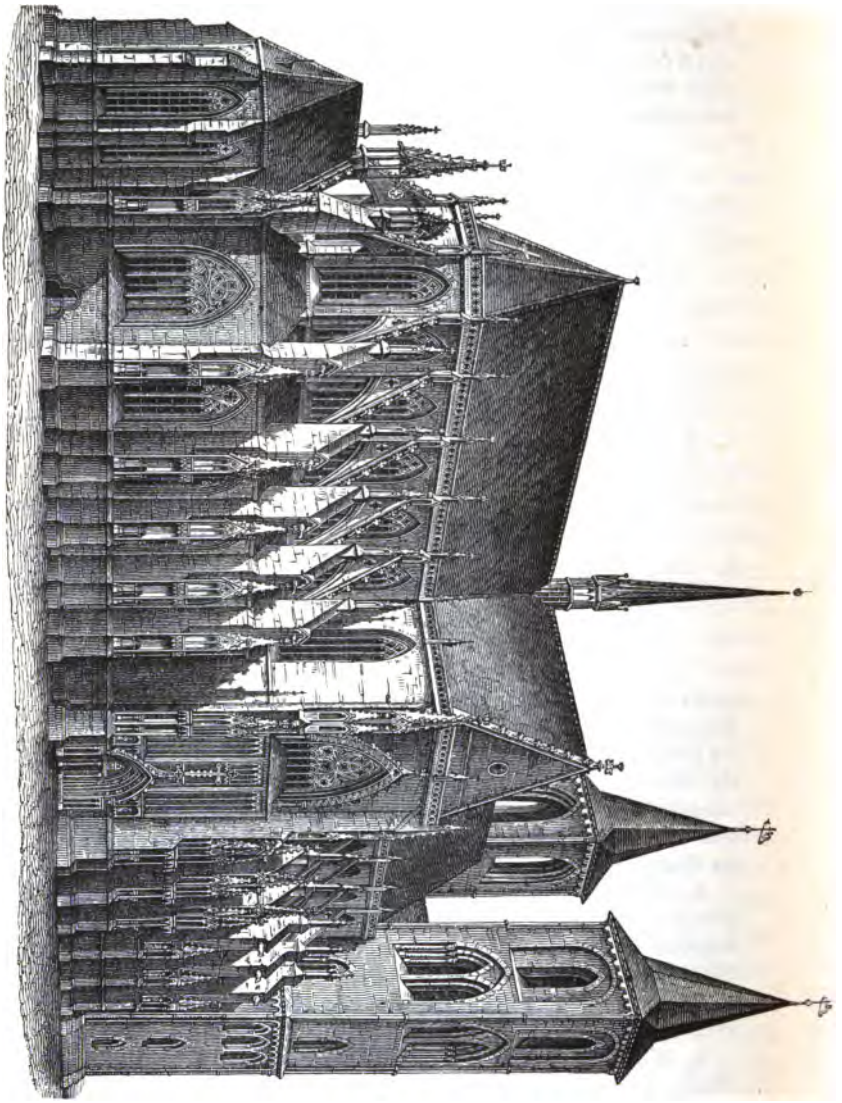


Fig. 25. Dom zu Halberstadt.

Gothisches Musterbuch. 1856—1861. — Ungewitter, Lehrbuch der goth. Konstruktionen. 1859 ff.

Was aber die in den einzelnen deutschen Landstrichen vorkommenden gothischen Bauwerke anlangt, so verbreiten sich die S. 59 in Betreff des romanischen Baustils aufgeführten Werke zumeist auch über die gothische Periode.

4. Es wird hier die letzte geeignete Stelle sein, noch etwas über den Backstein- oder Ziegelbau nachzuholen, welcher bereits in der romanischen Bauperiode beginnt und seine hauptsächliche Verbreitung in dem norddeutschen Tieflande hat, wo man bei dem gänzlichen Mangel entsprechenden Hausteines darauf angewiesen war, der aber späterhin unter gleichen Verhältnissen auch in Süden, namentlich auf der bayerischen Hochebene (Martinskirche in Landshut, Liebfrauenkirche in München) vorkommt.

Da das Christenthum in den Ländern östlich und nördlich von der Elbe erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts festen Fuß faßte, so schloß man sich dem damals herrschenden romanischen und Uebergangsstile an. Während man bei einfacheren Bauten vielfach auch den im Lande zerstreut und brockenweise vorkommenden Granit verwendete, baute man alle größeren Kirchen vorzugsweise aus Formsteinen; dieses Mauerwerk wurde nur ausgefugt, blieb aber, im Aeußeren wenigstens, ungeputzt. Im Grundriß wie auch im Ausbau hielt man anfangs wie auch in der späteren gothischen Periode an den herrschenden Anlagen und Konstruktionen der Hauptsache nach fest, im Detail nöthigte jedoch die Beschaffenheit des Materials zu mancherlei Modifikationen, welche namentlich die ornamentalen Theile betrafen, für die man aber auch wohl Sandstein verwendete. In der romanischen Periode erscheinen die Backsteinbauten, namentlich die Thürme massenhafter, die Pfeiler, deren Kapitäle und Deckplatten haben eine eigenthümliche Bildung, die sehr bevorzugten Bogenfriese bestehen aus sich durchkreuzenden Bögen. Glänzender entfaltet sich der Backsteinbau in der Zeit der Gothik und welchen Reichthum man auch mit diesem Materiale zu erzielen verstand, davon mag ein Giebelfenster der Katharinenkirche in Brandenburg (Fig. 26) eine Vorstellung geben. Aber doch ist die Behandlung des Ganzen massenhafter als bei anderen gothischen Bauten, die Pfeilerabstände sind weiter, die Fenster kleiner, die Mauerflächen daher größer, die Kapitäle der theils einfacheren, theils reicher gegliederten Pfeiler meist unverziert, die Fenster mit rechtwinkligen, meist unprofilirten Wandungen, zwar durch Pfosten getheilt, aber zumeist ohne Maßwerk, darum schwerfällig; sehr bewegt dagegen sind die Deckengewölbe in den dekorativen Formen des Stern-, Netz- und Fächergewölbes, auch, wie die Wände, meist bemalt. Auch das Aeußere erscheint massiger, das Strebesystem ist vereinfacht, die Strebebögen, die Fialen und alle die ziervollen Formen des

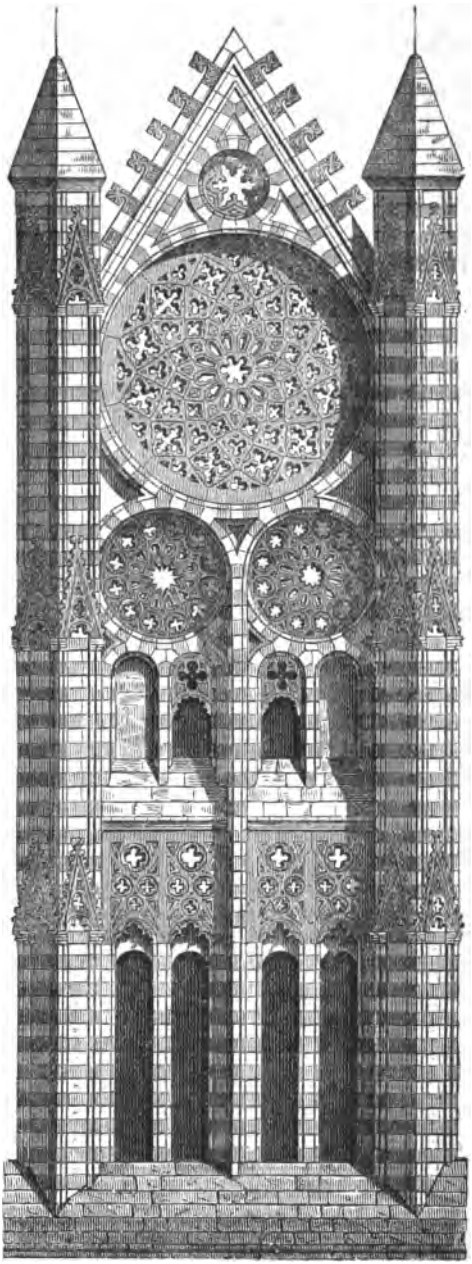


Fig. 26. Katharinenkirche zu Brandenburg.

Hausteines fallen weg. Dagegen sucht man diese Formenarmuth durch Reichthum der Farben auszugleichen: nicht blos, wie schon früher, durch den Wechsel verschiedenfarbiger Steinschichten, sondern auch durch Verwendung von gebrannten und buntglasirten Friesen und Ornamenten.

Einige Theile von Niedersachsen, die Mark Brandenburg, Mecklenburg, Pommern mit Rügen, das Ordensland Preußen und Theile von Schlesien sind reich an früheren und späteren, einfacheren und reicheren Backsteinbauten. Zu letzteren gehören aus früherer Zeit die Klosterkirche zu Jerichow, der Dom zu Ratzeburg, aus gothischer die Marienkirche zu Lübeck, der Dom zu Schwerin, die Klosterkirche zu Doberan, die Marienkirchen zu Rostock und Wismar, die Nikolai- und Marienkirche zu Stralsund, der Dom zu Havelberg, mit niedrigen Seitenschiffen; ferner die Hallenkirchen: die Marienkirche zu Prenzlau, die Katharinenkirche zu Brandenburg, die Marienkirche zu Danzig.

Ueber Backsteinbauten s. die oben (S. 59) angeführten Werke von Essenwein und Adler.

5. Das Königreich Sachsen hat abgesehen von einzelnen Resten folgende gothische Kirchenbaue aufzuweisen. Aus dem 13. Jahrhundert: der Chor des Domes zu Meißen, die Marien- und Nikolaikirche zu Grimma, die Afrakirche zu Meißen; aus dem 14. Jahrhundert: das Schiff des Domes zu Meißen; aus dem 15. Jahrhundert: die Portale des Domes zu Meißen, die Katharinen- und die Marienkirche zu Zwickau, das Portal der (spätgothischen) Kunigundenkirche zu Rochlitz, die Gruftkapelle am Dom zu Meißen; aus dem 16. Jahrhundert: die Stadtkirche zu Pirna und viele andere kleine Bauten.

§ 10. Die Renaissance und ihre Folgen. 16. bis 18. Jahrhundert.

Mit einer Begeisterung wie kaum sonst etwas war die gothische Bauweise ergriffen und bis in ihre äußersten Konsequenzen ausgebildet worden. Die Städte wetteifern mit den großen Kirchenfürsten, und neben den Kathedralen und stolzen Abteikirchen erheben sich Pfarrkirchen, welche jenen an Großartigkeit der Anlage kaum etwas nachgeben, in einzelnen Fällen sie überbieten. Aber auf diese Ueberspannung aller Kräfte folgte fast nothwendig eine Abspannung, die hoch gestiegene Begeisterung erlahmte, und während noch immer rüstig geschafft und gebaut wurde, verrathen die späteren Werke doch die bereits eingetretene Ernüchterung. Der Verfall der Gothik kündigt sich schon mit dem Eintritt des 15. Jahrhunderts unverkennbar an, noch leben in den Bauhütten die alten Tra-

ditionen fort, noch herrscht eine tüchtige Technik, aber der neu schaffende, der eigentlich künstlerische Geist ist entwichen, man lebt nur noch vom Erwerb der Vergangenheit. Mit dem Schlusse des Jahrhunderts ist der Verfall der Gothik vollkommen hereingebrochen, wenn auch in manchen Gegenden die Reminiscenzen sich lange erhalten, die letzten Ausläufer sich weithin verfolgen lassen.

Aber ehe es noch mit der Gothik ganz zum Ende ging, hatte sich bereits ein Erbe angemeldet. Das war die Renaissance, wie man nach dem Vorgange von Italien die Wiederaufnahme der antiken Kunst zu nennen pflegt, eine Kunstrichtung, dem deutschen Boden fremd, wie ihr Name seiner Sprache. Die mittelalterliche Bildung hatte sich ausgelebt, ein neuer Anstoß war noch nicht gegeben, man suchte, was man bei sich selbst nicht fand, in der Fremde, man griff zu den Bildungselementen der alten Welt zurück. War dies auch im Grunde ein Mißgriff und hat er auch in mancher Beziehung bedenkliche Folgen gehabt, so bildete er doch ein nothwendiges Glied der Entwickelung. Um zu einem rechten Fortschritt zu gelangen, muß man öfters erst rückwärts gehen und einen neuen Anlauf nehmen. Das geschah auf dem Gebiete der Kunst, wie auf dem der Wissenschaft; was auf diesem der Humanismus ist, das ist auf jenem die Renaissance. Wie man durch eifriges Sprachstudium an den Meisterwerken der griechischen und römischen Schriftsteller den Geist erfrischte und schärfte, so suchte man durch das Studium und die Nachahmung der antiken Kunstwerke den Geschmack zu läutern. Doch geschah dies mit ungleichem Erfolg.

Nach beiderseitiger Richtung hin ist der Anstoß von Italien aus gegangen. Der Humanismus wie die Renaissance sind ultramontan. Italien war es, wo man sich nach dem Vorgange der großen Geister des 14. Jahrhunderts, Dante und Petrarca, zuerst wieder den klassischen Studien zuwendete, und wo die der Vergessenheit und dem Untergange schier anheimgefallenen Meisterwerke der römischen und (namentlich seit der Eroberung von Konstantinopel und der Einwanderung vieler griechischen Gelehrten) griechischen Literatur wieder an das Licht gezogen wurden. Aber

diese große Zeit hat neben ihren Licht- auch ihre dunkeln Schattenseiten, und die edlen Geister, welche sie großgezogen, treten fast in den Hintergrund gegen die den Ton angebenden gemeinen, widerwärtigen und leichtfertigen Charaktere jener Tage. Durch ihre einseitige Bewunderung der Klassicität verschuldeten sie jene dummstolze Verachtung mittelalterlicher Bildung, welche bis in das vorige Jahrhundert herrschte und alles barbarisch nannte, was nicht lateinisch und griechisch war; ihr unzweifelhaftes Talent, sich eleganten lateinischen Stil und gewandte Verskunst anzueignen, artete in lächerliche Nachäffung aus, lähmte alle Originalität und hinderte auch weithin die Entwickelung nationaler Bildung und Sprache. Und doch war dies das Geringere: man schrieb und dichtete, dachte und lebte sich so in das Heidenthum hinein, daß man, ohne im Uebrigen mit der Kirche und ihren Formen zu brechen, im Grunde alles christlichen Glaubens und sittlichen Ernstes verlustig ging, und diese neue Bildung fand bei den hohen Würdeträgern der römischen Kirche ihre entschiedenste Gönnerschaft: während man an allen Prätensionen der mittelalterlichen Hierarchie festhielt und die verwerflichsten Mittel, dem heilsverlangenden Volke immer auf's Neue Geld zur Befriedigung der römischen Habgier und des päpstlichen Luxus abzupressen, in raffinirter Weise ausbeutete, herrschte an diesem römischen Hofe epikuräischer Unglaube und Frivolität.

Die deutschen Gelehrten, welche nach Italien als zu der Stätte der klassischen Bildung pilgerten, kamen nicht unberührt von diesem Geiste der Einseitigkeit und Leichtfertigkeit über die Alpen zurück; aber es ist ein schönes Zeugniß für das von den leichtfertigen Italienern als barbarisch verschrieene Deutschland und für den sittlichen Ernst seiner Gelehrten, daß dieser Geist nicht die Oberhand bekam. Insbesondere ist es ein Verdienst der deutschen Reformation, das ihr auch ihre bittersten Feinde nicht werden bestreiten dürfen, daß sie die klassischen Studien nicht abgewiesen, vielmehr treulich gepflegt, aber wohl in die rechten Bahnen geleitet und der Kirche, insbesondere der Erforschung der heil. Schrift, dienstbar gemacht hat; und dieses Verdienst, oft einseitig dem allerdings feiner und gründlicher klassisch gebildeten

Melanchthon zugeschrieben, gebührt nicht minder seinem Freunde Luther, dem eben so deutsch als christlich gearteten Manne.

So unleugbar aber dieses Verdienst der Reformation ist, so wenig können wir ein gleiches für sie in Anspruch nehmen, wenn wir uns dem Gebiete der Kunst zuwenden. Zwar an dem Verfall der kirchlichen Baukunst ist sie unschuldig; er war schon früher vollständig hereingebrochen: aber freilich aufgehalten hat sie ihn nicht und ein Neues an die Stelle des Ueberlebten hat sie nicht gesetzt. Das war aber auch ihre Aufgabe nicht und nicht dahin ging der Zug der Zeit. Eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, die man von Rom zu hoffen längst aufgehört hatte, das war die immer lautere Forderung auf allen Reichstagen, und ein besserer und gewisserer Heilstrost, als ihn die verweltlichte Kirche durch ihre Gnaden- und Ablaßprediger spendete, war es, wonach alle frommen und heilsverlangenden Seelen in der Stille seufzten. Diesem stillen Seufzen und jenem unwilligen Verlangen entsprach es, wenn Luther in seinen Sätzen das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes als den rechten wahren Schatz der Kirche verkündete und dem Papste insinuirte, daß, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, er lieber wollen würde, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. An dieses erste im Eliaseifer gesprochene Wort reihen sich eine ganze Menge anderer Aussprüche, welche, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange reißt, und wenn man nicht beachtet, was dieser Mann sonst gelehrt und gethan hat, gerechten Anstoß erregen und ihn als einen Kirchenstürmer und wilden Schwärmer erscheinen lassen müßten, gleich den Wiedertäufern, die er doch so nachdrücklich und mit so großem Erfolg bekämpft hat. Zweierlei ist es, wogegen seine Paradoxien, und zwar mit vollem Rechte, gerichtet sind, nämlich erstlich gegen die Kloster- und Stifts- und zu allerlei selbsterwähltem Gottesdienst und den Heiligen zu Ehren gestifteten Kirchen, während doch die einzige Ursache, Kirchen zu bauen, sei, „daß die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigten hören und das Sakrament empfangen"; sodann gegen den Wahn, daß man durch Kirchenbauen und die darauf gewen-

dete Mühe und Pracht „will Gott gefallen oder dadurch einen gnädigen Gott erlangen", so er doch davon nichts geboten hat. „Nicht daß es böse sei, Kirchen bauen und stiften, — sagt er — sondern böse ist, daß man darauf fället und vergisset des Glaubens und der Liebe darüber und thäte der Meinung, als sei es ein gut Werk, damit man vor Gott verdienen wolle." Es ist wahr, daß in dem Maße, wie der Wahn von der Verdienstlichkeit des Kirchenbauens und Stiftens dahinfiel, auch die Bereitwilligkeit, dafür beizusteuern abnahm, und es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß mit dem Eintritt der Reformation manche Kirchenbauten, z. B. der Bau des Ulmer Münsters wegen Mangel an Beiträgen in's Stocken kamen. Es ist ja viel leichter, durch Ausmalung der Schrecken des Fegefeuers einen Druck auf den Geldbeutel der Leute zu üben, welche Kunst man in Rom so trefflich verstand, als durch die Predigt von der freien Gnade Gottes in Christo die freie Liebe und Opferfreudigkeit zu wecken. Luther hat das genugsam zu erfahren und zu beklagen gehabt, aber irre gemacht hat es ihn nicht und soll uns auch nicht irre machen.

Was aber den Abfall von der altchristlichen Bauweise und das in Folge davon entstandene, noch jetzt herrschende Wirrsal betrifft, so ist der Anlaß dazu nicht von Wittenberg, sondern lediglich von Rom ausgegangen. In Italien, wo die heidnischen Sympathien, die antiken Ueberlieferungen nie ganz aufgehört, die mittelalterlichen Anschauungen und mit ihnen die mittelalterliche Baukunst nie das volle Verständniß und eine begeisterte Aufnahme gefunden hatten, da war es, wo man sich wie in der Kunst überhaupt, so auch in der kirchlichen Baukunst den antiken Principien und Vorbildern mit vollem Bewußtsein wieder zuwendete, und in Rom war es, wo an der Stelle der zu diesem Zwecke niedergerissenen uralten Basilika St. Peters unter den Auspicien der Päpste, unter der Leitung der größten Künstler jener Zeit und mit den in der ganzen Christenheit zusammengetriebenen Mitteln jenes Riesen- und Meisterwerk der Baukunst aufgethürmt wurde, dessen malerischer Gesammteffekt wohl auf keinen Beschauer seinen Eindruck verfehlen wird, das aber, als christliche Kirche betrachtet, das Herz kalt läßt und in seinem

sinnverwirrenden Zauber als ein durchaus irreführendes Vorbild angesehen werden muß. Und was von diesem größten Werke dieser Baurichtung gilt, gilt von ihr selbst. Es ist hier nicht der Ort und wir haben kein Recht, in den Streit über Berechtigung und Werth der Renaissance einzutreten; wir verkennen den heilsamen und läuternden Einfluß nicht, welchen die Antike durch das Maßvolle und Harmonische ihrer Bildungen auf die mitunter etwas verwilderte Phantasie der mittelalterlichen Kunst geübt hat; wir theilen die Bewunderung der Meisterwerke der bildenden Kunst, welche unter dem Einfluß dieser neuen Richtung entstanden sind; wir vergessen nicht, daß auch unsere alten deutschen Meister, z. B. ein Dürer und Peter Vischer, sich zum Vortheil ihrer Arbeiten nicht so spröde und ablehnend dagegen verhalten haben, wie manche unserer hyperorthodoxen Gothiker; und was uns in manchen unserer älteren Städte, wie Nürnberg, so sehr anmuthet, ist nichts anderes als die glückliche Alliance, welche die alternde Gothik mit der neugeborenen antiken Kunst eingegangen ist. Zweierlei aber ist es, was wir gleichwohl nicht zurückhalten können: es ist für einen Christen, für einen deutschen Christen insbesondere, denn doch ein fremder Geist, der uns in der Renaissance anhaucht, es ist nicht Fleisch von unserm Fleisch, nicht Bein von unserm Bein, was wir da sehen; es ist keine einheimische, auf dem Boden des christlich-germanischen Gemüths erwachsene, sondern eine wohl schöne, aber importirte und nie völlig akklimatisirte Pflanze. Dies im Allgemeinen; was aber den Bau und Schmuck der Kirchen anlangt, so darf man wohl rund heraus sagen, daß die Renaissance nicht blos ein Abfall von der altchristlichen Bauweise, sondern ein halber Rückfall in's Heidenthum ist: der durch und durch weltliche Charakter, die behagliche Diesseitigkeit, welche sich in ihr ausspricht, fallen nirgends mehr in die Augen als da, wo sie am wenigsten am Platze sind, in der Kirche, und es ist nicht zufällig, daß ein Orden, der bei scheinbarer Uebergeistlichkeit sich so gut mit der Welt zu vertragen weiß und überall mit weltlichen Mitteln operirt, gerade diesen Baustil besonders gepflegt und ausgebildet und darin das Höchste in theatralischem Pomp geleistet hat, so daß man von einem eigenen „Jesuiterstil" redet.

Wie in der Gothik unterscheidet man in der Renaissance drei Perioden: die Frührenaissance, welche man von 1420 bis 1500 rechnet, nimmt die antiken Bauformen auf, ohne deshalb mit den Traditionen des mittelalterlichen Baustils gänzlich zu brechen. Sie bewegt sich dabei in freiem Streben, da ein bestimmtes Bauschema, feste Regeln sich noch nicht ausgebildet haben, und zeichnet sich gegen die spätere Zeit durch eine alle Täuschung verschmähende Anwendung soliden Materials und eine strenge und gediegene Technik aus. Sie ist nur in Italien zu Hause, in Florenz, Mailand, Pavia, Venedig, und tritt dort in verschiedenen Bauschulen und schönen Leistungen auf. Nach Deutschland dringt sie noch nicht, dort hält man noch an der Gothik fest. — In der 2. Periode, der ausgebildeten oder Hochrenaissance, welche man von 1500 bis 1580 datirt, vollzieht sich der Bruch mit der mittelalterlichen Bauweise vollständig und hält man sich streng und bis in's Einzelne an die Regeln der römischen Architektur, deren Vorbilder man vor sich hatte, sorgfältig studirte und peinlich kopirte. Wie wenig auch die Kirchenpaläste dieser Zeit, unter denen St. Peter in Rom der berühmteste und einflußreichste ist, den alten Kirchen gleichen, wie kalt sie uns auch bei ihrem baulichen Schematismus lassen, immerhin macht ihre Großräumigkeit noch einen erhebenden und ihre Regelgerechtigkeit einen würdigen Eindruck, im Vergleich zu der jeder gesunden Konstruktion Hohn sprechenden Willkür und wüsten Dekoration der dritten Periode, die man als Barockstil bezeichnet und von 1580 an rechnet. In dieser Zeit werden zu Gunsten des malerischen Effektes alle Regeln gesprengt, die Säulen und alle architektonischen Glieder nicht nach ihrer baulichen Bestimmung, sondern nur noch als Dekorationsmittel behandelt, und die Kunst, welche mehr als jede andere dem Gesetz des Maßes unterworfen ist, gefällt sich in Erzeugnissen, welche ein geachteter Kunstrichter (Burckhardt) „Fieberfantasien der Architektur" nennt. Die vollständige Loslösung der Dekoration von dem baulichen Organismus und der natürlichen Beschaffenheit des Materials vollzieht sich während dieser Periode in einem Baustil — wenn hier von Stil die Rede sein kann — der im 17. Jahrhundert

in Frankreich aufgekommen ein rechtes Charakterbild des frivolen Frankreichs jener Tage ist und Rococo genannt wird. Er besteht einerseits in einer ganz willkürlichen, zumeist nur aufgeklebten Ornamentirung der Flächen mit Muscheln, Laubgewinden, Fruchtschnüren, Blumenfestons u. dgl., andererseits in der muthwilligsten Brechung der Linie, der es nie vergönnt wird, ihren natürlichen Weg zu gehen, die kaum angefangen sofort wieder umspringt, in launischem Spiel nach allen Richtungen sich bewegt, gleich jener pikanten, kokettirenden Konversation der überfeinen Gesellschaft, die geistlos wird, indem sie geistreich sein will.

Versuchen wir es jetzt in wenigen Zügen und ohne auf den Unterschied der einzelnen Perioden besondere Rücksicht zu nehmen, den Umsturz und die Verwirrung zu schildern, welche die Herrschaft der Renaissance in unserem Kirchenbau mit sich geführt hat, wie wir das bis in unsere Tage und bis zu den kleinsten Dorfkirchen herab wahrnehmen können. Mit der größten Freiheit behandelte man den Grundriß und Aufbau: neben der Basilika mit Querschiff findet man das griechische Kreuz und polygone Anlage, nur daß bei allen größeren Bauten die Kuppel nicht fehlen darf. Im Kuppelbau wurde das Höchste geleistet, und daran verschwendete die Kunst alle ihre Kraft: man baute die Kuppel rund, auf hochaufsteigendem Tambour, der mit Pilastern verziert, von Fenstern durchbrochen und mit einem Gesims abgeschlossen wurde; äußerlich wurde sie mit einer Laterne bekrönt. Eine solche Kuppel ist von großartiger, malerischer Wirkung, aber eigentlich ohne liturgische Bedeutung und die grandiose Erhebung derselben wird zu theuer erkauft, wenn man bedenkt, wie das ganze übrige Gebäude trotz der großen Räume, die man überbaut, dagegen zusammengeschrumpft und gedrückt erscheint. Das kommt daher, daß man zu dem massigen Gewölbebau der Römer zurückkehrt und auf schweren, breiten Pfeilern lastende Tonnengewölbe und Kuppeln aufsetzt, und nun auch schwerer Umfassungsmauern bedarf. Damit ist der ideale Schwung des mittelalterlichen Gewölbebaues auf einmal abgestreift und es ändert daran nichts, daß man diese massigen Pfeiler mit Pilastern dekorirt und mit antikem Gebälk bekrönt, diese wuchtenden Decken mit Kasetten er-

füllt, ja all' der antike und moderne Schmuck, den man aufwendet, erst in der langweiligen Regelgerechtigkeit der römischen Architektur, dann in zunehmender Willkür und Regellosigkeit bis zu den Ausgeburten des Rococo, macht die Schwerfälligkeit dieser Kirchenpaläste trotz aller ihrer Pracht nur um so drückender und für ein wahrhaft religiöses Gemüth nur um so unerträglicher. „Das Wulstige — so klagt Einer — Geschweifte, Bauchige wird vorherrschend, nirgends bleibt das Einfache, Natürliche; Alles wird auf die unsinnigste Weise hin- und hergebogen und verzerrt. Die Gebäude werden mit einer solchen Masse von Schnörkeln, Wülsten Kurven und bauchigen Figuren überdeckt, daß die Grundformen fast ganz verschwinden und am ganzen Bau oft nichts als ein buntes Konglomerat plumper, widerlicher Verzierungen bemerkbar wird. Verzierungen der willkürlichsten Art: Laubwerk und Muscheln, Urnen und Schnecken, Blumen- und Fruchtguirlanden, Schnörkel und Figuren, Menschen- und Thiergestalten von allen Arten wechseln dabei miteinander ab. Alle drei Naturreiche sind da vertreten und zwar meistens in Gips; denn statt der früheren Steinhauerarbeiten führte man jetzt Alles in Stuckaturarbeit aus Gips aus, welche dann an die Wand geklebt wurde." — Und wie im Innern so wird auch durch das Aeußere das Gemüth durch nichts von der Erde gen Himmel gezogen: die Horizontale tritt mehr als je wieder in die Herrschaft ein, an die Stelle des aufstrebenden Spitzbogens und des harmonisch fortklingenden Rundbogens tritt vielfach der Stichbogen, die hohen Giebel verschwinden, die Dächer schließen im stumpfen Winkel, die Fenster sind klein, meist viereckig einfach oder in einen antikisirenden Rahmen gestellt und mit einem dreieckigen oder runden Giebel bekrönt, wie für ein Privatgebäude, nicht den großen Räumen entsprechend, für die sie bestimmt sind. Dasselbe gilt von den sonst weit geöffneten Portalen, die sich auch wohl hinter der Säulenstellung der anspruchsvollen und nichtssagenden Façade verstecken, welche man nach antiken Vorbildern vorzubauen liebte. Das Einzige, was — von der nur selten durchzuführenden Kuppel abgesehen — den Charakter des Aufstrebenden behalten mußte, war der Thurm; doch wurde er auch nach gleichen Grundsätzen aufgebaut

und an die Stelle der schlanken Pyramide treten unschön ausgebauchte Dachungen mit Laternenbekrönungen, oft in mehreren Geschossen.

Alle diese Umgestaltungen oder geradeheraus gesagt Verunstaltungen des kirchlichen Baustils machen sich natürlich an größeren und reicheren Kirchengebäuden besonders bemerkbar, unberührt bleiben aber auch die schlichtesten Dorfkirchen nicht davon. Auch das einfachste, ja dürftigste Kirchlein, wenn es nach richtiger Disposition in den den alten Bauwerken geläufigen Formen gebaut ist, macht einen erbaulichen Eindruck; jedenfalls steht es da, wohin es gehört, hat einen lokalen und geschichtlichen Grund und Boden; aber was sollen diese fremdartigen und fremdländischen, einer untergegangenen Kulturperiode entlehnten Bildungen und Bauformen in einer Umgebung, wo sonst nichts an sie erinnert? und vor Allem, was hat die Bauform griechischer Tempel und römischer Paläste mit der christlichen Kirche zu thun? Ein Zweites, was bei einfachen Bauten in Betracht kommt, ist dies: all' die fremdartige, wulstige und schwulstige Dekoration, welche sich unter der Herrschaft der Renaissance in die Kirchen eingedrängt hat, erscheint uns in einfachen Kirchen, aus der Hand roher Dorfhandwerker hervorgegangen, doppelt widerwärtig, während anderwärts eine geschickte und sorgfältige Technik einigermaßen damit versöhnt.

In Deutschland finden wir verhältnißmäßig nur wenige von der Renaissance geschaffene Neubauten, um so größer aber — und das ist der größte Schaden — ist die Zahl schöner mittelalterlicher Kirchen, welche im Geiste derselben im Aeußern und besonders im Innern umgebaut worden sind. Die herrlichsten Bauwerke sind einer falschen Verschönerungssucht zum Opfer gefallen und bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden und der Schaden ist zum großen Theil von der Art, daß er nicht wieder gut zu machen ist.

Zusatz. Die St. Peterskirche zu Rom, ein unbestrittenes Wunderwerk der Baukunst und doch, als Kirche wenigstens, ein verfehlter Bau, ist der entschieden größeste und bedeutendste, auch einflußreichste Kirchenbau der Renaissance, deren Blüthenzeit und Verfall er gleicher-

maßen darstellt, denn mehr als zwei Jahrhunderte haben an ihm gearbeitet. Begonnen im Jahre 1450 unter Papst Nikolaus V. ist er nach 50jährigem Stillstand von dem prachtliebenden Julius II. im Jahre 1506 unter der Leitung von Bramante wieder aufgenommen worden, aber erst im Jahre 1626 konnte Urban VIII. ihn einweihen und 1667 erhielt

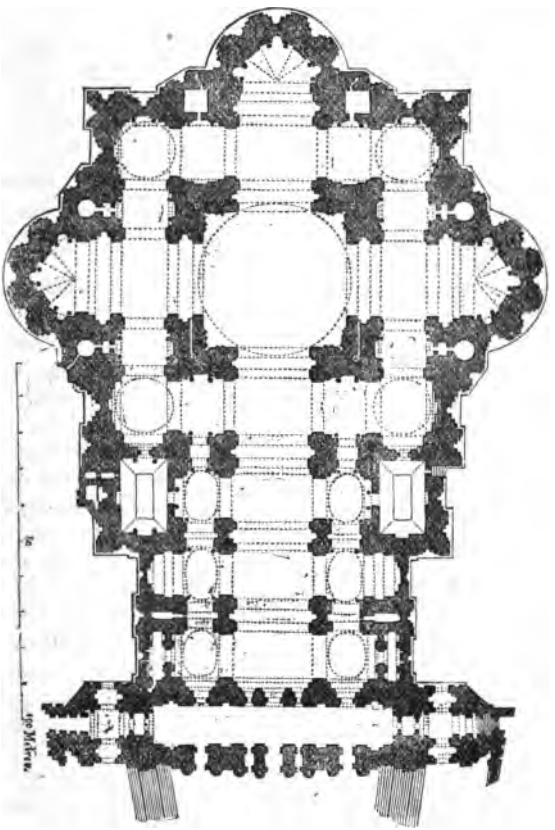


Fig. 27. Grundriß von St. Peter in Rom.

er durch Hinzufügung der seiner Façade vorgelegten Doppelkolonnade seinen völligen Abschluß und sein imponirendes Aussehen. Eine ganze lange Reihe von Päpsten ist darüber abgestorben, ihm haben die größten Künstler der Zeit, unter ihnen selbst ein Rafael und Michel Angelo,

ihre Kräfte gewidmet und unberechenbar sind die Summen, welche er verschlungen hat. (Ein Schriftsteller vom Ende des 17. Jahrhunderts schlug die Baukosten bis zu seiner Zeit auf 46,800,498 Scudi an, wobei aber große Summen noch außer Berechnung blieben.) Dafür ist St. Peter denn auch das kolossalste Kirchengebäude der Welt: sein Flächeninhalt (von 199,926 Pariser Fuß) übersteigt den des Kölner Doms um reichlich das Dreifache und den der Sophienkirche um mehr als das Doppelte, und nur St. Paul in London und der Mailänder Dom nähern sich ihm in dieser Beziehung bis über die Hälfte. Die Länge des Mittelraumes beträgt 592 Fuß, die Breite 92 Fuß; die Kuppel, deren Bau auf vier Pfeilern von ungefähr 240 Fuß Umfang ruht, erhebt sich 405 Pariser Fuß über den Boden. Diese Kirche, in der ursprünglichen Anlage als griechisches Kreuz gedacht, erhielt nach verschiedenen Schwankungen schließlich doch noch ein Langhaus (vgl. den Grundriß Fig. 27), auf dessen perspektivische Wirkung sie nicht berechnet war und das auch dem Aeußeren nachtheilig wurde. Ueberhaupt macht dieser Riesenbau nach ziemlich übereinstimmendem Zeugniß im Innern nicht den großartigen Eindruck, den man bei so kolossalen Dimensionen erwarten sollte; jedenfalls kann es kein einheitlicher, harmonischer, erhebender sein: dem sinnlichen Menschen mögen diese Massen imponiren, ihn mag diese stolze Pracht berauschen, er mag in St. Peters Bau wie im Schoße des römischen Katholicismus seine Befriedigung finden; ein innerlicher, nach oben gerichteter Christ wird sich schwerlich heimisch fühlen und es wird ihm nicht beikommen, die durchgeisteten Hallen eines gothischen Domes mit diesem schweren Prachtbau zu vertauschen. „Wer die Schönheit anderswo als in den Massen sucht, — sagt ein Kenner und Bewunderer der Renaissance — der wird bei den staunenswerthen Mitteln, welche hier aufgewendet, den kolossalen Kräften, die in Bewegung gesetzt sind, die durch mühsame Dekoration mehr beschönigte als bewältigte Massenhaftigkeit, die kalte, schwerfällige Pracht bedauern und über einen Bau Schmerz empfinden, der nicht blos in seinen eigenen Schicksalen, sondern mittelbar auch für die folgende Entwickelung der Baukunst so verhängnißvoll geworden ist. Wahrhaft bewunderungswürdig ist nur der herrliche Kuppelbau.“ Dieser ist im Wesentlichen ein Werk Michel Angelo's, ebenso bewunderungswürdig durch seine edle Form und reines Profil, als durch seine gewaltigen Dimensionen, die dominirende Zierde des neuen Rom, ein Wunderwerk der Welt. Aber eine Kuppel ist bedeutungsvoller für das Aeußere als das Innere und daß man nun nach dem Beispiel von St. Peter allenthalben Kuppelkirchen bauen wollte, ist nicht gerade als ein Gewinn für den Kirchenbau zu betrachten, so schöne Städtebilder auch dadurch geschaffen worden sind.

§ 11. Die Gegenwart.

Es ist schwer, der Gegenwart gerecht zu werden, und ungerecht wäre es, sie lediglich für die Mißerfolge oder den Mangel an Erfolgen verantwortlich zu machen, deren Ursachen zum guten Theile außer ihr liegen. Aber das läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Bauwerke unserer Tage entfernt nicht an das reichen, was das vielverrufene Mittelalter in dieser Beziehung geschaffen hat. Die höchsten Leistungen unserer Zeit sind auf dem technischen, nicht auf dem künstlerischen Gebiete zu suchen, und namentlich ist es der Kirchenbau, welcher sehr darnieder liegt. Aber es ist schon ein Gewinn, daß man das einigermaßen erkannt, vielfach auch offen bekannt hat, und daß man hie und da ernstlich bemüht ist, sich aus diesem Verfall herauszuarbeiten.

Höchst bedeutsam und auch förderlich sind die Studien auf diesem Gebiete gewesen. Nach allen Seiten hin haben sie sich verbreitet: nicht blos „der Fialen Gerechtigkeit" — Titel einer von A. Reichensperger neu herausgegebenen alten Schrift — ist wieder erkannt worden, sondern dem ganzen Geheimniß der alten Baukunst hat man emsig nachgespürt. Es mag sein, daß man dabei vielfach am Einzelnen und Aeußerlichen haften geblieben ist, daß man den alten Baumeistern Manches untergelegt hat, woran sie nicht gedacht haben, und daß man andererseits übersehen und unterschätzt hat, worin ihre wahre Meisterschaft bestand; aber das steht fest, daß man in neuerer Zeit Vieles gelernt hat, daß manche Dinge jetzt allgemein anerkannt sind, von denen man zuvor nichts wußte oder die man in vornehmer Unwissenheit belächelte.

Am fruchtbringendsten, wenn vielleicht auch nicht in ihren nächsten Erfolgen, so doch als Lehrmittel sind die Restaurationsbauten gewesen, welche nach der großen Anregung derer am Kölner Dom aller Orten in Gang gesetzt worden sind. Die alte Zeit hatte in Ueberbietung ihrer Kräfte Vieles zu riesig begonnen und darum unvollendet gelassen und die Barbarei der folgenden Jahrhunderte bis hinein in das unsrige so Vieles verkommen lassen, zerstört und verballhornt, daß es übergenug wie-

derherzustellen, nachzuholen und dem drohenden oder bereits eingetretenen Verfall zu entreißen gab und noch giebt. Es mag sein, daß es auch hierbei an Irrthümern und Mißgriffen nicht gefehlt hat und manchmal übel ärger geworden ist; aber sicher ist auch, daß durch diese Restaurationen manches Unrecht gesühnt und, was von größtem Werthe ist, der entschiedenste Gewinn für die Gegenwart und Zukunft unseres Kirchenbaues daraus erwachsen ist. An diesen großen Aufgaben hat sich nicht blos eine Zahl von einzelnen tüchtigen Baumeistern emporgearbeitet und Geltung verschafft, sondern es ist auch eine ganze Schaar tüchtiger jüngerer Architekten heran- und zugewachsen, und auch unsern Handwerkern ist Gelegenheit geboten worden, etwas Besseres zu sehen und zu arbeiten, und wenn der Gewinn für das Handwerk nicht größer gewesen ist, so liegt dies zum Theil an andern Gründen, namentlich an unsern socialen Verhältnissen.

Bei alledem müssen wir uns sagen und sagen lassen: Wissen ist noch kein Können! und damit dürfte gesagt sein, woran es uns in der Gegenwart am meisten fehlt.

Es beruht dies in der ganzen Bildungsweise unserer Zeit, und deren Vielseitigkeit bringt das nothwendig mit sich. Unter der Masse des Wissens verkümmert bei den Meisten die Originalität, welche, einige bevorzugte Geister ausgenommen, immer eine gewisse Einseitigkeit voraussetzt. Die alten Meister vom Schurzfell würden sich wundern, was ihre jungen Kollegen jetzt alles lernen und wissen müssen; und wenn diese in den Wahn gerathen, sie könnten, wenn es sein müßte, eben alles bauen, romanisch und gothisch so gut wie ägyptisch und etruriſch und wer weiß was sonst, so ist das sehr verzeihlich; aber freilich, wenn es an's „Machen“ geht, so wendet sich das Blatt und die Herren „von der Feder“ merken doch vielleicht, daß ihnen im Vergleich zu den alten Kollegen „vom Leder“ ein Wesentliches abgeht, und daß die Leute in der Bauhütte, wo sie mit dem Klöppel und Eisen umgehen mußten, Manches schaffen konnten, was sie im Zeichenbureau zu Stande zu bringen vergeblich sich abmühen. Das Viele, was sie gelernt haben, ist ihnen öfter mehr hinderlich als förderlich, es hängt sich ihnen an, wo sie es nicht brauchen

können und verleitet sie zu einem Eklekticismus, durch den gerade manche sehr wohlunterrichtete Leute es nicht zu einem tüchtigen Schaffen bringen.

Demnächst sind es noch andere Schwierigkeiten, welche sich unseren heutigen Architekten in den Weg legen, und es ihnen schwer machen, es den alten Kirchenbaumeistern nachzuthun, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich begabte Köpfe andern Branchen der Baukunst zuwenden, bei denen sie auf mehr Förderung und Anerkennung zu rechnen haben. Der ideale Geist, welcher die alte Zeit und Kunst durchzog und neben der Werktüchtigkeit, die sich in den Bauhütten ausbildete, der Schöpfer jener kirchlichen Wunderbauten wurde, ist nicht der vorherrschende Charakter unserer Zeit, und wo etwas davon vorhanden ist, bewegt es sich mehr in der Abstraktion, als in jener naiven Unmittelbarkeit, welche den echten Künstler charakterisirt. Der materialistische Zug der Zeit, über den Jedermann klagt, und der doch auf Jedermann seinen Einfluß übt, steckt unsern Baumeistern Ziele, an denen sich wohl der berechnende Verstand schärfen, schwerlich aber das Herz erwärmen und die Phantasie beflügeln kann. Sich an großen kirchlichen Aufgaben zu üben und daran zu erproben, fehlt es unsern Baumeistern an Gelegenheit, denn es fehlt unserer hastigen Zeit, von den aufzuwendenden Mitteln ganz abgesehen, an der Geduld und Zähigkeit der alten, in der es geschehen konnte, daß mehrere Generationen an einer und derselben Kirche gebaut haben. Das haben wir jetzt nicht zu erwarten, und daß es nicht so ist, nach einer Seite hin auch nicht zu beklagen: bei der missionirenden Stellung, in welche die Kirche mitten in christlichen Ländern jetzt gedrängt worden ist, ist nicht sowohl der Bau großer Kathedralen und Volkskirchen, als vielmehr der Bau von vielen kleinern Kirchen angezeigt, welche wie vorgeschobene Posten, ausgestreckte Arme und Sammelpunkte allenthalben aufgerichtet werden. Aber auch diese bescheideneren Kirchen, diese Bedürfnißbaue, von denen hier gehandelt wird, sollen doch in der Regel nicht wie provisorische Baue, die keine Zukunft haben, sondern in würdiger und monumentaler Weise errichtet werden, und damit wir das lernen und darin uns üben, dazu

bieten allerdings große, länger dauernde Baue die günstigste Gelegenheit. Sie sind eine hohe Schule für die Bauleute einer ganzen Provinz und liefern das, was unsern Baumeistern jetzt so sehr fehlt, ein wohlgeschultes und eingeübtes Arbeiterpersonal, das sich dann auch für andere Fälle verwenden läßt. Jetzt müssen unsere tüchtigsten Baumeister sich die verschiedenen passenden Werkleute für ihre Arbeiten erst zuziehen, und wenn das geschehen, haben beide Theile keine Garantie, ob sie das Erlernte werden weiter verwerthen können, denn die alten Verbände, innerhalb deren sich die Handwerkstraditionen fortpflanzten, die Bauhütten und Innungen mit ihren Werkstätten, haben sich aufgelöst und es ist noch nichts, was sie nach dieser Seite ersetzen könnte, an ihre Stelle getreten. Wir werden daher aus diesen und andern Gründen auch mit unsern tüchtigsten Baumeistern, denen neben dem reichsten Wissen auch das rechte Können nicht fehlt, Geduld haben müssen und nicht Ansprüche an sie stellen dürfen, deren Nichterfüllung nicht ihnen, sondern der ganzen Zeit zur Last fällt. Auch müssen wir konstatiren, daß trotz aller dieser Mißstände seit einer Reihe von Jahren nicht blos viele großartige Restaurationen zur Ausführung gelangt sind, durch welche die herrlichsten Bauwerke, welche uns das Mittelalter überliefert hat, einestheils dem sichern Untergang entrissen, andererseits erst jetzt wirklich vollendet worden sind, sondern daß auch Neubaue zu Stande gekommen sind, welche sich den kirchlichen Baudenkmälern der früheren Jahrhunderte an die Seite stellen dürfen. Der Raum gestattet nicht, auch nur die vornehmsten einzeln aufzuführen, und noch weniger gestattet es die Stellung des Verfassers, sich kritisch über Leistungen auszusprechen, über welche das Urtheil noch nicht feststeht; es sei daher nur beispielsweise an den Kölner Dombau in ersterer und an den Neubau der Hamburger Nikolaikirche in letzterer Beziehung erinnert, wobei wir nur zu bedauern haben, daß die deutschen Baumeister den Ruhm der Erbauung der letztgenannten Kirche einem Engländer haben abtreten müssen, während wir in den Blüthetagen der deutschen Bauhütten fast bei jedem großen Kirchenbau selbst des romanischen Südens einen deutschen Meister beschäftigt finden, wie denn noch kürzlich die

Thätigkeit eines solchen an der Schwelle von Afrika, auf den Balearen nachgewiesen worden ist.

Sprechen wir es zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht noch ausdrücklich aus, daß bei aller Anerkennung der Leistungen der Vergangenheit die Kirchenbaukunst so wenig wie die Kirche selbst verurtheilt werden soll, nur rückwärts zu schauen und in der Vergangenheit und von derselben zu leben. Was auch von einer Zukunftskirche geträumt und gefaselt worden ist, hebt die trostreiche Wahrheit nicht auf, daß die Kirche, auch hier auf Erden, eine Zukunft hat, und so mit ihr auch die Kunst, welche sich mit ihr verbündet hat. Wenn der Herr der Kirche dieser neue Aufgaben neben den alten stellt oder vielmehr neue Mittel und Wege zur Lösung der alten gewährt, so werden damit gewiß auch der Kunst neue Aufgaben erwachsen und neue Wege eröffnet werden, und es wird nun an ihr sein, nicht blos das Erbe der Vergangenheit festzuhalten, sondern es sammt dem Gewinn der Gegenwart diesen künftigen Aufgaben dienstbar zu machen.

II. Vorfragen.

§ 12. **Von drei Hauptfaktoren des Kirchenbaues.**

Nach dem gewonnenen geschichtlichen Rückblick wird nun allen Lesern, die uns mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, die Frage auf den Lippen schweben: „In welchem Stile sollen wir denn nun bauen?“ Aber bevor wir versuchen, hierauf wenigstens annähernd eine Antwort zu geben, ist noch Anderes vorauszuschicken, was unabhängig von der Wahl des Stils in jedem Falle zu beachten sein wird. Und da müssen wir zunächst drei Faktoren nennen, welche bei dem Bau und der Ausstattung der Kirchen mitzusprechen haben und deren Ansprüche man nicht ungestraft überhören darf. Es sind dies: das praktische Bedürfniß, das liturgische Erforderniß und das kirchliche Herkommen.

Das praktische Bedürfniß macht sich bei jedem Bau zuerst geltend; bei einem öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude kann es umsoweniger unberücksichtigt bleiben, als Verstöße dagegen Jedermann alsbald in's Auge fallen und durch nichts, wie schön es auch sonst sein mag, verdeckt oder entschuldigt werden kann. (Auch kann man in Wahrheit schön nicht nennen, wobei sich ein Widerspruch zwischen Form und Zweck zeigt.) Ein Privatmann mag nach seiner oder seines Baumeisters Laune bauen; er hat die entstehenden Unzuträglichkeiten mit seinem Beutel zu bezahlen und selbst zu tragen. Eine Kirche aber ist kein bloßes Schaustück, sondern ein für das Bedürfniß der Gemeinde bestimmtes Gebäude, daß sie sich darin versammle und ihre Gottesdienste pflege, und es wird immer die erste Rücksicht bleiben, die der Baumeister zu nehmen hat, daß es diesem seinen nächsten Zwecke diene. Nicht soll er hier etwa nur seine Kunst zeigen oder gar auf Kosten der Gemeinde experimentiren. Was in dieser Beziehung versehen wird, drückt um so härter, als es hinterdrein meist schwer zu ändern ist und als man Kirchen nicht blos für ein Geschlecht baut.

Im Ganzen und bis in das Einzelste herab ist das praktische Bedürfniß in's Auge zu fassen. Mit Recht fordert man, daß die Kirche für die Gemeinde überhaupt, die Orgeltribüne für den Sängerchor, der Altarplatz für die Abendmahlsversammlung den nöthigen Raum biete, daß für bequeme Cirkulation der Kirchgänger, für Abwendung von Luftzug gesorgt sei, daß die Kanzel eine Stellung habe, von wo aus die Stimme des Predigers in allen Theilen der Kirche möglichst verstanden werde, daß die Sitze so konstruirt sind, daß man bei längerem Sitzen nicht steif werde, daß die Kniebänke das Knieen auch wirklich möglich machen, und was dem mehr ist. Ja bei Bildung eines jeden kirchlichen Geräths wird dem praktischen Bedürfniß Rechnung getragen werden müssen: der Kelch wird so geformt sein müssen, daß aus demselben ohne Gefahr des Verschüttens leicht gespendet werden kann, der Altarleuchter so, daß er gegen Abfließen des geschmolzenen Wachses Sicherheit gewährt, die Taufschüssel wird nicht so flach sein dürfen, daß sich daraus nicht schöpfen läßt u. dergl. Es ist

immerhin nicht überflüssig, wenn der nüchterne, praktische Verstand innerhalb der Gemeinde den Bau- oder sonstigen Künstler in dieser Hinsicht kontrolirt, denn es kommt ja wohl auch vor, daß dergleichen Herren vor lauter Gelehrsamkeit oder Genialität nicht sehen, was vor den Füßen liegt.

Doch das praktische Bedürfniß darf immer noch eher auf Berücksichtigung rechnen, aber was die Liturgie in den Bau hineinzureden haben soll, wird Vielen unerfindlich sein. Sie wird den meisten unserer nur akademisch gebildeten Baumeistern bis auf das Wort ein fremdes Ding sein. Was hat auch die Akademie mit der Liturgie zu schaffen! Und doch möchten wir behaupten, daß die Liturgie, wenn auch nicht Baumeister, so doch Bauherr sein müsse, und wie überall der Baumeister die Ansprüche des Bauherrn nach Möglichkeit zu befriedigen hat, so wird er auch beim Kirchenbau darauf zu achten haben, was die Liturgik, das ist die Lehre von Art und Ordnung des christlichen Gottesdienstes, fordert. Wir müssen hier nur wiederholt der Kirche und kirchlichen Wissenschaft dasselbe Recht mitzusprechen wahren, was bei anderen, wissenschaftlichen oder technischen Zwecken dienenden Gebäuden die betreffende Fachwissenschaft für sich in Anspruch nimmt, wie wir dies bereits in der Einleitung S. 4 geltend gemacht haben. Die kirchliche Wissenschaft kann sich nicht damit begnügen, daß der Baumeister die Gemeinde unter Dach und Fach bringt und für so und so viel Menschen Sitzplätze schafft, im Uebrigen aber seinen Phantasieen folgt, sondern sie verlangt, daß er ein Gebäude herstelle, welches die Idee des christlichen Gottesdienstes ausdrückt und seinen Zwecken entspricht, und zwar wie im Ganzen, so in allen einzelnen Theilen. Bei Feststellung der Maße und Proportionen, bei Disposition der einzelnen Theile, bei Anordnung der Portale und Fenster, der Gänge und Sitze, bei der Stellung und Form der Kanzel, des Taufsteins und des Altars, bei dem Schmucke der Wände und Fenster, bei Beschaffung des kirchlichen Geräths und der kirchlichen Gewänder, überall sollen nicht blos bauliche und ästhetische Rücksichten allein entscheidend sein, sondern die Forderungen der Liturgik an erster Stelle mit in Betracht kommen, sodaß nirgends

die gottesdienſtliche Stätte, die Beſtimmung für den kirchlichen Dienſt verkannt und man nicht etwa, wie ſo oft geſchieht, an den Salon, den Koncertſaal und das Theater erinnert wird.

Es wird deshalb nicht verlangt, daß der Baumeiſter oder wer beim Kirchenbau mit zu reden hat, ſich in theologiſche Studien vertiefe, es wird völlig ausreichen, wenn er ſich, was wir als Drittes forderten, um das kirchliche Herkommen, die kirchliche Bautradition gehörig bekümmert. Wo man das thut, wird man ziemlich ſicher darauf rechnen können, ſowohl praktiſch als liturgiſch korrekt zu bauen, denn in der Tradition ſind die Erfahrungen vieler Jahrhunderte niedergelegt und man wird den alten Baumeiſtern das laſſen müſſen, daß ſie gedankenvoll gebaut haben und von ihnen nach allen Seiten hin etwas zu lernen iſt. Wie ſie, auch da, wo ſie weiter fortgeſchritten ſind, doch die Grundgedanken ihrer Väter verfolgt haben, ſo werden auch wir wohlthun, wenn wir auf der von ihnen gebrochenen Bahn vorwärts ſchreiten. Nicht zu blinden Nachtretern der Alten ſollen unſere Kirchenbaumeiſter gemacht werden, nein, ſie ſollen ihnen mit Bewußtſein, in Anerkennung der Richtigkeit ihrer Principien folgen. Wir geſtehen ihnen der kirchlichen Bautradition gegenüber daſſelbe Recht zu, welches wir für uns Theologen und für jeden Chriſten der Lehrtradition gegenüber beanſpruchen, das Recht der Prüfung; aber wir wollen ſie auch an die Pflicht gebunden wiſſen, der wir ſelber gern uns fügen, nämlich nicht nach ſubjektivem Ermeſſen das kirchlich Ueberlieferte bei Seite zu ſchieben. Es heißt auch hier: Prüfet Alles und das Gute behaltet! Wir reden aber nicht antiquariſchen Liebhabereien das Wort, wollen nicht, daß man ſich ſklaviſch an die Bauweiſe dieſes oder jenes Jahrhunderts binde; wir werden uns vielmehr beim evangeliſchen Kirchenbau in nicht unwichtigen Dingen grundſätzlich von der Tradition der mittelalterlichen Kirche trennen müſſen, nämlich da, wo ſich in den baulichen Einrichtungen Irrthümer widerſpiegeln, welche in die Kirche eingedrungen waren, oder wo man einen Theil des chriſtlichen Gottesdienſtes einſeitig berückſichtigt und einen anderen darüber hintangeſetzt hat. Wo aber ein ſolcher zwingender Grund nicht vor-

handen ist, werden wir wohl am sichersten gehn, wenn wir uns sorgfältig an das kirchliche Herkommen halten, das doch meist seinen guten Grund hat.

Zusatz. Das hat denn auch von Anfang an die lutherische Kirche gethan und auch hierin ihren historischen Sinn bewährt, während die schweizerische Reformation und nach ihr mehr oder weniger die gesammte reformirte Kirche namentlich auch im Kultus und demzufolge im Kirchenbau durchweg radikal verfahren ist. Man wolle es daher nicht als konfessionelle Einseitigkeit belächeln, wenn einem Unterschiede, der nun einmal vorhanden ist und sich nicht wegleugnen läßt, bereits auf dem Titel dieses Buches Ausdruck gegeben worden ist. Es beruht nun einmal nicht auf Zufall und Aeußerlichkeiten, sondern hat seinen innern Grund, daß die lutherische Kirche wie in der Liturgie so im Kirchenbau sich eigenartig entwickelt hat, und es ist eine Abnormität, wenn die württembergische Kirche bei lutherischer Lehre gleichwohl in der Liturgie einen reformirten Typus erhalten hat. Geschichtlich erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß in Brenz und Blaurer die deutsche und schweizerische Reformation sich hier begegneten.

Es giebt übrigens außer den allgemeinen Bautraditionen, die sich seit lange und weit und breit eingebürgert haben, noch besondere, zeitliche und örtliche, welche meist im Zusammenhange mit provinziellen kirchlichen Bräuchen stehen und schon darum Beachtung verdienen.

§ 13. Vom kirchlichen Baucharakter und den Grundgedanken des evangelischen Kirchenbaues.

Wenn man darüber zu Rathe geht, wie man bauen will, muß man vor allem darüber klar sein, und fest im Auge behalten, was man bauen will. Daß ein jedes Gebäude dem besonderen Zwecke, dem es dienen soll, entsprechend angelegt und eingerichtet sein müsse, damit ist Jedermann einverstanden; aber sobald man sich nicht mit einem bloßen Noth- und Bedürfnißbau begnügen, sobald man von der Baukunst reden will, wird man etwas mehr verlangen müssen, nämlich daß die Bestimmung des Gebäudes im Aeußern und Innern und in allen seinen einzelnen Theilen sich ausprage, daß ihm ein bestimmter baulicher Charakter einwohne, daß Wesen und Erscheinung, Inhalt und Form sich decken. Wo dies der Fall ist, wird sich ein öffentliches Gebäude von einem Privatgebäude, ein kirchliches von einem weltlichen

unterscheiden, ja es wird ein jedes Haus, es sei ein Wohnhaus oder Rathhaus, Kaufhalle oder Gerichtshof, oder was es sei, seine eigene Physionomie an sich tragen, und man wird ihm alsbald ansehen können, welchem Zwecke es diene. Allein diesem in thesi gewiß allgemein zugegebenen Grundsatze entspricht die herrschende Praxis keineswegs, denn kaum irgendwo kann die Willkür und Gedankenlosigkeit mehr zu Hause sein, als auf dem Gebiete der Baukunst. Es giebt, um bei unserem Falle zu bleiben, dermalen viele Kirchen, die man, abgesehen etwa von dem sie kennzeichnenden Thurme, eher für ein Fabrik- oder Magazingebäude halten möchte und die in ihrem Innern, wenn man sich Kanzel und Altar wegdenkt, vollständig einem Koncertsaal gleichen. Das ist aber nicht blos Profanation, das ist auch Gedankenlosigkeit. Dem wird man auch nicht dadurch ausweichen, daß man dem nach irgend welcher Bauschablone entworfenen kirchlichen Gebäude kirchliche Sprüche oder Embleme wie eine Etikette anheftet. Diese bilden, wenn der Grundcharakter kein kirchlicher ist, nur einen um so grelleren Kontrast. So bringen z. B. manche Architekten, seit in neuerer Zeit das uralte Christensymbol, das Kreuzeszeichen, wieder mehr in Aufnahme gekommen ist, dasselbe auf Wandflächen und als Bekrönung allenthalben an, um damit ihren Bauwerken ein kirchliches Ansehn zu geben. Aber wenn man einer Kirche eine griechische Tempelfaçade vorbaut, oder wenn man eine Grabkapelle baut, die eher wie ein Güterschuppen oder ein Gartensalon ausschaut, so hilft es nichts, sondern macht übel nur ärger, wenn man derartige Baulichkeiten mit einem Kreuze bekrönt.

Es bedarf aber durchaus keiner künstlichen Mittelchen, man sei sich bei Entwerfung des Grundplanes wie des Aufrisses nur stets bewußt, was und für welchen Zweck man baut, man fasse nur streng das kirchliche Bedürfniß in's Auge, vertiefe sich in die Idee des christlichen Gottesdienstes und verachte nicht, was uns durch Erfahrung der vergangenen Jahrhunderte überliefert ist, so wird es keine Noth haben. Ist man nur erst über die Anordnung der Innenräume im Klaren, so ist damit der Außenbau in der Hauptsache bereits gegeben, denn es gilt als wichtige Regel,

daß man nicht von Außen nach Innen, sondern von Innen nach Außen baue, d. h. daß man nicht zuerst auf Erreichung eines baulichen Effektes durch wohlstudirte Façaden, malerische Gruppirung, reiche Ornamentirung denke und sich dann im Innern behelfe, wie es gehen will; sondern daß man zuerst und vor allem darauf denke, wie man dem Bedürfniß des Gottesdienstes genügen und die Idee desselben baulich verkörpern will und dann erst dem Innern entsprechend das Aeußere gestalte. Das in der Natur waltende Gesetz: die innere Organisation bedingt die äußere Gestalt und nicht umgekehrt, gilt auch für die Baukunst. Strebepfeiler z. B. setzt man an, weil sie den Schub der Gewölbe des Innern tragen müssen, nicht um dem Gebäude eine kräftigere Schattenwirkung und durch aufgesetzte Thürmchen ein zierliches Ansehn zu geben. Die Fenster ordnet man an, wie sie zur Beleuchtung der Innenräume am besten passen, nicht nach den Regeln der äußeren Symmetrie oder um durch deren Gruppirung eine malerische Wirkung zu erzielen. So läßt man auch die Eintheilung des Inneren, z. B. das Zurücktreten des Chores gegen das Schiff, nöthige Nebenräume, wie Sakristeien oder Treppenhäuser, sich äußerlich aussprechen, und indem man diesem naturgemäßen Baugesetze folgt, sorgt man zugleich besser als durch allerlei Willkürlichkeiten und Künsteleien für die architektonische Wirkung, denn es entsteht auf diese Weise ein durch seine lebendige und harmonische Gliederung dem Auge wohlthuendes Gebäude. Es muß also, um es nochmals mit anderen Worten zu sagen, das Aeußere einer Kirche die Disposition des Inneren ahnen lassen, oder umgekehrt. Man darf nicht im Inneren etwas ganz anderes finden, als man von außen erwartet hat.

Zusatz. Es sei uns hier und anderwärts gestattet, die Richtigkeit der aufgestellten gesunden Grundsätze an den Mißgriffen und Verirrungen der Afterkunst zu veranschaulichen, und wir wollen uns dabei nur an das halten, was wir in nächster Nähe mit Augen gesehen haben. So zeigt z. B. die Westfaçade einer modern gothischen Kirche eine prachtvolle Fensterrose, sobald man aber in das Innere tritt, sieht man nichts davon, denn das Fenster geht in die Bälgekammer oder auf einen Gang oder wird durch die Orgel verdeckt. Der Architekt hat

das Fenster eben nicht dazu angebracht, wozu Fenster überhaupt da sind, zum Lichtspenden, sondern es ist ihm nur darauf angekommen, seiner Façade eine Zierde zu geben. Im Grunde aber hat er nichts erreicht, als ein Monument seiner Gedankenlosigkeit zu errichten. Ganz dasselbe gilt von einer anderen Kirche, welche mit einer stattlichen, zweistöckigen Apside schließt, von der wir aber, wenn wir in's Innere treten, gar nichts gewahr werden, indem die zahlreichen Fenster dieser Apside auf Nebenräume und Korridore führen, von denen die kleine, lichtlose Altarnische umzogen ist. Der Architekt hat eben nichts als ein Schaustück geliefert.

Wie aber die *Konstruktion* des inneren und äußeren Baues zusammenstimmen muß, so auch die *Dekoration*. Insbesondere muß es als ungehörig betrachtet werden, wenn eine Kirche von außen reich ausgestattet, im Innern aber kahl und nüchtern ist, denn dann ist das erste Gefühl des Eintretenden eine Enttäuschung. Wir würden es viel eher gerechtfertigt finden, wenn eine Kirche im Aeußern schlicht und einfach wäre, im Innern aber sich reich entfaltete. Wir geben zwar zu, daß sie auch nach außen gewissermaßen imponiren, jedenfalls von ihrer Umgebung sich würdig abheben müsse, und es ist ein trauriger Anblick, wenn in einer christlichen Stadt die Kirche zwischen öffentlichen und privaten Prachtgebäuden wie ein Zwerg oder Aschenbrödel dasteht; aber in keinem Falle darf sich doch bei der Kirche ein leeres Innere hinter einem reichgeschmückten Aeußern verbergen, denn *sie ist nicht für ihre Beschauer, sondern für ihre Besucher erbaut*, und sie mag uns immerhin das Lied Arnold's versinnlichen: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obwohl sie von außen die Sonne verbrannt!" (Hohelied 1, 6.) — Das ist eben der Unterschied zwischen dem griechischen Tempel und der christlichen Kirche, wie er oben (S. 17 f.) bereits angedeutet wurde: jener ist ausschließlich *Außenbau*, diese vorzugsweise *Innenbau*, entsprechend der heidnischen und christlichen Geistesrichtung. Auch was bei der Kirche im Aeußern sich stattlich darstellt, der zum Himmel ragende Thurm, die auf größere Volksmengen berechneten, langgestreckten Hallen, die sich weit öffnenden, zum Eintritt einladenden Portale, die ganze schöne Außenseite soll doch nur die Hülle sein, in welcher sich

die liebliche Blüthe entfaltet und zur kostbaren Frucht reift. Es wird daher auch das Richtigste sein, wenn wir die Ansprüche, die wir an eine christliche Kirche erheben, die Grundgedanken des evangelischen Kirchenbaues, wie wir es nannten, von innen heraus zu entwickeln versuchen.

Meines Vaters Haus ist ein Bethaus, sprach unser Herr, als er um des Tempels Heilighaltung eiferte und er wies die Beter von den Ecken der Gassen, wo sich die Schriftgelehrten mit ihrem Gebet brüsteten, in die Stille des Kämmerleins. Bethäuser sollen denn auch unsere Kirchen zuerst und vor Allem sein, und was für die einzelne Christenseele das Kämmerlein ist, das ist für die ganze Christengemeinde ihre Kirche. Sie soll sich daher nicht allein durch ihre Lage gegen die Welt und deren Gewühl abschließen, sondern sie soll auch alles ausschließen, was die auf das Unsichtbare und Ewige gerichteten Sinnen und Gedanken davon ablenken, die Andacht stören, die Gemüther zerstreuen könnte. Hierzu reicht nicht aus, daß die Gemeinde unter Dach und Fach gebracht, gegen die Unbilden der Witterung geschützt und der Lärm der Straßen von ihr abgehalten werde. Außer der durch nichts gestörten heiligen Stille gehört zur Förderung einer andächtigen Stimmung noch mehr, namentlich auch eine richtige — Beleuchtung, und wir tragen kein Bedenken, diesen vielleicht nebensächlich erscheinenden Umstand hier obenanzustellen, schon darum, weil auf denselben von vorn herein bei der Disposition Rücksicht genommen werden muß. Wenn wir uns hier mit Entschiedenheit gegen die modernen Glaskästen erklären, in die von allen Seiten das volle, blendende Licht hereinbricht, so wissen wir, daß wir uns mit vielen unserer Zeitgenossen im Widerspruche befinden und wohl gar gewärtigen müssen, als Finsterlinge angesehen zu werden; denn wie sehr die Begriffe von Schönheit und Helligkeit bei Vielen zusammenfallen, ersieht man daraus, daß unsere Landleute, wenn sie einer Kirche das höchste Lob ertheilen wollen, sagen: „Es ist eine schöne, lichte Kirche." Ein Krystallpalast von Glas und Eisen konstruirt müßte sonach eigentlich ihr Ideal sein. Doch wir wollen die Sache nicht auf die Spitze treiben, uns vielmehr zu verständigen suchen. Wir

wollen unſere Gemeinden und unſere Gottesdienſte, die das Licht des Tages nicht zu ſcheuen brauchen, nicht in die Katakomben und Krypten zurückführen, und einen ähnlichen Vorwurf auf uns laden, wie den erſten Chriſten von ihren Verfolgern gemacht wurde, wenn ſie dieſelben ein lichtſcheues, in die Winkel ſich verkriechendes Volk (latebrosa et lucifuga natio) nannten; wir wollen auch jene älteren romaniſchen Kirchen nicht als Ideal hinſtellen, deren tiefes Halbdunkel allerdings in eine ernſte, ahnungsvolle, andächtige Stimmung verſetzt, aber leicht auch etwas Bedrückendes hat; wir wollen auch dem mittelalterlichen Dichter, der da ſingt: „Man ſoll in lichter Weite Chriſten-Glauben künden und Chriſtus-Amt“ und dem in dieſen Worten ſich kund gebenden evangeliſchen Sinne nicht widerſprechen: aber wir wollen an das „Maßhalten in Allem“ und „Alles an ſeinem Orte“ erinnern. Die „lichte Weite“ iſt allerdings die ſtarke Seite der Gothik, aber ebenſowohl auch ihre ſchwache, indem ſie in Folge ihres kühnen Pfeilerbaues die Wände ganz auflöſt und die zwiſchen den Pfeilern verbleibenden Flächen mit rieſigen Fenſtern ausfüllt. (Vgl. S. 70 f.) Die alten Baumeiſter haben aber auch gefühlt, daß damit des Guten zuviel geſchehen ſei und haben die durch dieſe gewaltigen Oeffnungen einſtrömende Lichtmaſſe durch farbiges Glas und Verbleiung abzudämpfen geſucht. Doch iſt mit derartigen Hilfsmitteln, wozu auch entſprechende Färbung der Wände und des Geſtühls gehört, nicht alles gethan; die Hauptſache bleibt immer die rechte Vertheilung des Lichts und dieſe wird durch die ganze Bauanlage bedingt, und davon abhängen, ob die Kirche ein- oder mehrſchiffig, ob es eine Hallenkirche (mit gleich hohen Schiffen) oder eine Kirche mit niedrigen Seitenſchiffen iſt, namentlich auch, ob Emporen angebracht ſind oder nicht. Was immer feſtzuhalten iſt, iſt das, daß die Fenſter einer Kirche *nicht den Zweck haben, durch ſie hinauszuſchauen* — denn die Kirche als Bethaus ſoll eben abgeſchloſſen ſein in ſich und mit der Außenwelt nichts zu thun haben — ſondern nur das nöthige Licht einzulaſſen; und daß demgemäß die Fenſter nicht zu tief unten beginnen dürfen, die Beleuchtung überhaupt mehr *von oben* kommen muß. Dabei möchten wir

es im Zusammenhang mit der bedeutungsvollen Richtung unserer Kirchen, die wir gleich besprechen wollen, angemessen finden, wenn der Chor- oder Altarraum heller beleuchtet ist, als das Schiff der Kirche, und möchten in dieser Beziehung dem Chorabschluß der gothischen Kirchen den Vorzug vor der düstern, nur durch ihre Gold- und Farbenpracht gehobenen romanischen Chornische geben, freilich unter der Voraussetzung, daß das oder die Fenster in Osten nicht etwa wieder durch einen riesigen Altaraufsatz verdeckt werden. Der hellbeleuchtete Chor, dem die Blicke der ganzen Gemeinde zugewendet sind, wird dann gleichsam eine Versinnlichung des Weihnachtsgesanges sein: „Das ew'ge Licht bricht da herein, giebt der Welt einen neuen Schein, es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht."

Dies das Eine. Als Zweites tritt hinzu eine gewisse Weite, besonders aber eine dieser Weite entsprechende Höhe des Kirchengebäudes. Freilich kann eine Kirche nicht in größeren Dimensionen gebaut werden, als es das Bedürfniß der Gemeinde erfordert und die Baumittel es gestatten; aber auch das kleinste Kirchlein soll doch nicht das peinliche Gefühl einer drückenden Enge erwecken. Das geschieht dann, wenn der Raum allzu ängstlich ausgenützt wird, wenn jeder Winkel der Kirche mit Sitzplätzen erfüllt ist, namentlich wenn das Gestühl sich auch über den Altarplatz erstreckt und für die Abendmahlsversammlung kein freier Raum verbleibt.

Noch wichtiger aber ist die Höhe. „Erhebet eure Herzen!" so ertönt in den alten Liturgien wiederholt der Ruf des Liturgen an die Gemeinde und diese antwortet: „Wir erheben sie zum Herrn!" Die Erhebung der Herzen aus dem Staub und der Noth der Erde zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, muß aber auch ihren baulichen Ausdruck finden. Eine zu niedrige Decke lastet gleichsam drückend auf der Gemeinde. Am meisten entspricht ohne Zweifel die gewölbte Decke, insbesondere das gothische Spitzbogengewölbe dem Zwecke, die Gemüther zu erheben. Wo man sich mit einer horizontalen Decke begnügen muß, ist darauf zu achten, daß diese wenigstens durch ihre Dekoration gehoben werde und nicht etwa in Folge derselben noch schwerer

erſcheine. Wenn man aber, wie leider ſo oft geſchieht, zwei oder drei Emporen über einander aufthürmt, ſo daß die Leute zuletzt mit den Köpfen an den Kirchenhimmel ſtoßen, ſo geht auch bei angemeſſener Höhe des Gebäudes der erhebende Eindruck gänzlich verloren. Daß eine derartige Einrichtung auch aus anderen Gründen verwerflich iſt, werden wir gleich ſehen.

Ein Drittes, was die Kirche als Bethaus charakteriſirt, iſt die im Abendlande faſt ausnahmsweiſe recipirte Längenrichtung derſelben. Wir ſchließen uns nicht dieſſeits ab, die Richtung der betenden Gemeinde geht wie aufwärts ſo vorwärts, „das Zukünftige ſuchen wir“ und „nicht daß wir's ſchon ergriffen hätten oder ſchon vollkommen ſeien, wir jagen ihm aber nach, daß wir's ergreifen möchten“. Der Centralbau, der in der älteſten Kirche für die Baptiſterien angewendet wurde, war da ganz an ſeinem Platze: hier bildet das Taufbecken und die Taufhandlung den Mittelpunkt und Zweck des Gebäudes. In der Kirche, als dem Bethauſe, aber vollzieht ſich das Thun der Gemeinde nicht lediglich in ihrer Mitte: ſie ſammelt ſich nicht etwa nur um den ihr zugewendeten Prediger, es iſt auch nicht dieſer oder jener kirchliche Akt nur, an welchem ſie theilnimmt, ſondern ſie wendet ſich mit ihren Gebeten dem Unſichtbaren zu, dem Herrn entgegen, auf deſſen Kommen ſie harrt. Es haben die Alten daher ſo gern die Kirche mit einem dem Hafen entgegenſteuernden Schiffe verglichen und der Name „Schiff“ iſt dem Theile der Kirche verblieben, in welchem die Gemeinde ſich ſammelt. Nur in der erſtarrten Kirche des Morgenlandes hat ſich der Centralbau behauptet, obwohl auch da durch den Anbau einer Apſide die Längenrichtung angedeutet, der Zielpunkt aus dem Centrum der Kirche nach vorwärts verlegt wird. Im Abendlande iſt die Längenrichtung und zwar die Richtung nach Oſten (die Orientirung) mit geringen und keineswegs glücklichen Ausnahmen zur allgemeinen Geltung gelangt, und wenn wir unſere Kirchen nicht zu bloßen Predigthäuſern machen und ihnen das Anſehen des Cirkus oder Koncertſaales geben wollen, werden wir entſchieden daran feſthalten müſſen.

Haben wir bis daher unſern Blick auf die Betgemeinde

gerichtet, welche als der aus der Welt flüchtende Vogel im Hause Gottes ihre Ruheſtätte gefunden hat, ſo faſſen wir nun die betende Gemeinde in's Auge. Ein Leib und ein Geiſt, ein Herz und eine Seele ſoll ſie ſein, in einem Glauben ſoll ſie ſich zu dem Gott und Vater bekennen, der nicht die Perſon anſiehet, zu dem, der ſich für uns Alle dahingegeben. Solche Glaubensgemeinſchaft, ſolches Gemeindebewußtſein kann nun zwar, wenn es nicht in anderer Weiſe geweckt wird, ebenſowenig wie die rechte Gebetsandacht durch die Struktur des Kirchengebäudes hervorgerufen werden, aber es ſoll doch in derſelben ſeinen Ausdruck finden. Dazu gehört, daß ſich die Gemeinde, mit den gleich zu beſprechenden Ausnahmen, in einem Raume, auf einem Niveau verſammelt und ein und dieſelbe Richtung — nach Oſten, wie es von der älteſten chriſtlichen Gemeinde bereits geſchah — einnimmt. So wenig man dieſem Grundſatze im Principe wird widerſprechen können, ſo ſehr wird doch gegen denſelben in unſerer evangeliſchen Kirche gehandelt. Wir haben hier beſonders den Nothſtand der Emporen und den Unfug der ſogenannten Kapellen oder Betſtübchen im Auge.

Bei der Stellung, welche die Predigt in unſeren evangeliſchen Gottesdienſten einnimmt und der dadurch bewirkten längern Dauer derſelben iſt es nothwendig, den Gemeinden die ausreichende Zahl von Sitzplätzen zu gewähren. Weil es nun ſelten möglich iſt, dieſe alle zur ebenen Erde zu beſchaffen, ſieht man ſich zur Errichtung von Emporen genöthigt, ein Auskunftsmittel, das freilich ſchwer zu entbehren ſein wird, wenn man ſich nicht dazu entſchließen will, der Kirche eine größere Grundfläche zu geben, was ohne bedeutende Steigerung der Baukoſten natürlich nicht möglich iſt. Wir werden uns darum in den meiſten Fällen in dieſen Uebelſtand zu fügen haben, aber das Bewußtſein ſollten unſere Gemeinden wenigſtens haben, daß es ein Uebelſtand, ein Verſtoß gegen das Gemeindegefühl, ja gewiſſermaßen ſelbſt unanſtändig iſt, wenn ein Theil der Gemeinde, ohne daß der kirchliche Dienſt dies mit ſich bringt, zu Häupten des andern placirt iſt, und von oben herab und ſeitlich auf das „Parterre“ herabſchaut, während ſie doch hier Alle vor Gott gleich ſind und ihnen Allen

ein Ziel gesteckt ist. Leider sind unsere Gemeinden aber sich dieses Uebelstandes so wenig bewußt, daß sie sich oftmals nicht mit einer Empore begnügen und ohne daß eine dringende Noth vorhanden, ja ohne daß das Gebäude darauf berechnet ist, eine zweite oder wohl gar dritte Empore verlangen, ja selbst eine Zierde darin suchen, während es doch auf der Hand liegen sollte, wie das Gebäude seines feierlichen und kirchlichen Charakters dadurch entkleidet und dem Theater gleichgestellt wird, abgesehen davon, daß man durch die Emporen gemeiniglich die Fenster, die doch zum Lichtspenden angebracht sind, wieder zubaut.

Nannten wir die Emporen einen Nothstand, so sind die Kapellen oder „Betstübchen" dagegen ein offenbarer Uebelstand, ein Unfug zu nennen. Zunächst sind sie schon in den meisten Fällen eine Verunstaltung des Kirchengebäudes selbst, im Innern oder Aeußern, je nachdem sie an- oder eingebaut sind, und manche schöne alte Kirche ist durch sie verunstaltet worden. Sodann streiten sie entschieden gegen das Princip des Gemeindebewußtseins und sind durch Jak. 2, 1—4 gerichtet. Die Sache hat ihr Analogon in der mittelalterlichen Kirche, wo auch Korporationen und Patricierfamilien ihre eigenen Altäre oder auch Kapellen (wovon vielleicht noch der Name geblieben) in ihren Pfarrkirchen haben wollten und sich deren Ausstattung oftmals ein gut Stück Geld kosten ließen. Es liegt dem auch das im Grunde ganz löbliche Verlangen zum Grunde, im lieben Gotteshause gewissermaßen ein persönliches An- und Eigenthumsrecht zu besitzen, wie sich das noch jetzt zu Stadt und Land in dem Verlangen nach einem eigenen Kirchenstuhle kund giebt, und es dürfte zur Principienreiterei und Nivellirungssucht werden, wenn man dem gegenüber auf völlige Freigebung der Kirchensitze hartnäckig bestehen wollte. Aber daß nicht blos Patron, Gerichtsherren und Beamte, sondern auch alle möglichen städtischen Honoratioren besondere Räume in der Kirche beanspruchen, diese bald nesterartig hier und da ankleben, bald logenartig die Kirche damit umgürten und diese Räume nun, jeder nach seinem Geschmack, mit Gardinen, Windöfchen, Tapeten und allem Komfort ausstatten, das mag man naiv und patriarchalisch oder sonst wie

nennen, aber kirchlich ist's nun und nimmermehr, und wenn es schwer halten mag, dergleichen „Betstübchen" (richtiger Plauderstübchen) zu entfernen, so lasse man sie doch wenigstens bei einem Neu- oder Umbau nicht wieder aufkommen, denn solch' eine Separation inmitten der Kirche beeinträchtigt das Gemeindegefühl auf das Empfindlichste.

Wir müssen jedoch dabei Ausnahmen zulassen, denn da die Gemeinde keine formlose Masse, sondern ein lebendiger Organismus ist, so mag das auch im Kirchengebäude zur Geltung kommen. Daher wird kein Mensch etwas dagegen sagen können, daß nicht blos der Geistliche und die anderen Kirchendiener, denen besondere Funktionen obliegen, sondern auch Andere, die ein Amt oder besondere Stellung in der Kirche einnehmen, auch einen bestimmten und besonderen Platz im Kirchhause erhalten. Ich denke hierbei an Kirchenpatrone und Kirchenvorstände; ja auch den obrigkeitlichen Personen mögen wie in der kirchlichen Fürbitte so auch hier Ehrenplätze eingeräumt werden. Hatte ja auch die alte Basilika ihr Matronaeum und Senatorium. Aber damit dürfte es genug sein, und jedenfalls hüte man sich sehr, die ganze bürgerliche Rangordnung in die Kirche herüberzutragen.

Wir kommen nun zu einem dritten Punkte, der bereits bei der gesammten Anlage der Kirche, ja im Grundriß schon Berücksichtigung erheischt, die Gliederung des christlichen Gottesdienstes, wie sich solche insbesondere in der Trennung von Schiff und Chor ausspricht. Damit soll nicht etwa die Trennung zwischen Klerus und Laien hervorgehoben werden, eine Vorstellung, die allerdings vielfach herrschend gewesen ist, die wir aber als evangelisch nicht anzuerkennen vermögen; sondern wir erkennen darin einen räumlichen Ausdruck der zwei Grundbestandtheile unserer Liturgie, bei denen einerseits die Selbstthätigkeit der Gemeinde, andererseits die Gnadenthätigkeit Gottes an der Gemeinde das vorherrschende ist, (der sakrificielle und der sakramentale Theil, wie man das theologisch auszudrücken pflegt). In dem Schiff versammelt sich die Gemeinde, um gemeinsam ihr Gebets- und Lobopfer darzubringen, sie nahet sich zu Gott; in dem Chor vollziehen sich dagegen die Akte, in welchen sich recht eigent-

lich der Herr zu seinem Volke naht, insbesondere das Sakrament. Demgemäß muß das Schiff groß und weit angelegt werden, nach Maßgabe der Größe der Gemeinde; der Chor- oder Altarraum aber, der keine größere Ausdehnung erfordert, muß sich als ein sinnlicher Schauplatz des göttlichen Wirkens in jeder Weise über das Schiff erheben, und die Gemeinde soll ihn nur dann betreten, wenn sie unmittelbar an den Funktionen sich betheiligt, die sich hier vollziehen, bei der Sakramentsfeier, der Beichthandlung, Konfirmation, Trauung. Der besonderen Handlung, dem verschiedenen Bedürfniß eignet auch ein besonderer Raum und darnach richten wir ja unsere Wohnräume und alle Gebäude ein. Es würde uns unbehaglich sein, und wenn es auch ohne alle Verletzung der Reinlichkeit geschähe, im Schlafzimmer, auf dem Waschtisch das Mittagsmahl einzunehmen oder ähnlich. Sollten wir nicht gleiche Ordnung für das Haus Gottes anstreben und da jedes an seinem Platze geschehen lassen? Aber so ist es nicht, wir haben vielmehr Gelegenheit übergenug, das Gegentheil von dem in unseren Kirchen zu sehen, als da ist, daß die Sitzplätze sammt den Emporen sich aus dem Schiffe in's Chor hinein-, auch wohl um den Altar herumziehen, daß Kanzel und Altar in einander gebaut sind, daß an den Seiten des Chors und hinter dem Altar Eingangsthüren angebracht sind, verschiedene Wege über den Altarplatz führen und so ein Hin- und Hergehen verursachen, das im Schiffe unvermeidlich, aber äußerst störend an dem Orte ist, nach dem sich Aller Blicke richten und wo der christliche Gottesdienst seinen Höhepunkt hat, ja es geschieht, daß sich bei besondern Feiern ein Theil der Kirchenbesucher um den Altar herumdrängt, die Hüte und Mützen auf den Altar legt u. s. w. Das Gefühl muß sehr abgestumpft sein, wenn man nicht fühlen wollte, wie sehr das nicht blos gegen den kirchlichen Anstand verstößt, sondern daß bei solcher Unordnung auch die allerschönste Liturgie nicht zur Geltung kommen kann. Und so wird man denn wohl den Grundsatz anerkennen müssen, daß die Kirche so angelegt und gegliedert sein muß, daß die einzelnen Akte des Gottesdienstes die Stätte finden, wo sie ihrem Wesen und Zusammenhange nach hingehören und sich dem entsprechend

vollziehen. Wir werden davon noch im Einzelnen zu sprechen haben und bemerken nur noch, daß auch die kirchlichen Nebenräume, wozu wir in erster Stelle die Sakristei und, wo sie vorkommen, die Tauf- und Beichthalle, in zweiter Stelle die Schatzkammer, die Bibliothek, Sitzungsraum für Kirchenvorstände ꝛc. rechnen, in den Grundplan aufgenommen und nach ihrer nähern und fernern Beziehung zum Gottesdienste dem Gebäude an- und eingeordnet, nicht hie und da angeklebt oder eingeschachtelt werden dürfen.

Wenn nach solchen Grundsätzen der Grundplan entworfen und die einzelnen Theile disponirt sind, so ergiebt sich gewissermaßen der äußere Bau von selbst, und er wird in seiner Abgeschlossenheit nach außen, in seiner Richtung nach vorwärts und aufwärts, in seiner Einheitlichkeit und seiner Gliederung auch im Aeußern den kirchlichen Charakter des Innern abspiegeln. Vorhalle, Schiff und Chor sind die Hauptglieder, die auch im Aeußern markirt sein müssen; Treppenhäuser, Sakristeien und andere Nebenräume brauchen sich auch nicht hinter den Umfassungsmauern zu verstecken, sondern mögen immerhin, wenn sie sonst nur organisch mit dem Hauptkörper verbunden sind, im Aeußern sich aussprechen. Ein solches wohlgegliedertes Kirchengebäude bedarf kaum noch irgend eines besonderen Schmuckes, um als das zu erscheinen was es ist, und, wenn es selbst eines Thurmes — allerdings seiner schönsten Zier — entrathen müßte, würde es doch nicht zu verkennen sein.

Der Thurm — um bei seiner Erwähnung gleich noch ein Wort über ihn zu sagen — ist ja allerdings kein unentbehrliches und wesentliches Stück eines Kirchengebäudes, er ist dem in der höchsten Entwicklungsperiode der Pflanze aufschießenden Blüthenstengel vergleichbar und er muß sich gleichfalls dem baulichen Organismus des Kirchengebäudes anschließen, und daher nicht, wie in den ältesten Zeiten und noch jetzt vielfach in Italien, selbständig als Glockenthurm neben die Kirche hingestellt, sondern, wie diese Aufgabe in der deutschen Baukunst eben so schön als überaus mannigfaltig gelöst ist, mit dieser zusammengebaut werden, das will sagen, er muß nicht blos an- oder aufgebaut er-

scheinen, sondern auch in einem innern Zusammenhange mit der Kirche stehen, von ihr bedingt sein und ihre inneren Einrichtungen bedingen.

Zusatz. Fast durchgängig auf denselben Grundsätzen, welche hier zu entwickeln versucht worden sind, beruht das Regulativ für den evangelischen Kirchenbau, welches nach Beschluß der Eisenacher Kirchenkonferenz vom 5. Juni 1861 aufgestellt worden ist. Da es lange nicht die Beachtung und Nachfolge gefunden hat, welche es verdient, so will es geboten erscheinen, es auf's neue abdrucken zu lassen und wird dafür hier der geeignete Platz sein.

1. Jede Kirche sollte nach alter Sitte orientirt, d. h. so angelegt werden, daß ihr Altarraum gegen den Sonnenaufgang liegt.

2. Die dem evangelischen Gottesdienst angemessenste Grundform der Kirche ist ein längliches Viereck. Die äußere Höhe, mit Einschluß des Hauptgesimses, hat bei einschiffigen Kirchen annähernd ¾ der Breite zu betragen, während es um so mehr den auf das akustische Bedürfniß zu nehmenden Rücksichten entspricht, je weniger die Länge das Maß seiner Breite überschreitet.

Eine Ausladung im Osten für den Altarraum (Apsis, Tribüne, Chor) und in dem östlichen Theile der Langseiten für einen nördlichen und südlichen Querarm giebt dem Gebäude die bedeutsame Anlage der Kreuzgestalt.

Von Centralbauten ohne Kreuzarmansätze ist das Achteck akustisch zulässig, die Rotunde als nicht akustisch zu verwerfen.

3. Die Würde des christlichen Kirchenbaues fordert Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks neben der altchristlichen Basilika und der sogenannten romanischen (vorgothischen) Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gothischen) Stil.

Die Wahl des Bausystems für den einzelnen Fall sollte aber nicht sowohl dem individuellen Kunstgeschmack der Bauenden als dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegend folgen. Auch sollten vorhandene brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sorgfältig erhalten und maßgebend benutzt werden.

Ebenso müssen die einzelnen Bestandtheile des Bauwesens in seiner inneren Einrichtung, von dem Altar und seinen Gefäßen bis herab zum Gestühl und Geräthe, namentlich auch die Orgel dem Stil der Kirche entsprechen.

4. Der Kirchenbau verlangt dauerhaftes Material und solide Herstellung ohne täuschenden Bewurf und Anstrich. Wenn für den Innenbau die Holzkonstruktion gewählt wird, welche der Akustik besonders

in der Ueberdachung günstig ist, so darf sie nicht den Schein eines Steinbaues annehmen. Der Altarraum ist jedenfalls massiv einzuwölben.

5. Der Haupteingang zur Kirche steht am angemessensten in der Mitte der westlichen Schmalseite, so daß von ihm bis nach dem Altar sich die Längenaxe der Kirche erstreckt.

6. Ein Thurm sollte nirgends fehlen, wo die Mittel ausreichen, und wo es daran dermalen fehlt, sollte Fürsorge getroffen werden, daß er später zur Ausführung komme. Zu wünschen ist, daß derselbe in einer organischen Verbindung mit der Kirche stehe, und zwar der Regel nach über dem westlichen Haupteingange zu ihr. Zwei Thürme stehen schicklich entweder zu den Seiten des Chors oder schließen die Westfront der Kirche ein.

7. Der Altarraum (Chor) ist um mehrere Stufen über den Boden des Kirchenschiffes zu erhöhen. Er ist groß genug, wenn er allseitig um den Altar den für die gottesdienstlichen Handlungen erforderlichen Raum gewährt.

Anderes Gestühl, als etwa für die Geistlichen und den Gemeindevorstand, und, wo der Gebrauch es mit sich bringt, der Beichtstuhl, gehört nicht dorthin.

Auch dürfen keine Schranken den Altarraum von dem Kirchenschiffe trennen.

8. Der Altar mag je nach liturgischem und akustischem Bedürfniß mehr nach vorne oder rückwärts, zwischen Chorbogen und Hinterwand, darf aber nie unmittelbar (ohne Zwischendurchgang) vor der Hinterwand des Chors aufgestellt werden.

Eine Stufe höher, als der Chorboden, muß er Schranken, auch eine Vorrichtung zum Knieen für die Konfirmanden, Kommunikanten, Kopulanden u. s. w. haben.

Den Altar hat als solchen, soweit nicht konfessionelle Gründe entgegenstehen, ein Krucifix zu bezeichnen, und wenn über dem Altartische sich ein architektonischer Aufsatz erhebt, so hat das etwa damit verbundene Bilderwerk, Relief oder Gemälde, stets nur eine der Hauptthatsachen des Heils darzustellen.

9. Der Taufstein kann in der innerhalb der Umfassungswände der Kirche befindlichen Vorhalle des Hauptportals oder in einer daranstoßenden Kapelle, sodann auch in einer eigens dazu hergerichteten Kapelle neben dem Chor stehen. Da, wo die Taufen vor versammelter Gemeinde vollzogen werden, ist seine geeignetste Stellung vor dem Auftritt in den Altarraum.

Er darf nicht ersetzt werden durch einen tragbaren Tisch.

10. Die Kanzel darf weder vor noch hinter oder über dem Altar, noch überhaupt im Chore stehen. Ihre richtige Stellung ist da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach außen

(dem Schiffe zu); in mehrschiffigen großen Kirchen an einem der östlichen Pfeiler des Mittelschiffs. Die Höhe der Kanzel hängt wesentlich von derjenigen der Emporen (13) ab, und ist überhaupt möglichst gering anzunehmen, um den Prediger auf und unter den Emporen sichtbar zu machen.

11. Die Orgel, bei welcher auch der Vorsänger mit dem Sängerchor seinen Platz haben muß, findet ihren natürlichen Ort dem Altar gegenüber am Westende der Kirche auf einer Empore über dem Haupteingang, dessen perspektivischer Blick auf Schiff und Chor jedoch nicht durch das Emporengebälke beeinträchtigt werden darf.

12. Wo Beicht- oder Lehrstuhl (Lesepult) sich findet, da gehört jener in den Chor (7), dieser entweder vor den Altar auf eine der Stufen, die aus dem Schiffe zum Chore emporführen, doch so, daß der Blick der Gemeinde nach dem Altar nicht verhindert werde, oder an einen Pfeiler des Chorbogens, um für den Zweck der Katechese, Bibelstunde u. dgl. vor den Altar hingerückt zu werden.

13. Emporen, außer der westlichen (11), müssen, wo sie unvermeidlich sind, an den beiden Langseiten der Kirche so angebracht werden, daß sie den freien Ueberblick der Kirche nicht stören. Auf keinen Fall dürfen sie sich in den Chor hineinziehen.

Die Breite dieser Emporen, deren Bänke aufsteigend hintereinander anzulegen sind, darf, soweit nicht die Ausladung von Kreuzarmen eine größere Breite zuläßt, $^1/_5$ der ganzen Breite der Kirche, ihre Erhebung über den Fußboden der Kirche $^1/_3$ der Höhe derselben im Lichten nicht überschreiten.

Von mehreren Emporen übereinander sollte ohnehin nicht die Rede sein.

Bei der Anlage eines Neubaues, worin Emporen vorgesehen werden müssen, ist es sachgemäß, statt langer Fenster, welche durch die Empore unterbrochen würden, über der Empore höhere Fenster, die zur Erhellung der Kirche dienen, unter der Empore niedrigere Fenster zur Erhellung des nächsten von der Empore beschatteten Raumes anzubringen.

14. Die Sitze der Gemeinde (Kirchenstühle) sind möglichst so zu beschaffen, daß von ihnen aus Altar und Kanzel zugleich während des ganzen Gottesdienstes gesehen werden können.

Vor den Stufen des Chors ist angemessener Raum frei zu lassen. Auch ist je nach dem gottesdienstlichen Bedürfniß ein breiter Gang mitten durch das Gestühl des Schiffes nach dem Haupteingange zu, oder, wo kein solches Bedürfniß vorliegt, sind zwei Gänge von angemessener Breite an den Pfeilern des Mittelschiffes oder an den Trägern der Emporen hin anzulegen. Die Basen der Pfeiler sollten nicht durch Gestühl eingefaßt werden.

15. Die Kirche bedarf einer Sakristei, nicht als Einbau, sondern als Anbau, neben dem Chor, geräumig, hell, trocken, heizbar, von kirchenwürdiger Anlage und Ausstattung.

16. Vorstehende Grundsätze für den evangelischen Kirchenbau sind von den kirchlichen Behörden auf jeder Stufe geltend zu machen, den Bauherren rechtzeitig zur Kenntniß zu bringen und der kirchenregimentlichen Prüfung, beziehungsweise Berichtigung, welcher sämmtliche Bauriße unterstellt werden müssen, zu Grunde zu legen.

§ 14. Die Stilwahl.

Wir können der Frage nach dem rechten Kirchenbaustil nicht länger ausweichen, doch ist mit dem Vorhergehenden eigentlich schon die Antwort gegeben. Ist die Renaissance sammt dem aus ihr entsprungenen Zopf- und Rococostil ein Abfall vom alten Kirchenbaustil, so können wir uns unmöglich an sie wenden, müssen vielmehr da anknüpfen, wo sie den Faden zerrissen, die Entwicklung unterbrochen hat. Man redet zwar wohl auch von einem neuen Stil, der noch erfunden werden soll, und wer von einer Zukunftskirche träumt, warum sollte der nicht auch einen Zukunftsstil hoffen dürfen? aber bis jetzt läßt ein solcher noch auf sich warten, und wenn er noch kommen sollte, so kann es doch nur ein neuer Schoß aus alter Wurzel sein, denn was keine Vergangenheit hat, hat auch keine Zukunft und schwebt in der Luft. So müssen wir denn unter allen Umständen die geschichtliche Entwicklung festhalten und ohne zu mißachten, was der menschliche Erfindungsgeist, die Erfahrung von Jahrhunderten und die technischen Mittel der neuen Zeit darbieten, uns an die Vergangenheit als Lehrerin halten.

Abgesehen von dem ersten christlichen Jahrtausend, während dessen die christliche Baukunst noch unter der Vormundschaft der Antike stand, giebt es eigentlich nur einen einzigen kirchlichen Baustil. Romanisch und Gothisch sind nur zwei verschiedene Stufen, und wenn die Gothik unwidersprechlich die höhere, entwickeltere Staffel ist, so ist damit auch gesagt, wo wir den Ausgangspunkt zu nehmen haben. Dabei bleibt freilich immer noch die Wahl zwischen den verschiedenen Perioden des gothischen Baustils; aber auch hier dürfte die Entscheidung nicht schwer sein. Was uns der Zeit nach am nächsten liegt und wovon wir ziemlich allent-

halben die Proben noch vor Augen haben, die Spätgothik nämlich mit ihrer überwuchernden, oft schwerfälligen Dekoration, dürfte sich nicht als Vorbild empfehlen, und es ist bereits als ein bedenklicher Mißgriff so ziemlich allgemein anerkannt, daß man hie und da (besonders auch in Sachsen) gerade nach diesen Mustern gegriffen hat, oft wohl nur, um die Unkenntniß der gothischen Konstruktion und die eigene Geistesarmuth hinter das „kopirte gothische Blumen- und Schnörkelwerk aus der Zeit des Verfalls" zu verbergen. Auch die höchste Blüthezeit der Gothik, der sogenannte Kathedralstil, wie er sich in der durch großartige Räumlichkeiten gebotenen freien Bewegung entfaltet hat, dürfte für unsere Verhältnisse weniger zu empfehlen sein: es sind ja ausschließlich bescheidene Kirchen, um deren Bau es sich hier handelt, und es müßte sich ein so reich durchgeführter Stil, auf sie mit Konsequenz angewendet, ausnehmen wie ein für einen Riesenleib berechneter Königsmantel einem gewöhnlichen Menschenkinde über die Schultern geworfen. Der wohlgebildetste Mensch wird in solchem Schmuck eine armselige Figur spielen. Wir können daher nur Reichensperger zustimmen, wenn er bei der Frage, welche von den mannichfaltigen Stilarten der Gothik uns zum Muster zu dienen habe, „ohne darum den Hervorbringungen der nächstfolgenden Jahrhunderte die Mustergiltigkeit absprechen zu wollen", sich mit Entschiedenheit für den „edlen, ernsten, kerngesunden Stil des 13. Jahrhunderts" ausspricht und dabei sagt: „Ich lege vorzüglich Gewicht auf die Einfachheit und Klarheit der Frühgothik. Ihr Hauptreiz liegt in den Grundformen und der Harmonie der Verhältnisse; es fordert dieselbe daher zwar einen tüchtigen Meister mit feinem Auge, aber keine sonderlich ausgebildeten Techniker, die zur Zeit noch sehr selten und theuer sind. Auch alles Nebenwerk, wie Fenster, Altäre und Stühle kann einfacher gehalten und daher ohne allzu großen Kostenaufwand beschafft werden."

Hiermit wäre zugleich eins der Hauptbedenken erledigt, welches man oftmals gegen die Wahl des gothischen Stils erhebt, — er sei in der Ausführung zu theuer. Das kann aber nicht von dem gelten, was das Wesentliche dieses Stils ist,

sondern nur von dem, was als mehr oder weniger entbehrliches Beiwerk desselben zu betrachten ist, und was bei der Frühgothik noch sehr zurücktritt, das zierliche Ornament, welches allerdings tüchtige Steinmetzen erfordert und manchen Thaler kostet. In Betreff der konstruktiven Theile dagegen ist die Gothik durchaus nicht theurer als jeder andere Baustil, ja es wird von tüchtigen Baumeistern behauptet, sie sei der verhältnißmäßig billigste und habe das Problem gelöst, mit dem wenigsten Material die größten Räume zu überdecken. Daß die Mauermasse der Umfassungsmauern verringert wird, ist sicher, und bei den hohen Holzpreisen wird man sich im Vergleich zu einer flachen Decke vor der Einwölbung auch nicht so sehr zu fürchten haben.

Wir wollen es jedoch dem praktischen Architekten überlassen, in Betreff der größeren und geringeren Kostspieligkeit des gothischen Stiles das letzte Wort zu sprechen, in Betreff eines anderen gegen denselben erhobenen Bedenkens aber hat der Theolog an erster Stelle mitzusprechen. Es ist von protestantischen Ultra's gegen den gothischen Stil eingewendet worden, er sei ein Erzeugniß des „finstern Mittelalters", athme durch und durch den Geist der katholischen Kirche und sei darum unvereinbar mit unserem Kultus. Es wird kaum nöthig sein, gegen diesen Einwand etwas zu sagen, er ist theoretisch und thatsächlich als widerlegt anzusehen: die banale Phrase vom finstern Mittelalter hat ihren Klang verloren, der Geist der deutschen Reformation ist fern von jenem Radikalismus, der mit der geschichtlichen Entwicklung der Kirche bricht und die Bekenner von Augsburg haben eben so wenig im Kultus wie in der Lehre sich von der alten Kirche trennen und etwas von Grund aus Neues schaffen wollen. So gut wie sie die ökumenischen Symbole beibehalten und die schönen mittelalterlichen Sequenzen mitgesungen und nur gegen das protestirt haben, was als falsche Lehre und schriftwidriger Mißbrauch nachgewiesen wurde, eben so unbedenklich sind sie auch in die mittelalterlichen Kirchen eingezogen und haben darin nur abgethan, was mit falscher Lehre unzertrennlich zusammenhing, wie etwa Tabernakel, Lettner, Nebenaltäre. Die hat man zur Zeit des gothischen Stils auch in

dieſem Stile gebildet, aber Beſtandtheile dieſes Stils bilden ſie nicht.

Einen Schein der Berechtigung könnte die ſo eben abgewieſene Behauptung nur durch eine ähnliche aus ganz entgegengeſetztem Lager kommende erhalten. Man hört nämlich in neuerer Zeit den gothiſchen Stil von manchen ſeiner eifrigſten Vertreter damit empfehlen, daß man ihn als den „ſpecifiſch katholiſchen“ prädicirt und Jacob in ſeiner Schrift: „Die Kunſt im Dienſte der Kirche“, ſagt, er ſei „mehr als alle ausſchließliches Eigenthum der katholiſchen Kirche nach Urſprung und Ausdruck, ein beſtändiges Zeugniß für die Wahrheit und den Charakter der katholiſchen Kirche“. Darin iſt nur dann eine Wahrheit, wenn man „katholiſch“ im Sinne des dritten Artikels im apoſtoliſchen Symbolum nimmt, wo auch wir Evangeliſche mit eingeſchloſſen ſind. Sollte man aber „römiſch-katholiſch“ darunter verſtehen, ſo iſt dieſe Behauptung durch die Geſchichte bereits gerichtet. Wir haben im Obigen zur Genüge nachgewieſen, wie die Wiege des gothiſchen Stils ganz anderswo als am Sitze des Papſtthums geſtanden hat, wie er in Rom ſtets ein unverſtandener und läſtiger Fremdling geblieben, wie er von da aus auch aus ſeiner Herrſchaft dieſſeits der Alpen verdrängt worden iſt. Mit viel größerem Rechte könnten wir den gothiſchen Stil für uns in Anſpruch nehmen, denn wie das ganze Mittelalter bereits die Reformation im Schoße trug, ſo regt ſich auch in dem gothiſchen Stil im Gegenſatz zu dem ſtrengen hierarchiſchen Geiſt des romaniſchen Stils ein freierer evangeliſcher Geiſt. Aber laſſen wir den Streit der Konfeſſionen ruhen: hier iſt gemeinſamer Boden, alle Sonderrechte müſſen hier zurücktreten und jedes aus der Welt ſich zum Himmel flüchtende Chriſtenherz kann ſich hier heimiſch fühlen.

Was aber der Gothik einen böſen Namen und Viele mit Recht mißtrauiſch gegen ſie gemacht hat, das iſt die „Aftergothik“ vieler unſerer modernen Baumeiſter. Seit die alten Bauwerke des gothiſchen Stils allenthalben wieder zu Ehren gekommen ſind und auch wohl von den Gemeinden die Forderung eines Baues in „echt gothiſchem“ Stile erhoben wird, unterwinden

sich viele Architekten, gothisch zu bauen, die in ihrem akademischen Kursus auch über diesen Stil gehört und gothische Ornamente gezeichnet, aber denselben weder wissenschaftlich, noch, was fast noch wichtiger ist, praktisch gründlich studirt haben. Und doch erfordert gerade dieser Stil bei der fast pedantisch zu nennenden Konsequenz, mit welcher er ausgebildet worden ist, ein überaus gründliches Studium, eine tüchtige praktische Durchbildung. Das Nebensächliche und Zufällige muß dem Hauptsächlichen und Wesentlichen entschieden nachstehen: die Nachäffung der reichen Dekoration, welche im Laufe der Zeit sich entwickelt hat, ist ein solches Nebensächliches und kann den Mangel einer tüchtigen Konstruktion nicht ersetzen, sondern wird ihn erst recht fühlbar machen, insbesondere wenn man bei dieser Dekoration aus Ersparnißgründen zu allerlei unsoliden Surrogaten und Aushilfen seine Zuflucht nimmt. Wir wollen keine Orte und Namen nennen, aber warnende Beispiele solcher gutgemeinten aber übelverstandenen und noch schlechter gerathenen Gothik stehen uns allenthalben, namentlich auch in Sachsen, vor Augen. Lasse sich aber Niemand durch die bedenklichen Resultate dieser Zuckerbäcker-Gothik von dieser schönsten, gesunden und soliden Bauweise abschrecken.

So sehr wir aber an erster Stelle den gothischen Stil empfehlen möchten, sind wir doch nicht der Meinung, daß unter allen Umständen in derselben gebaut werden müsse, als ob das Heil allein von der Gothik komme. Wenn Bedenken dagegen erhoben werden, die sich einigermaßen hören lassen, oder durch verfehlte gothische Bauten Vorurtheile erweckt worden sind, oder auch wenn der Baucharakter einer Gegend mehr zu dem romanischen Baustil stimmt, dürfte es gerathen sein, sich für denselben zu entscheiden. Freilich will er ebenfalls verstanden und stilgerecht durchgeführt sein: der bloße Rundbogen macht ebensowenig den romanischen Stil, wie der Spitzbogen die Gothik. Die Kosten anlangend, so sind die allerdings kostspieligen starken Mauermassen des frühern romanischen Stils nicht nothwendig: aus der sich auch sonst sehr empfehlenden Uebergangsperiode (s. S. 61 ff.) lernen wir, wie die Gewölbe leichter aufgeführt und so die Mauern

entlastet werden können. Wenn aber (von Reichensperger) gegen den romanischen Stil in dieser Beziehung eingewendet wird, daß die romanischen Kirchen eine kunstmäßige Bemalung ihrer ausgedehnten Wandflächen erforderten und damit schon der gerühmte Vorzug größerer Billigkeit hinfällig werde, so müssen wir erwidern, daß der Wandschmuck ja nicht in figurenreichen Tableaux zu bestehen braucht und daß wir uns, wenn wir nur sonst zu den richtigen Grundsätzen der dekorativen Flächenmalerei zurückkehren und uns Leute dafür zuziehen, auch vor der Kostspieligkeit nicht zu fürchten brauchen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß wir zwar irgendwelcher Stilmengerei keineswegs das Wort reden, daß wir aber auch unsere Baumeister nicht etwa an eine bestimmte Spielart eines Stiles, an dieses oder jenes Jahrhundert oder gar Jahrzehnt sklavisch gebunden wissen wollen. Wir bauen nicht im antiquarischen, sondern im kirchlichen Interesse, und wenn wir auch auf Stilgerechtigkeit dringen, werden wir doch dem Baumeister die Freiheit lassen müssen, da, wo lokale Bedürfnisse, das vorhandene Material und die Mittel der neueren Technik es fordern oder räthlich machen, den gewählten Stil zu modificiren und den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Dazu gehört freilich eine nicht gewöhnliche Kenntniß und Begabung: gelingt es aber auf diese Weise unter richtiger Anwendung der wohlverstandenen Principien des betreffenden Stils ein Neues zu schaffen, so haben wir das als ein rechtes Meisterstück anzusehen, von höherem Werth als das Werk eines peinlichen Kopisten.

B. Besonderer oder praktischer Theil.

I. Die Fälle, wo es eines Neubaues nicht bedarf.

§ 15. Prüfung und Entscheidung. Wie bei jedem Bau so ist es insbesondere bei einem Kirchenbau von größter Wichtigkeit, daß man sich, ehe man dazu schreitet, vollkommen darüber klar wird, was man bauen, wie weit man gehen kann und will. Das Gegentheil rächt sich nur zu sehr, sei es, daß man sich mehr vorgenommen hat als nöthig gewesen wäre und man auszuführen im Stande ist, oder daß man bei dem Bau selbst erst inne wird, daß mit dem Stück- und Flickwerk, zu dem man sich entschlossen, doch nichts ist.

Wo nicht, wie nach Brandunglücken oder bei gefahrdrohender und nicht zu beseitigender Baufälligkeit einer Kirche ein Neubau unbedingt geboten ist, wird man sich gewiß wohl bedenken, ob nicht den vorhandenen Mängeln in anderer Weise begegnet werden könne. Und mit Recht. Es handelt sich ja nicht blos um die Baulast, welche keine Gemeinde sich ohne Noth aufbürden wird, es ist auch eine Rücksicht der Pietät, daß man eine dem Herrn geheiligte Stätte, an welche sich viele Segenserinnerungen knüpfen, nicht ohne dringende Noth beseitigt, abgesehen davon, daß mit einem Neubau mancherlei Störungen des Gottesdienstes und kirchlichen Lebens wenigstens da verbunden sind, wo der Neubau an der Stelle des alten Baues erfolgt.

In den Fällen, wo ein Kirchgebäude in allen seinen Haupt-

theilen noch wohl erhalten und nur altersgrau geworden ist, verkommen und unsauber aussieht, wo z. B. der Mörtel an den Wänden abgefallen oder in Folge der Feuchtigkeit mit Moder überzogen ist, wo die Fenster und Thüren klapperig geworden sind, im Gestühl der Holzwurm arg gehaust hat, der Fußboden ausgelaufen, das Mobiliar wandelbar ist, in solchen Fällen genügt eine Erneuerung oder Renovation.

Gehen die Schäden tiefer, haben bedenkliche Senkungen stattgefunden, sind die Wände aus dem Loth gewichen, Risse in denselben entstanden, oder sind die Balkenköpfe abgefault, haben sich die Dachsparren gedrückt, ist der Dachbeleg so schadhaft, daß das Wasser überall Zutritt hat u. dgl., dann muß man sich zu einem Reparaturbau entschließen.

Es kann aber auch noch ein anderer, freilich seltener, aber um so erfreulicherer Fall eintreten. Wir wissen ja, wie so manche schöne alte Kirchen durch die Unwissenheit und den Ungeschmack späterer Geschlechter auf unverantwortliche Weise entstellt worden ist, wie man die alten Glasgemälde ausgebrochen und um einen Spottpreis an Alterthumsfreunde oder Juden verkauft und durch quadratische Scheiben ersetzt, die farbig verzierten Wände weiß übertüncht, das Chorfenster durch einen riesigen Altaraufsatz mit eingebauter Kanzel, die Fenster des Schiffs durch aufgethürmte Emporen zugebaut, in den Seitenschiffen ganze Reihen von Logen angebracht, diese salonmäßig ausgestattet, alles Holzwerk mit weißem Lackanstrich versehen hat u. s. w., wozu denn noch Lustres von böhmischem Glas oder Holzbronce, ein weißlackirter Taufstein von Holz, ein Altar von gemaltem Marmor mit Häkelarbeit behängt, Leuchter von Zink, ein Krucifix von Eisenguß u. dgl. kommen, — wie man dergleichen gleißende Kirchen überall sehen kann. Wenn man nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß der alten, ehrwürdigen, wahrhaft schönen Kirche durch das neue Kleid, das ihr angezogen worden ist, eine ebenso große Mißhandlung widerfahren ist, wie den alten Kirchenliedern durch deren Verballhornung oder dem werthen Ebenbild Gottes durch den Schmuck der Perücken und Reifröcke, und wenn man den kühnen Entschluß gefaßt hat, all' diesen Modestaat abzustreifen, die Anbaue

und Einbaue von Treppenhäusern, Betstübchen und allerlei Emporen, welche den Körper der Kirche verdecken, abzubrechen und den ganzen Plunder, womit sie angefüllt worden ist, hinauszuwerfen, sodaß sie wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt und Schöne zum Vorschein komme, dann haben wir es mit einem Restaurationsbau im guten Sinne des Worts zu thun.

Weiter tritt, besonders in manchen Gegenden, der Fall ein, daß das vielleicht schon vor Jahrhunderten erbaute Kirchlein dem Bedürfniß der volkreichen Gemeinde absolut nicht mehr genügt, und dann bleibt, wenn andere, oft nicht unbedenkliche Auskunftsmittel erschöpft sind und man zu einem Neubau sich nicht entschließen will, nichts übrig, als ein Um- und Erweiterungsbau.

Endlich kann es wohl auch geschehen, daß durch Brand oder innere Schäden ein Theil des Kirchgebäudes zerstört ist, während andere Theile noch brauchbar erscheinen, oder daß man aus Rücksicht der Sparsamkeit genöthigt ist zu benutzen, was sich noch irgend benutzen läßt. Hier würde sich's nur um einen theilweisen Neubau handeln. Wir müssen alle diese verschiedenen Möglichkeiten in Erwägung ziehen.

§ 16. Die Renovation.

Die Renovation einer Kirche kann oft in hohem Grade noth thun, scheint eigentlich auch eine sehr einfache Sache zu sein und doch wird oft dabei Schaden angerichtet, der nicht wieder gut zu machen ist, und es muß daher sehr zur Vorsicht gemahnt werden.

Es ist gewiß ein billiges Verlangen, wenn eine Gemeinde vor allen Dingen ein sauberes, in jeder Beziehung in gutem baulichen Stande gehaltenes Gotteshaus haben will, und gegenüber der Unreinlichkeit und Verwahrlosung, die in manchen, ja in vielen Kirchen herrschen, ist das sogar sehr löblich. Wüßte man nicht, wie die Gewohnheit das bessere Gefühl abstumpft, so würde man es nicht begreifen, wie Pfarrer und Gemeinde in ihrem Gotteshause Dinge mit ansehen können, die sie sich in ihren Wohnhäusern zur größten Schande rechnen würden. Oft wäre da schon mit einer gründlichen Reinigung, mit einer ein-

fachen Ausbesserung zu helfen. Wo aber tiefere Schäden, Altersgebrechlichkeit und Witterungseinflüsse im Spiele sind, da ist freilich gründlichere Abhilfe nöthig. Hier aber liegt auch die Gefahr nahe und ist die Warnung am Platze.

Das „Renovatum anno“. so und so viel, welches äußerlich an manchen Kirchen zu lesen ist, ist oft ein verhängnißvolles Datum. Schlimme Verwüstungen sind in Kriegszeiten in manchen Kirchen angerichtet worden, aber ärger als von feindlichen Heerhaufen ist oftmals bei den sogenannten Renovationen von den Pflegern des Heiligthums darin gehaust werden, und sie haben in ihrer Unwissenheit noch gemeint, im Sinne der Aufklärung und eines geläuterten Geschmacks zu handeln und ein gutes Werk zu verrichten. Hauptwerkzeuge solcher Barbarei sind je und je der Pinsel des Maurers und des Lackirers gewesen und die meisten solcher Renovationen haben darin bestanden, daß man Alles, was man dabei noch in der Kirche gelassen hat, Wände und Einbaue, Stein und Holz unterschieds- und schonungslos mit Tünche oder Oelfarbe überstrichen hat. Nach Umständen ist dieser Proceß von Zeit und Zeit wiederholt worden und auf den Wänden, auch wohl den Geräthen lagert eine Kalkschicht über der andern. Und das ist nicht blos in ärmlichen Kirchen und von unwissenden Dorfhandwerkern geschehen. Noch in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts ist der Dom zu Limburg an der Lahn, dieses kostbare Denkmal rheinischer Uebergangsarchitektur, von der Herzoglich Nassauischen Regierung mit einem Aufwande von vielen tausend Gulden über und über mit grünlich weißer Oelfarbe überstrichen und so z. B. die prächtigsten Säulenstellungen von verschiedenfarbigem Marmor unter dieser Schmiere für immer begraben worden.

Nach solchen Vorgängen wird es gewiß nicht überflüssig sein, an alle diejenigen, welche mit einer Renovation ihrer Kirche umgehen, die dringende Bitte zu richten, hierbei doch ja die größte Vorsicht walten zu lassen und, ehe sie Hand anlegen lassen, das Urtheil eines Kenners zu hören, damit nicht dem ganzen Gebäude oder einzelnen Theilen ein Schade zugefügt werde, der sich vielleicht später nicht wieder gut machen läßt.

Wir wollen hier, mehr nur beispielsweise und ohne für die

mannichfachen vorkommenden Fälle erschöpfende Regeln angeben zu können, Einiges hervorheben.

Insofern es sich darum handelt, die Kirche frisch auszuweißen, sehe man zu, ob sich nicht an den Wänden Spuren von Wandmalereien finden oder beim Abstoßen der alten Tünche zum Vorschein kommen. Schon öfter sind die werthvollsten Sachen unter Schichten von Tünche oder unter dem Mörtelbewurf entdeckt worden, und noch viele dürften darunter schlummern. Man lasse sich doch ja nicht durch die Behauptung von oft eben so unwissenden als eingebildeten Leuten, es seien dies werthlose Klexereien, bestimmen, dergleichen ohne weiteres preiszugeben, sondern hole das Urtheil eines wirklichen Kenners ein. Haben die Sachen keinen eigentlichen Kunstwerth, so haben sie doch vielleicht einen Werth für den Archäologen und für die Ortsgeschichte und verdienen insofern die Erhaltung und Wiederherstellung, und, wenn diese nicht rathsam oder nicht möglich wäre, so müssen sie doch gehörig untersucht, vielleicht auch abgezeichnet werden, ehe sie auf's neue verschwinden. Ueberhaupt sei man nicht zu schnell mit der leidigen Tünche: eine gründliche Reinigung, Abreiben, Ausbessern der Wände reicht vielleicht hin, muß jedenfalls vorausgehen. Mit dem bloßen Uebertünchen von Moderflecken und Mauerfraß ist nichts geholfen; diese müssen erst entfernt und mehr noch, die Ursachen, die sie hervorrufen, müssen entfernt werden. Auch sollte man der grellweißen Kalktünche eine Abfärbung in matter Steinfarbe vorziehen.

Sind die Decken Steingewölbe, so gilt von ihnen dasselbe, was von den Wänden gesagt wurde und bei Preß- oder Rohrdecken wird man's auch nicht anders halten können; aber wo Holztäfelung vorhanden ist, hüte man sich doch ja, diese etwa zu übertünchen, entferne vielmehr die etwa schon darüberliegende Tünche und also thue man mit allem Holzwerk an Emporen, Gestühl und wo es sonst auftritt. Stein soll Stein und Holz Holz bleiben und wenn ein Anstrich unentbehrlich ist, so wähle man eine entsprechende Holzfarbe. (Vgl. unten § 32.)

Handelt es sich um Erneuerung des ausgelaufenen Fußbodens, so achte man darauf, ob nicht an den Wänden entlang

oder sonst an weniger betretenen Stellen sich noch Formziegel oder Fließen finden, sammle die noch brauchbaren und verwende sie zur Pflasterung des Altarplatzes oder einzelner Theile des Gebäudes. Stößt man auf Grabplatten, so ist es Pflicht der Pietät, sie vor Zertrümmerung und Mißbrauch zu schützen. Vielleicht können sie an den Wänden senkrecht aufgestellt werden.

Daß man bei Ausbesserung von Fenstern alte Glasgemälde nicht zerstören oder von Juden sich um ein Spottgeld abschwatzen lasse, — dieser Rath könnte überflüssig scheinen, wenn es nicht bis in die neueste Zeit herein an Orten und unter den Augen von Leuten geschehen wäre, wo man es nicht hätte erwarten sollen. Auch die in Blei gefaßten Rundscheiben sollte man, selbst wenn sie blind geworden sind, nicht durch die langweiligen Fenstertafeln ersetzen, sondern lieber reinigen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das kirchliche Mobiliar an Taufsteinen, Kanzeln, Altären, Beichtstühlen, Pulten, Schränken u. dgl. Es findet sich da vielleicht Manches, was der Erhaltung werth ist und mit geringen Kosten hergestellt werden kann, während man es unbesehens als altes Gerümpel zur Kirche hinauswirft und statt dessen um schweres Geld wirklichen Plunder anschafft. Auch Einzelheiten und Kleinigkeiten kann es geben, welche der Konservirung werth sind.

§ 17. Reparaturbau.

Beim Reparaturbau ist das Alles auch zu beachten, was im vorhergehenden Paragraph gesagt ist, und zwar in erhöhtem Maße, und es ist namentlich darauf zu achten, daß nicht etwa schadhaft gewordene schöne Architekturtheile unbarmherzig weggeschlagen oder sonst entfernt, sondern erhalten und hergestellt werden, sollte diese Wiederherstellung auch wirklich etwas mehr kosten. Es ist dringend nöthig, daß den Verwüstungen ein Ende gesetzt werde, welche aus Unverstand und Pietätlosigkeit bei Reparaturbauten angerichtet worden sind. Ein schonendes Verfahren ist auch gar wohl mit dem Hauptzwecke der Reparatur, dem drohenden Verfall des Gebäudes entgegenzuarbeiten und die bereits entstandenen Schäden zu beseitigen, zu vereinigen.

Zur Erreichung dieses Hauptzweckes wird es in den einzelnen Fällen — und die Fälle können sehr verschieden sein — auf das Urtheil erfahrener Baugewerken ankommen, dem hier nicht vorgegriffen werden soll. Ein paar ganz allgemein gehaltene Rathschläge werden aber nicht überflüssig sein.

Vor Allem gilt bei Reparaturen die doppelte Regel: Je eher je lieber! und: Je gründlicher desto besser! Nirgends ist mehr Gefahr im Verzug. Ein Schade, in Zeiten bemerkt, kann vielleicht mit wenigen Groschen geheilt werden; wieder vernachlässigt, so kann später die Reparatur ganze Summen verschlingen, wenn sie überhaupt noch möglich ist. Insbesondere ist dem Zutritt des Wassers in das Mauerwerk mit größter Sorgfalt zu wehren. Eine verstopfte oder verbogene Rinne kann mit der Zeit eine ganze Wand ruiniren: das Wasser sickert weiter und weiter, Frost und Thauwetter erweitern die entstandenen kleinen Spalten und das Gemäuer lockert sich je länger je mehr. — Ebenso wichtig ist, daß die vorhandenen Schäden gründlichst beseitigt werden. Das bloße Zustreichen oder Auskitten von entstandenen Rissen in Gewölben und Mauern kann erst dann helfen, wenn man sicher ist, daß sie nicht weiter gehen, d. h. wenn die Ursachen beseitigt sind, welche sie hervorgebracht haben. So lange dies nicht geschehen ist, sind dergleichen Reparaturen ganz vergeblich, der eingestrichene Mörtel sammt den eingezwickten Steinchen fällt wieder heraus, richtet vielleicht noch Unheil an, das Zerstörungswerk aber nimmt seinen Fortgang.

Hieraus folgt, daß, um die rechten Mittel zur Heilung eines baulichen Schadens zu treffen, man vor allen Dingen den Grund des Schadens erst erforschen muß. Es ist gerade so wie in der Medicin: will man nicht im Finstern tappen und vergeblich allerlei Mittelchen anwenden, so muß vor Allem eine gründliche Diagnose vorausgehen. Das scheint sich freilich von selbst zu verstehen, wird aber oft genug versäumt und ist auch nicht allemal so leicht. In dem oben (S. 9) angeführten Buche von Giefers führt der Verf. eine ganze Reihe lehrreicher Fälle auf, wo Risse in den Mauern oder Ausbauchungen derselben, deren Veranlassung man in den Fundamenten suchte und gegen

die man mit Strebepfeilern u. dgl. vorging, nicht in der Tiefe, sondern im Dachstuhl ihren Grund hatten, in gekrümmten oder gebrochenen Bindebalken, verfaulten Balkenköpfen und mangelhaften Dachkonstruktionen, in Folge deren die Sparren einen Schub auf das Mauerwerk üben. Wo kostspielige Gegenmittel vergeblich blieben, ließ sich nach richtiger Erforschung der eigentlichen Ursache des Schadens dem Weitergreifen desselben mit Wenigem steuern. Auch Sachverständige lassen sich irre führen, besonders wenn es, wie bei amtlichen Besichtigungen hie und da geschieht, flüchtig hergeht. Pfarrer und Kirchenvorstände werden daher wohl thun, wenn sie zuvor selbst ihre Augen brauchen und vielleicht unter Zuziehung eines einfachen Zimmer- oder Maurermeisters Alles genau erkunden und auch in den Winkeln herumkriechen, wohin bei angestellter Visitation wahrscheinlich Niemand kommt. Es mag der „höhere Sachverständige" dann immer noch zugezogen werden, wenn er nicht inzwischen überflüssig geworden ist.

§ 18. **Restaurationsbau.** Die Restauration oder die Wiederherstellung einer im Laufe der Zeit durch allerlei An-, Ein- und Umbauten verunstalteten Kirche nach ihrem ursprünglichen Baustil wird in der Wirklichkeit zumeist mit der Reparatur zusammenfallen, wir müssen sie aber hier gesondert betrachten. Ein Restaurationsbau ist in der Mehrzahl der Fälle schwieriger als ein Neubau und erfordert einen sehr erfahrenen und kunstsinnigen Baumeister. Nach einem solchen sehe man sich sorgfältig um, lasse ihn dann aber auch gewähren, nachdem man sich darüber geeinigt hat, in welchem Umfange restaurirt werden soll. Nur in dieser Beziehung soll hier eine nöthige Bemerkung gemacht werden.

Es ist das besonnene *Maßhalten*, an das erinnert werden soll, damit wir nicht beim Restauriren nach anderer Seite hin in denselben Fehler verfallen, den wir gut machen wollen. Vor einem übertriebenen *Purismus*, der nur mit dem Maß der Kunsttheorie mißt, und vor dessen Augen auch das geschichtlich Berechtigte keine Gnade findet, soll gewarnt werden.

Wo es sich um offenbare Mißstände und Entstellungen der Kirche handelt, da soll keine Schonung geübt werden. Wir rechnen dahin z. B. das um den Altar herum aufgerichtete Gestühl, den Einbau der Kanzel in die Altarwand, die an die Wände angeklebten oder die Seitenschiffe ausfüllenden Kapellen u. dgl. Geschmack- und werthloses Gerümpel von Kirchengeräth und leichten Plunder von Kirchengewändern entferne man immerhin und suche, wenn etwa die Stifter oder deren Erben noch leben, sie zu belehren und dahin zu bestimmen, daß sie einwilligen, vielleicht auch durch etwas Besseres das Entwerthete ersetzen. Ebenso gebührt auch da, wo in der Zeit des Ungeschmacks einzelne Theile des alten edlen Baues oder der Ausstattung durch Neues verdrängt worden sind und das Alte noch vorhanden ist oder wiederhergestellt werden kann, diesem ganz entschieden der Vorrang. Nur das ist zu weit gegangen, wenn man ohne alle Rücksicht jede spätere Zuthat unbedingt verwerfen und wenn man verlangen wollte, daß Alles und Jedes genau in dem Stile, dem die Kirche der Hauptsache nach angehört, wiederhergestellt werden müsse. Das wäre Eigensinn und Pedanterie, Mißachtung der Geschichte und eine Forderung, welche die alten Bauherren und Baumeister nie erhoben haben. An vielen unserer schönsten alten Kirchen wird man sehr verschiedene Baustile wahrnehmen, und wir wissen, wie das zugegangen ist. Man fing zu groß an, die Mittel stockten, es traten lange Unterbrechungen ein, es wurden auch wohl einzelne Theile durch Feuer zerstört und man kam erst spät wieder zum Wiederaufbau. So liegen zwischen Anfang und Vollendung oft mehrere Jahrhunderte und das Bauwerk selbst in seinen Haupt- und Nebentheilen ist oftmals als eine Geschichte dieser Jahrhunderte anzusehen. Die spätern Baumeister haben natürlich in dem Stile ihrer Tage weiter gebaut und es konnte ihnen nicht beikommen, sich in die alte Zeit und Bauweise künstlich zurück zu versetzen — sie waren ja keine Akademiker auf allen Sätteln gerecht — sondern sie blieben bei dem, was sie gelernt hatten und in den Bauhütten ihnen vertraut worden war; aber ebensowenig haben sie sich unterfangen, ihre Vorgänger meistern, deren Arbeiten wegreißen und Alles in eine Form gießen zu

wollen. Wir werden wohlthun, wenn wir ihnen darin folgen. Es wäre durchaus verfehlt, wenn wir bei Wiederherstellung einer gothischen Kirche die etwa noch vorhandenen romanischen Reste oder umgekehrt bei einer romanischen Kirche die spätern gothischen Zuthaten der Konsequenz und Uniformität zu Gefallen umgestalten wollten. Aber wir gehen weiter und möchten selbst für die Erzeugnisse der Zopfzeit unter Umständen eine Fürsprache einlegen. Allerdings hat diese Zeit in unsern Kirchen übel gehaust, und wo wir wirklich im Stande sind, das verdrängte schöne Alte wieder in sein Recht einzusetzen, da soll es, wie schon gesagt, unbedenklich geschehen; aber wir wollen gerecht sein und nicht übersehen, daß die Werke jener Zeit, was man auch vom kirchlich-künstlerischen Standpunkte gegen sie einzuwenden hat, doch oft auch eine Solidität und geschickte Technik verrathen, die man respektiren muß und von der man lernen kann. Statt dergleichen rücksichtslos zu entfernen und wohl gar mißverstandene und unsolide moderne Gothik an deren Stelle zu setzen, suche man es zu erhalten und dem Uebrigen anzupassen. Abgesehen vom Kunstwerthe darf es auch um seiner Vergangenheit willen auf pietätsvolle Behandlung rechnen: was mehrere Generationen hindurch im kirchlichen Gebrauche gewesen ist und in seiner Art der Erbauung gedient hat, hat, wenn es nicht absolut verwerflich ist, schon um deswillen auf Schonung Anspruch, — es haften Segenserinnerungen daran. Bei einem vollständigen Neubau mag man Alles „aus einem Gusse" machen, aber eine Kirche, welche eine Geschichte von Jahrhunderten hinter sich hat, mag auch die Erinnerungszeichen an die verschiedenen Epochen dieser Vergangenheit an sich tragen. Wir ahmen die Allongenperücken und Haarzöpfe unserer Vorfahren auch nicht nach, aber wir schämen uns ihrer um deswillen auch nicht, und es fällt uns nicht ein, Zopf und Perücke auf den Bildern der Ahnen zu überpinseln.

So ist es denn überhaupt eine sehr beachtenswerthe Regel, die Reichensperger giebt „*so wenig wie möglich und so unwahrnehmbar wie möglich zu restauriren*", und auch die Behauptung dürfte zutreffen, daß böswillige Zerstörungen auf dem Kunstgebiete kaum größeren Schaden angerichtet haben, als gut-

gemeinte Restaurationen. Darum ist zu einem Restaurator nur der berufen, der neben den obengenannten Qualitäten auch Sinn für das geschichtlich Gewordene hat, kein fanatischer Kunsttheoretiker, der sich in abstrakten Allgemeinheiten bewegt, sondern ein nüchterner Mann, der auch für den individuellen Charakter eines Baues Verständniß hat, ihn zu bewahren oder wiederherzustellen versteht. Einen solchen kann und soll ja auch ein bescheidenes Gebäude haben, wovon wir hier allein reden, und dieser individuelle Charakter ist außer dem Baustil im Allgemeinen durch provinzielle und lokale Eigenheiten, insbesondere durch das verwendete Material und die Bautechnik bedingt, und auch diese Sonderheiten wird der geschickte Restaurator zu berücksichtigen haben, damit nicht seine Restaurationen, wie gut sie übrigens sein mögen, sich ausnehmen, wie ein neuer Fleck auf einem alten Gewande. Ist das doch auch in technischer Hinsicht von höchster Wichtigkeit.

§ 19. Erweiterungsbau und theilweiser Neubau.

Wir fassen diese beiden Fälle zusammen, weil sie darin zusammentreffen, daß einzelne Haupt- oder Nebentheile des bestehenden Kirchengebäudes erhalten, andere neu aufgeführt werden und jenen in entsprechender Weise angefügt werden müssen.

Der theilweise Neubau tritt dann ein, wenn ein Theil durch Elementarereignisse zerstört oder durch gänzliche Baufälligkeit unbrauchbar geworden, der erhalten gebliebene Theil aber entweder noch im guten baulichen Stande oder vielleicht sogar ein schönes und werthvolles Bauwerk ist, so daß es nicht blos aus Rücksichten der Sparsamkeit und Pietät, sondern auch aus Kunstrücksichten geboten ist, zu konserviren, was möglich ist. Es können nun zwei Fälle eintreten, deren jeder seine eigenthümlichen Schwierigkeiten bietet. Wenn die stehengebliebenen Reste einem guten korrekten Bau angehören, so erwächst dem Baumeister die nicht leichte Aufgabe, den Torso in entsprechender, möglichst ebenbürtiger Weise zu ergänzen. Im umgekehrten Falle wird er versuchen müssen, ob nicht der alte Bau, ohne daß er gerade alterirt wird, sich in so weit umgestalten läßt, daß er im Zusammenschluß

mit den neuen Bautheilen zu einem wenn auch nicht mustergiltigen, so doch würdigen und einheitlichen Kirchengebäude wird.

Die Lösung dieser doppelten, ziemlich gleich schwierigen und oft undankbaren Aufgabe, schwieriger und undankbarer als ein einfacher Neubau, erfordert einen besonders erfahrenen Meister. Nach einem solchen sehe man sich um und hüte sich vor den Leuten, die Alles können und die Entwürfe aus den Aermeln schütteln.

Noch schwieriger ist ein Um- und Erweiterungsbau. Hier handelt es sich um einen Nothstand und da scheint jeder Nothbehelf gerechtfertigt. Es giebt Kirchen, welche im Laufe der Zeit für die starkangewachsene Gemeinde entschieden zu klein geworden sind. Man hat sich geholfen, so lange es irgend gehen wollte: man hat Emporen über Emporen gethürmt und alle freie Plätze mit Gestühl besetzt; aber es wollte doch zuletzt nicht mehr gehen und mußte durch Anbaue Platz geschafft werden. Wo man nun weiter nichts im Auge hatte, als so und so viel Sitzplätze mehr herauszubringen, da machte man, ohne sich viel den Kopf zu zerbrechen, Anbaue wo und wie es gehen wollte, und so sind die wunderlichen umbauten und verbauten Kirchen entstanden, welche man allerwärts sehen kann. Sollen bei solchem Erweiterungsbau die Verhältnisse einigermaßen innegehalten, dem Ganzen nach innen und außen eine würdige Gestalt gegeben werden, so ist guter Rath gewöhnlich theuer. Es ist weder an dieser Stelle noch sonst die Aufgabe dieses Buchs, Vorschläge zu machen und Entwürfe zu liefern, aber wenn wir es auch wollten, wir könnten es nicht, denn die Fälle sind zu verschieden. Nur Beispiele sind es, mit denen wir im Folgenden die Sache illustriren.

In manchen Fällen ist es vielleicht zulässig und genügt es, wenn der Chor zum Schiffe gezogen und ein neuer Chor angebaut wird. Umgekehrt kann ein kleines altes Kirchlein ganz als Chor behandelt und ein Schiff angebaut werden: die Ersparniß erscheint vielleicht als eine geringe, aber es giebt Fälle, wo auf diese Weise eine schöne kleine Kirche, deren Abbruch zu beklagen wäre, noch angemessen mit verwendet werden kann. Oefters kann

durch einen Kreuzbau geholfen werden, besonders bei regelrecht gebauten Kirchen mit Kreuzgewölben. Nehmen wir an, eine Kirche sei dreimal so lang als breit, sie bestehe aus drei Gewölbequadraten, so wird sie noch einmal so groß, wenn an das östliche Quadrat noch ein Kreuzflügel angebaut und ein Quadrat als Chor vorgebaut wird. Besteht sie aus vier Quadraten, so kann der Chor bleiben und die Kreuzflügel können dem zweiten Quadrat, von Osten her gerechnet, angefügt werden; so ist ein Drittel an Raum gewonnen. Viel komplicirter wird die Sache, wenn man es unternimmt, an eine Kirche, die dafür nicht angelegt ist, Seitenschiffe anzubauen; hierbei und bei anderen Erweiterungsbauen kann es geschehen, daß zuletzt vom alten Bau nicht viel mehr übrig bleibt und daß man für das dabei aufgewendete Geld nahezu einen vollständig neuen Bau hätte aufführen können. Wenn so etwas in Aussicht steht, ist es doch gerathener, den ganzen Erweiterungsbau zu unterlassen, sich zu behelfen so gut und so lange wie es gehen will und wenn es nicht mehr geht, sich zu einem Neubau zu entschließen.

II. Der Neubau. — Vorbereitende Schritte.

§ 20. Feststellung des Bauplans im Allgemeinen.

„Nicht für uns, sondern für die Nachkommen“ (Non nobis sed posteritati) hat man an ein öffentliches Gebäude geschrieben, und wie für jedes öffentliche Gebäude so gilt es besonders für eine Kirche, daß man bei ihrem Bau nicht das augenblickliche Bedürfniß, sondern das der künftigen Generationen im Auge hat, sie also nicht blos auf das solideste, sondern auch zweckmäßigste baut. So darf denn solch' ein Bau nicht übereilt, sondern er muß so sorgfältig wie möglich überlegt und vorbereitet werden. Geschieht das, so ist der augenblickliche Verzug nur Gewinn; umgekehrt wird man das „Vorgethan und nachbedacht“ schmerzlich zu bereuen haben.

Eins kommt dabei noch besonders in Betracht. Ein Kirchenbau nimmt ja billigerweise das Interesse der ganzen Gemeinde und aller ihrer Glieder in Anspruch. Nun müßten Menschen nicht Menschen sein, wenn sich dabei nicht auch Eigensinn, Rechthaberei und Streitsucht geltend machen sollten. So hat denn so mancher Kirchenbau ein sehr unerbauliches Vorspiel, und ein Werk, zu dem sich Alle in einem Geiste die Hände reichen sollten, wird nicht selten eine Ursache langen Haders. Da ist es nun gewiß sehr gut, wenn man sich bei Zeiten überzeugt, daß es sich im Unfrieden nicht gut baut und sich zu vertragen und zu einigen sucht; aber freilich das Vergleichen, wie gut es sonst ist, kann für den Bau selbst sehr nachtheilig werden, wenn es zu bedenklichen Kompromissen und halben Maßregeln führt. In solchen Fällen dürfte es besser sein, man wartete, wenn man nur irgend noch warten kann, bis die erregten Leidenschaften sich beruhigen und nüchterner Erwägung Raum geben: vielleicht daß dann die Stimme eines geachteten, uninteressirten und außerhalb des Parteigetriebe stehenden Sachverständigen der Gemeinde die rechten Wege zeigt.

Abgesehen von den einzelnen Erwägungen, die wir im Folgenden in's Auge fassen wollen, wird es das Erste sein, den Bauplan im Allgemeinsten festzustellen, das heißt sich darüber schlüssig zu machen, in welchem Umfange, mit welchem Aufwande man bauen will. Dabei wird es darauf ankommen, was einerseits das Bedürfniß erfordert, andererseits das Vermögen gestattet: darüber aus Eitelkeit hinauszugehen ist ebenso bedenklich, als es unwürdig ist, bei einem solchen, für solchen Zweck, für die ganze Gemeinde und für Jahrhunderte bestimmten Baue aus Geiz sparen zu wollen. Das Bedürfniß genau zu ermitteln und fest zu bestimmen ist freilich nicht so leicht. Man hat mathematische Formeln aufgestellt, auf wie viele Kirchenbesucher und wie viel Raum auf einen zu rechnen und welcher Flächenraum daher für die Kirche anzunehmen sei; aber diese Formeln sind streitig und geben jedenfalls nur ein theilweises Anhalten. So kann auch die Frage, ob man sich streng auf das dermalen vorliegende Bedürfniß beschränken dürfe, oder auf eine kräftigere größere Frequenz

Rücksicht nehmen müsse, nur nach den Verhältnissen des einzelnen Falles beurtheilt werden. Nur zwei allgemeine Bemerkungen, sollen den Gemeinden, die auf äußerste Sparsamkeit angewiesen zu sein meinen, zur Beherzigung empfohlen werden.

Man spare ja nichts an Allem, was zur soliden Herstellung des Gebäudes selbst und zur würdigen Ausstattung desselben gehört, aber man versage sich allen entbehrlichen Luxus: hierzu müssen wir besonders etwas rechnen, worauf wir später noch besonders zurückkommen, die kostspieligen Thurmbauten, welche oftmals einen großen Theil der Bausumme verschlingen. Die Vorliebe der Gemeinde für einen schönen Thurm ist gerechtfertigt, so lange nicht die Kosten dafür an der Kirche selbst erspart werden. Ehe dies geschieht, begnüge man sich lieber mit einem Dachreiter oder Giebelthürmchen, welche für kleine Kirchen völlig ausreichen und sehr schön sein können; soll es aber durchaus ein selbständiger und massiver Thurm sein und die Mittel wollen dafür nicht ausreichen, nun so nehme man denselben mit in den Plan auf, lege nach Befinden die Fundamente gleich mit oder führe ihn auch bis zur Dachhöhe aus und warte dann mit der Vollendung so lange, bis man Kräfte dazu gesammelt hat.

Hiermit ist zugleich der andere Rathschlag ausgesprochen, der für so manche andere Fälle gilt. Hat man sich in Betreff des Umfanges des Gebäudes oder sonst Beschränkung auflegen müssen, so läßt sich unter günstigeren Umständen später Manches leichter nachholen, wenn bereits bei der ersten Anlage darauf Rücksicht genommen worden ist, und man versäume ja nicht, sich mit dem Baumeister, welcher den Plan entwirft und ausführt, im Voraus darüber zu verständigen.

§ 21. Die Baumittel und die Bauzeit.

Die rechtzeitige Disposition über die vorhandenen oder zu beschaffenden **Baumittel** und über die zum Bau nöthige Zeit ist von großem Nutzen und erspart manchen sonst unvermeidlichen Verdruß, Aufenthalt und Verlust.

Das Erstere ist etwas, was jeder verständige Haushalter

als selbstverständlich erachten wird; namentlich wird man dabei zu erwägen haben, über welche bereite Mittel man zu verfügen hat, wie viel man der Opferwilligkeit der gegenwärtigen Generation zumuthen und welchen Theil der Baulast man auf die Schultern der Nachkommen legen darf. Je weniger man diese in Mitleidenheit zu ziehen braucht, desto besser ist es, ja wenn man es irgend ermöglichen kann, so gehe man noch einen Schritt weiter und nehme auf Gründung einer stehenden Baukasse, oder, wie man es bei geschäftlichen Unternehmungen nennt, eines Reservefonds Bedacht, aus welchem die bei einem jeden Bau, er sei noch so solid ausgeführt, mit der Zeit denn doch nöthigen Reparaturen bestritten werden. Damit wird man sich sicher den Dank der Nachwelt verdienen; wo stets die nöthigen Mittel bereit sind, werden nöthige Reparaturen nicht zum Schaden des Gebäudes lange verzögert werden und vorkommende Unglücksfälle lassen sich leichter tragen. Fabrica ecclesiae nannte man in alter Zeit diese Kirchenbaukasse, in sie floß ursprünglich der vierte Theil aller kirchlichen Einkünfte und sie ist der Ursprung unserer, leider für ihren Zweck oft schlecht fundirten Kirchenärare. — Auch dafür ist Sorge zu tragen, daß die nöthigen Baugelder, ohne daß sie lange ungenützt liegen bleiben, immer zu rechter Zeit bereit sind, denn prompte Zahlung bringt manche Vortheile und macht willige Werkleute.

Die Baumittel und die Bauzeit sind beiderseits von einander abhängig und man kann nicht füglich über das Eine beschließen, ohne das Andere zu berücksichtigen. Was die Bauzeit insbesondere betrifft, so ist sehr zu rathen, daß man sich von vornherein die Fristen nicht zu kurz steckt und den Baumeister nicht drängt, das Werk zu dessen Ungunsten zu beschleunigen. Das gleichmäßige Setzen des Mauerwerks, das gehörige Austrocknen desselben vor dem Verputzen, das ausschließliche Verwenden von völlig ausgetrocknetem Material, das sind ja Erfordernisse, die Jedermann bekannt sind. Will man dem nachkommen, so wird es gut sein, sich mit Rücksicht darauf im Voraus einen festen Plan zu machen und bei dessen Entwerfung ungünstige Witterungsverhältnisse und andere Hinderungen gleich mit in Anschlag zu bringen.

§ 22. Der Bauplatz: der Grund, die Situation und Orientirung.

Wo der Bauplatz nicht bereits gegeben ist, wird die Wahl eines solchen zu den ersten und wichtigsten vorbereitenden Schritten gehören. Daß man dabei auf einen guten Baugrund sieht und wo man dessen nicht versichert ist, durch Nachgrabungen sich sicher stellt, sollte kaum zu erinnern nöthig sein. Wenn dies versäumt wird, kann man hinterdrein in große Verlegenheit und Unkosten gerathen.

Ueber die Situirung der Kirche werden zumeist die örtlichen Verhältnisse entscheiden: allgemein giltige Regeln lassen sich kaum aufstellen und kirchliche Vorschriften und Observanzen giebt es nicht. Daß die Kirche möglichst in der Mitte des Orts angelegt werde, ist kein unbilliges Verlangen, wird sich aber öfters nicht thun lassen, ohne andere wichtige Rücksichten zu verletzen, aber nach allen Seiten möglichst zugänglich muß sie allerdings sein. Schön ist es, wo sie, wenn auch nur etwas, erhöht über dem Orte liegt und ihn schon durch ihre Lage beherrscht; aber darauf ist wenigstens mit Entschiedenheit zu sehen, daß sie nicht zu nahe den Wohngebäuden, auf einen möglichst freien Platz zu stehen komme Nicht blos die Feuersicherheit fordert dies, sondern eben so sehr ihre Bestimmung und Würde. Eingezwängt zwischen andere Gebäude kann auch die schönste Kirche nicht zur vollen Geltung kommen. Findet dies bisweilen in volkreichen Städten und selbst bei Domen, wie z. B. dem zu Mainz statt, so ist das ein Uebelstand, der getragen werden muß, aber nicht durch Redensarten gerechtfertigt werden sollte. Auf dem Lande liegt die Kirche häufig inmitten des Gottesackers — daher Kirchhof genannt —; das ist ein so schöner Brauch, daß man ihn ohne dringende Noth nirgends aufgeben sollte.

Von der kirchlichen Baulinie, der Richtung der Kirche von Westen nach Osten (Orientirung) haben wir schon oben gesprochen. Sie gründet sich auf die altchristliche Sitte, mit nach Osten gerichtetem Angesichte zu beten, welche Sitte sich noch in der Art, wie wir unsere Todten zu betten pflegen, erhalten hat. So haben denn die Kammern der Todten und die Bethäuser der Lebenden eine und dieselbe Richtung und, wo nicht etwa

ganz besondere lokale Hindernisse dem entgegenstehen, ist kein Grund vorhanden, von dieser ziemlich stehend gewordenen bedeutsamen Sitte abzuweichen. Es müßte dies sogar fast verwirrend wirken.

Zusätze. 1. Man liebt es von ältester christlicher Zeit an, die Gotteshäuser an erhöhten, wenigstens freien, lichten Plätzen zu erbauen und dachte dabei wohl an die Stadt auf dem Berge, an das auf den Leuchter gesteckte Licht (Matth. 5, 14. 15.); aber die Regel war es nicht. Auch waren außer der Symbolik noch andere Gründe maßgebend: in unruhigen Zeiten waren die Kirchen gewissermaßen Burgen, Zufluchtsstätten gegen feindliche Angriffe und die andringenden Heiden, und darum auf Anhöhen errichtet, oder diese waren ehedem heidnische Kultusstätten, an deren Stelle das siegreiche Kreuz trat. — Pfarrkirchen liegen meist in der Nähe des Marktplatzes, als dem ältesten Kerne der Stadt. — Bei den Stifts- und Klosterkirchen sind Ordensliebhabereien bestimmend: die Benediktiner bauten gern auf Berge, die Cisterzienser in einsame Thäler, die Bettelorden, im steten Verkehr mit dem Volke, wendeten sich zwar den Städten zu, begnügten sich aber mit abgelegenen Plätzen.

2. Während die west-östliche Baulinie im Ganzen je länger je mehr festgehalten wird, so schwankt doch deren Richtung, und wenn auch im 12. Jahrhundert die Regel geltend gemacht wird, die Stellung der Sonne im Aequinoktium anzunehmen, so finden sich mancherlei Abweichungen, die wohl auf lokalen Gründen beruhen. Daß man die Achse der Kirche nach dem Stande der Sonne bei der Grundlegung bemessen habe, ist nur eine Vermuthung.

§ 23. Der Bauriß und Bauanschlag.

Wenn man nun so weit gekommen ist, daß man an Aufstellung eines Bauriſſes und Bauanſchlages denken kann, so dürfte es sich, wenn man Zeit und Geld zu sparen Ursache hat, empfehlen, daß man sich von dem erwählten Baumeister zuvörderst nur einen Entwurf oder nach Befinden mehrere vorlegen läßt, auf Grund dessen oder deren man sich mit dem Baumeister einigt. Je vollständiger diese vorgängige Einigung erfolgt, desto sicherer wird man nicht blos späterhin geld- und zeitraubendes Schwanken vermeiden, sondern auch den Baumeister in den Stand setzen, ein Werk aus einem Gusse zu liefern, was entschieden günstiger ist, als wenn ein Projekt immer und immer wieder umgewandelt werden muß. Von einem tüchtigen Praktiker darf man sich übrigens gewärtigen,

daß Bauriß und Bauanschlag immer Hand in Hand mit einander gehen, d. h. daß er sich stets darüber völlig klar ist, welchen Kostenaufwand sein Entwurf erfordert: das Gegentheil dieses besonnenen Verfahrens, eine leichtsinnige Genialität, wie sie auch wohl zuweilen vorkommt, könnte sehr verhängnißvoll werden. Wenn aber die bauende Gemeinde sich auf den Anschlag ihres zu Rathe gezogenen Baumeisters will verlassen können, so muß sie ihm auch die nöthigen Unterlagen gewähren, sie muß ihm Materialpreise und Löhne genau angeben und ihm, wenn er sich nicht selbst an Ort und Stelle unterrichten kann, von allen örtlichen Verhältnissen Kenntniß geben.

In neuerer Zeit geschieht es wie bei anderen öffentlichen, so auch bei Kirchenbauten häufig, daß zur Lieferung eines Bauriſſes und Bauanschlages eine Konkurrenz ausgeschrieben, auch wohl dem Urheber des preisgekrönten Entwurfes die Ausführung oder deren Leitung im Voraus zugesichert wird. Dieses Verfahren hat ohne Zweifel viel Anregendes für den Stand der Architekten und ist gewissermaßen als eine höhere Uebungsschule zu betrachten, hat insbesondere auch den Nutzen, daß bis daher vielleicht weniger bekannte Künstler Gelegenheit finden, ihre Talente zu entfalten und zur Anerkennung zu bringen. Von welchem Nutzen es für die bauende Gemeinde sein wird, wird freilich noch von allerlei Umständen abhängen, welche sich nicht berechnen lassen. Universalmittel giebt es aber überhaupt nicht. Man wird sich auch in vielen Fällen vor diesem Wege um der Kosten willen scheuen, aber wenn die Sache sonst in die rechten Hände und in eine gute Bahn kommt, so werden diese Kosten leicht zu übersehen sein, ja sich vielfach bezahlt machen. Jedenfalls verdient dieses Verfahren den entschiedenen Vorzug vor dem vielfach üblichen, daß sich Gemeinden oder Kircheninspektionen von irgend einem Baugewerken, der ihnen zur Hand ist und in seiner Gegend sich als ein billiger Kirchenbaumeister einen Ruf zu verschaffen gewußt hat, einen Riß fertigen lassen und nun die Ausführung ohne weiteres an den Mindestfordernden verdingen. Ebensowenig ist zu rathen, daß man sich an eine der Sammlungen halte, welche in einigen Staaten von den obersten Be-

hörden publicirt worden sind, und worin Muster in allen Größen und Stilarten zu Kirchen zu so und so viel Sitzplätzen aufgestellt sind. Es ist eine sehr bequeme Sache, sich aus solch' einer Sammlung eine Kirche auszusuchen, wie man sich in einem Meublesmagazin einen Schrank oder dergleichen aussucht, und der officielle Charakter solcher Sammlungen läßt bei Vielen den Gedanken nicht aufkommen, daß man möglicher Weise den ärgsten Mißgriff thun könne; aber solch' ein amtlicher und akademischer Bauschematismus ist der Ruin alles individuellen Lebens in der Kunst, und wo er zur Herrschaft kommt, da herrscht auch die unerträglichste Langeweile. Im Gegensatz dazu erachten wir es als wünschenswerth, daß auch bei dem kleinsten und einfachsten Kirchenbau ein eigener Bauriß aufgestellt werde, welcher wie den kirchlichen Baugrundsätzen, so auch den lokalen Verhältnissen Rechnung trage, daß man sich also nicht mit der bloßen Kopie eines anderen Bauwerkes, wie gut dasselbe immer sein möge, begnüge, sondern daß man sich nach einem tüchtigen Baumeister umsehe, der etwas Eigenartiges zu schaffen im Stande ist.

§ 24. **Die Art der Ausführung.** Sobald man darüber schlüssig geworden ist, was man bauen will, wird man nun der Frage näher treten müssen, auf welchem Wege man zum Ziele gelangen, wie man den Bau ausführen will, ob als Akkordbau oder auf eigene Rechnung. Hierauf eine entscheidende Antwort zu geben, wird kaum möglich sein, am allerwenigsten wagt es das vorliegende Schriftchen, denn es kommt hier zum größten Theile auf die persönlichen, zeitlichen und örtlichen Verhältnisse an. Im Interesse des Baues selbst dürfte sich, eine gute Bauleitung vorausgesetzt, der letztere Weg am meisten empfehlen, er pflegt jedoch der kostspieligere zu sein; der erstere Weg aber, konsequent durchgeführt, unterliegt vielen Bedenken und leicht schlägt auch die dabei beabsichtigte Ersparniß in's Gegentheil um. Am häufigsten dürfte dermalen ein Mittelweg eingeschlagen werden, darin bestehend, daß der gesammte Bau zwar auf Rechnung des Aerars oder der bauenden Gemeinde erfolgt, die einzelnen Arbeiten aber verdungen werden,

wobei vielmehr die Lieferung des Materials ganz oder theilweise vorbehalten bleibt. Hat man für die Leitung und den Abschluß der Kontrakte einen erfahrenen und für seine Person ganz uninteressirten Sachverständigen gefunden, so dürfte dies in jeder Hinsicht der beste Weg sein, und die lokale Baukommission sowie die Aufsicht führenden Behörden werden am besten thun, wenn sie diesem möglichst freie Hand lassen, natürlich vorausgesetzt, daß er auch seinerseits vor allen eigenmächtigen Ueberschreitungen des Bauplanes sich hüte.

III. Der Aufbau.

§ 25. Der Grundbau.

Wir betreten mit diesem Abschnitt ein Gebiet, auf dem wir das Wort ziemlich ausschließlich dem Techniker überlassen müssen und uns nur auf einige wenige Bemerkungen beschränken können, die zur vorläufigen Orientirung nöthig sind.

So kann ja, was zuvörderst den Grundbau betrifft, nur allein der ausführende Baumeister nach Maßgabe des Gebäudes selbst wie der Beschaffenheit des Grundes bestimmen, wie stark die Gründung herzustellen ist; aber es wird nicht allein sehr gut sein, wenn man, wie bereits oben (S. 141) bemerkt, sich nicht blos schon im Voraus Kenntniß über die Beschaffenheit des Grundes verschafft, sondern auch, wenn man sich noch vor Angriff des Grundbaues über Dieses oder Jenes schlüssig macht, was sich später leicht ausführen läßt, sofern dazu in Zeiten Vorkehrung getroffen worden ist. Dies wird insbesondere von Anlagen zur Trockenlegung, oder von Heizungsanlagen gelten, sowie in dem Falle, wo man sich aus Mangel an Mitteln versagen muß, einen massiven Thurm aufzuführen, dies aber später nachzuholen wünscht und hofft.

Zusatz. Schon in den ältesten Zeiten fanden bei der Grundsteinlegung Feierlichkeiten statt, um so größer, je vornehmer die Fundatoren waren. Wie man in Osten zu bauen anfing, legte man auch in Osten

den Grundstein, der mit einem Kreuze bezeichnet war und in einer durch eine Platte verschlossenen Höhlung verschiedene Gegenstände trug. Auch mehrere Grundsteine legte man: vier an den Hauptecken, bei Gründung der Kirche des Klosters zu Pegau sogar zwölf, wobei Graf Wiprecht von Groitzsch zwölf Körbe voll Steine auf den Achseln herbeitrug. Reiche Opfer wurden bei solchen Grundsteinlegungen niedergelegt.

§ 26. **Das Mauerwerk.** Das Mauerwerk ist abhängig von dem Material, welches die Gegend bietet und daran wird man sich in den meisten Fällen zu halten haben, wird auch, wenn man das thut, in der Regel am besten dabei fahren, denn es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Bauarbeiter mit ihrem Material vertraut sind und wissen, wie sie es zu behandeln und was sie von demselben zu erwarten haben.

Selten wird man in der glücklichen Lage sein, durchgängig Hausteine verwenden zu können. Es ist schon viel werth, wenn ein guter Bruchstein zu Gebote steht und wenn es nicht zu schwer hält, für die Ecken, Sockel, Gurte, Simse, Fenster und Thürgewände und andere architektonische Glieder einen Hausstein zu beschaffen. Ist auch das nicht möglich und hat man nur einen Bausstein zur Verfügung, der einen schieferigen oder muscheligen Bruch hat und keine glatte Mauer liefert, so wird freilich kein anderer Weg übrig bleiben, als das gesammte Mauerwerk mit einem Mörtelbewurf zu überziehen. Das ist und bleibt aber ein Nothbehelf, zu dem man nicht so schnell greifen sollte. Ein solches abgeputztes und abgefärbtes Mauerwerk sticht den Leuten, so lange es frisch ist, freilich in die Augen, zumal wenn noch anderes Scheinwerk dazu kommt, wie z. B. in den frischen Bewurf eingerissene Fugen, welche einen Quaderbau vorspiegeln sollen, angeblendete Bauverzierungen von Thon u. dergl. Aber diese Herrlichkeit ist nur von kurzer Dauer, unter den zerstörenden Einflüssen der Witterung bröckelt der Putz ab und die angeklebten, künstlichen Ornamente fallen in Stücken herunter. Darum entschließe man sich nur, wenn kein anderer Ausweg vorhanden ist, zum Verputz der Wandfläche, wende dann aber den größten Fleiß darauf, begnüge sich mit den einfachsten Glie-

derungen und leiste auf alle Scheinmittel Verzicht. Wenn man aber einen Bruchstein haben kann, der eine wenigstens annähernd glatte Mauerfläche ermöglicht, wenn es auch nicht in regelmäßigen Schichten, sondern nach Art des s. g. cyklopischen Mauerwerks sein sollte, dann erschrecke man doch ja nicht vor dem „Rohbau", wie man dies umgeputzte Mauerwerk zu nennen pflegt, sondern sorge nun dafür, daß die Steine, ob sie auch von noch so verschiedener Gestalt und Größe sind, sorgfältig zusammengefügt und die Fugen mit einem zur Steinfarbe stimmenden, gut bereiteten Mörtel sorgfältig ausgefugt werden. Ein solcher „Rohbau", der sich durch sein wechselndes Linienspiel in den Fugen ohnehin manchem Auge empfehlen wird, wird jedenfalls im Laufe der Zeit und in Folge der durch sie bewirkten Abtönung der anfänglich vielleicht etwas grellen Steintöne in demselben Maße schöner werden, als dagegen die geputzte Mauer verwittert und veraltet.

Wo man aber jedes tauglichen Mauersteines entbehrt, nun dann ist man naturgemäß an den Ziegel- und Backstein verwiesen und das wird man für kein Unglück halten dürfen, sobald man daran denkt, welche köstliche Werke die Alten mit diesem Material geschaffen haben (vgl. § 9 Zusätze 4) und mit welchem Erfolge der Ziegelrohbau auch in neuerer Zeit, besonders in der hannoverischen Bauschule, wieder aufgenommen worden ist. Durch sinnreiche Konstruktion, Verwendung von verschiedenartigen Formsteinen und Vertrautheit in Behandlung des Materials hat der Backsteinbau selbst in der Formgebung dem Bau mit Hausteinen rühmlich nachgeeifert, in der Farbengebung dagegen hat er sogar Manches geleistet, was ihm letzterer nicht überall nachzuthun die Mittel hat, indem durch Verwendung von verschieden gebrannten und bunt glasirten Ziegeln in den Schichtungen und bei den baulichen Gliedern das lebhafteste Farbenspiel erzeugt werden kann, was bei dem Bau mit Hausteinen nur unter besonders günstigen Umständen möglich ist.

Das über den Rohbau Gesagte hat namentlich den Zweck, da, wo derselbe indicirt ist und von einem erfahrenen Architekten beantragt wird, die ihm bei unseren Gemeinden entgegenstehenden Vorurtheile im Voraus beseitigen zu helfen.

Zusatz. In dem ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung hat man sich auch in Deutschland zumeist mit dem Holzbau begnügt, in Skandinavien denselben sogar künstlerisch ausgebildet. Alte Blockhauskirchen, und doch nicht ohne bauliche Gliederung, finden sich noch heute im slavischen Osten, und eine zum Abbruch verurtheilte Holzkirche in Waag bei Drontheim hat König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angekauft und auf dem Brückenberg im Riesengebirge neu aufrichten lassen. — Es wird dermalen Niemand bei uns einfallen, eine Kirche aus Holz bauen zu wollen; eher könnte man, wo es sich um einen Nothbau handelt, etwa in einer Gemeinde der evangelischen Diaspora, oder um einen interimistischen Bau nach vorausgegangenem Brandunglück, darauf kommen, einen Fachwerkbau aufzuführen. Ist dem nicht auszuweichen, so thue man es getrost, gebe ihm aber auch nicht durch Verblendung und Verputzung des Holzes den Schein eines massiven Baues, sondern führe den Bau nun auch als Fachwerkbau aus. Auch so wird sich noch etwas leisten lassen.

§ 27. Das Dach. Die Form des Daches, welche dem gewählten Stile entsprechen muß und bei dem Bauriß bereits festgestellt ist, kommt hier nicht in Betracht.

Zusatz. Wir notiren nur beiläufig, daß in der Regel das Dach, sowohl des Kirchhauses, als des Chores ein Satteldach ist, so daß die Seiten desselben bei richtig orientirten Kirchen sich nach Norden und Süden senken, in Westen und Osten senkrechte Giebelwände stehen bleiben. Die sogenannten Walmdächer (abgeschrägte Dächer an den Giebeln) verkürzen und verunschönen das Dach. Sind niedrigere Seitenschiffe vorhanden, so werden diese mit Pultdächern überdeckt, welche sich an die Hauptwände lehnen, oder es wird wie am Dom zu Magdeburg über jedes Gewölbejoch ein Satteldach aufgesetzt, so daß sich an den Längeseiten eine ganze Reihe von Giebeln bildet, welche das Gebäude sehr beleben. Die kreisrunde oder polygone Apsis wird mit einem kegelförmigen oder Walmdach überdeckt.

Von welcher Wichtigkeit eine richtige Konstruktion und tüchtige Ausführung des Dachstuhles für die Erhaltung des Gebäudes sei, bedarf keiner Bemerkung. Welche schwierige Aufgabe dabei den alten Baumeistern durch die riesigen Dächer der gothischen Hallenkirchen erwuchs und wie sie durch ihre kühnen und doch wohlberechneten Konstruktionen diese Aufgabe gelöst haben, kann man noch heutiges Tages sehen. Um an den dazu nöthigen ungeheuren Holzmassen zu sparen und zugleich das Gebäude zu

entlasten, hat man das in neuerer Zeit so vielfach angewendete Eisen in Vorschlag gebracht und angewendet. Ob eine solche Anwendung räthlich sei, müssen unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse verlässige Techniker entscheiden; den Gemeinden ist zwar nicht zu verdenken, wenn sie sich vorsichtig verhalten und nur zögernd solche Experimente zulassen, es würde aber thöricht sein, von vornherein zweckdienliche Erfindungen der neuen Zeit abzuweisen nur darum, weil sie neu sind.

Was den Dachbeleg betrifft, so wird es in diesen Tagen kaum Jemanden einfallen, Holz, Rohr, Stroh in Vorschlag zu bringen, womit in sehr alten Zeiten selbst größere Kirchen gedeckt wurden — daher die vielen Feuersbrünste! — andererseits wird man sich auch nicht leicht zu Blei- oder Kupferplatten versteigen. Das eine Zeit lang sehr begünstigte Zink aber gilt als ein wenig verlässiges Material. So wird man wohl, wenigstens bei den Hauptbedachungen, auf Backstein oder Schiefer verwiesen sein: ersterer ist da, wo er überhaupt dominirt, mit dem besten Erfolg auch für die Dachdeckung angewendet worden, als Hohlziegel, Fittigziegel und in der dermalen üblichen Form, und durch Anwendung von glasirten Ziegeln hat man auch die großen Dachflächen in entsprechende Felder getheilt und durch Ornament belebt. Der Schiefer giebt ein besonders reinliches Dach und man hat ihn ja auch in verschiedenen Farben, um die eintönige Fläche trennen und beleben zu können. Gestatten es die Mittel, den Dachfirst mit einer durchbrochenen Galerie von Schmiedeeisen oder Blei, einem sogenannten Dachkamm, die Giebel mit einem ornamentirten Kreuz bekrönen zu können, so hat man einen schönen Abschluß gewonnen.

Bei der Bedachung ist eine besondere Sorgfalt der Wasserleitung zuzuwenden. Die Weise der Alten, auf der Mauerkante steinerne mit Blei ausgelegte Rinnen zu legen, in denen sich das Wasser sammelte, welches dann durch weitausladende Rohre, sogenannte Wasserspeier (in der Zeit der Gothik phantastische Thiergestalten) ausströmte und vom Gebäude abgeleitet wurde, dürfte sicherer gewesen sein, als unsere an der Dachtraufe mit Klammern befestigten Dachrinnen von Blech und die von da aus

an der Wand herabgehenden Abzugsrohre. Dachfenster, ohnehin nicht zu entbehren, werden auch dazu dienen, die Dachfläche in angemessener Weise zu unterbrechen; nur dürfen sie nicht in zu großer Zahl und zu nüchterner Gestalt auftreten, daß sie der Kirche nicht das Ansehen eines Magazins geben.

§ 28. Der Thurm.

Welches auch die ursprüngliche Bestimmung der Thürme gewesen sein möge — die Archäologen verhandeln noch immer darüber — so sind sie für uns gegenwärtig nicht mehr Wart- oder Vertheidigungsthürme, auch nicht ausschließlich Treppenthürme, die zu den oberen Geschossen führen; sondern sie sind an erster Stelle ihrer praktischen Bestimmung nach vorzugsweise Glockenthürme, ihrer Idee nach die Repräsentanten der Kirche, zu der sie gehören, die Finger, welche gen Himmel zeigen, sodaß das christliche Volk sich dermalen nicht füglich eine Kirche ohne einen Thurm denken kann.

Daß der Thurm anfänglich neben der Kirche als ein selbständiger Bau errichtet wurde, wie es in Italien noch vielfach Gewohnheit ist, daß man ihn dagegen in Deutschland fast ausschließlich in organische Verbindung mit dem Kirchengebäude setzte, und ihn ganz besonders bevorzugte, — was sich in der romanischen Periode durch die vermehrte Zahl der Thürme an einem Gebäude, in der gothischen durch die zunehmende Höhe der Thürme zeigte, ist in dem geschichtlichen Theile wenigstens beiläufig bemerkt worden. Dagegen wäre noch viel zu sagen über die Stellung, welche der Thurm zu dem gesammten Gebäude einnimmt und wie er dadurch in dessen innere Organisation eingreift, so wie über seine mit dem Kirchhause in Einklang zu bringende Grundgestalt; aber dafür ist hier nicht mehr der Ort, denn das Alles hängt mit dem Gesammtplane, den wir als festgestellt vorauszusetzen haben, zusammen, sowie mit dem Stile, in welchem man zu bauen beschlossen hat. Hier haben wir es nur noch mit dem Aufbau zu thun, und da wir ja nur von einfachen Kirchen handeln, setzen wir voraus, daß, abgesehen von Treppen- oder Nebenthürmchen, nur von einem Thurme die Rede sein kann. Den

Luxus von zwei Thürmen werden sich wenige Gemeinden erlauben dürfen, nicht blos um der doppelten Kosten willen, welche durch die Doppelthürme selbst erwachsen, sondern weil dann auch an den ganzen Bau gesteigerte Ansprüche erhoben werden müßten. Fließen die Mittel so reichlich, daß man an zwei Thürme überhaupt nur denken kann, so verwende man sie vielmehr dazu, den einen Thurm um so solider, stattlicher, höher zu bauen. Ein Kirchlein mit zwei parallelen Thürmen auf der Westseite, nicht hoch über das Dach aufsteigend, macht einen armseligen Eindruck. Hier ist die bildliche Warnung des Herrn Luk. 14, 28 buchstäblich zu nehmen. Daß der Thurm eine stärkere Fundamentirung, einen tüchtigeren Unterbau, eine ganz besonders sorgfältige Ausführung bedarf, braucht nicht gesagt zu werden. Statt hier sparen zu wollen, verzichte man lieber ganz auf einen selbständigen Thurm und begnüge sich mit einem „Dachreiter", wie ihn viele unserer gothischen Stadt- und Landkirchen tragen und deren schlanke oft nadelspitze Pyramiden unvergleichlich schöner sind, als die plumpen Mauerthürme mit einer Laterne und Haube. Freilich die Dachreiter setzen auch einen tüchtigen Dachstuhl und eine sorgfältige Zimmerkonstruktion voraus. Für eine kleine Nebenkirche oder Kapelle würde für Aufnahme des kleinen Glöckchens auch ein zierliches, vielleicht über Eck gestelltes oder auf einer Konsole ruhendes Giebelthürmchen von Stein oder Holz ausreichen.

Die Benutzung der Innenräume wird von der gewählten Stellung des Thurmes an der Westfaçade oder an der Südseite abhängen; das kräftige Erdgeschoß wird der Innendisposition entsprechend als Eingang, Vorhalle, Taufhalle, möglicherweise auch als Sakristei benutzt werden, wenn es nicht etwa als Treppenhaus verwendet wird. In den oberen Stockwerken wird die Bälge- und Uhrkammer, der Läuteboden und die Glockenstube Raum zu suchen haben. Eine Thürmerwohnung wird wohl selten verlangt werden. Auf das Alles ist natürlich bereits beim Aufbau Rücksicht zu nehmen, insbesondere aber ist da schon Vorsorge zu treffen, daß der Glockenstuhl, von welchem später noch die Rede sein wird, von dem Mauerwerk isolirt allein auf dem innern Holzbau des Thurmes zu ruhen komme und sich die bei dem

Läuten entstehende Erschütterung dem Mauerwerk nicht mittheile. Ein sorgsamer Baumeister wird ja bei der Konstruktion und Ausführung auf Alles der Art achten; aber der Auf- und Ausbau des Thurmes ist ein Theil des Werkes, welcher die allergrößte Sorgfalt erfordert und wo die Gemeinde, welche den Schaden ja doch aus ihrem Seckel zu tragen hat, ganz besonders Ursache hat, darauf zu sehen, daß die Anordnungen des Baumeisters von den Gewerken auch streng befolgt werden.

Das durch das Aufstellen einer Thurmuhr bedingte Anbringen von Ziffertafeln haben Manche als eine Verunzierung des Thurmes ansehen wollen; aber mit Unrecht, es wäre denn, daß sie geradezu über das Maß hinausgingen. Mit Recht werden namentlich die Dorfbewohner, denen das Rathhaus keinen Ersatz bietet, eine Uhr haben wollen, welche gleichsam öffentliche Autorität hat, und es liegt sogar ein schöner Sinn darin, daß von der Kirche aus durch Uhr und Glocken des Tages Stunden geregelt werden. Warum soll nicht auch die Kirche alten guten Gewohnheiten Rechnung tragen und darum z. B. an den Orten, wo man es liebt, daß zu gewissen Tages- oder Festzeiten ein Choral vom Thurme geblasen werde, Veranstaltung zu diesem Zwecke treffen, sei es durch eine umlaufende Galerie, ein größeres Fenster oder eine erkerartige Auskragung, was sich ja ohne Verunstaltung des Thurmes leicht möglich macht. . Die Fenster der Glockenstube, die sich jedenfalls über den Dachfirst erheben muß, werden gemeiniglich durch Läden oder Jalousieen geschlossen; viel besser aber dürfte es sein, die Schallöffnungen ganz offen zu lassen und statt dessen einen schrägen, wasserdichten Wetterboden zu legen, sodaß das eindringende Regen- oder Schneewasser wieder abläuft.

Das Thurmdach kann die mannichfaltigsten Gestalten annehmen, entsprechend dem Stile und der Grundform des Gebäudes, nur fordert die praktische wie die ästhetische Rücksicht mehr noch als beim Kirchdach, daß es nicht zu flach, auch für Reparaturen zugänglich sei. Ein sauberer und verzierter Dachbeleg wirkt hier besonders gut. Hat man aber die Mittel und einen Baumeister, der sich darauf versteht, so ist es das Schönste, wenn die Thurmpyramide in Stein aufgeführt wird.

Es erübrigt dann nur noch die Bekrönung mittelst eines Knopfes, in den man Urkunden einzuschließen pflegt und auf den man als auf den höchsten Punkt ein schlankes Kreuz als Christenzeichen aufsetzt, auch wohl nach uralter Sitte (schon des 10. Jahrhunderts) den Hahn, als Verkündiger des anbrechenden Tages, der wohl auch als Windfahne dienen kann, während es unpassend und als ein schlechtes Symbol für die Kirche erscheinen dürfte, eine eigentliche Windfahne aufzusetzen.

§ 29. Die Treppen.

Noch ist an dieser Stelle ein Wort über die Treppen zu sagen, welche zu den Räumen des oberen Geschosses führen. Sie sind nicht als ein Theil des Innenbaues zu betrachten und es ist unschön und sogar unanständig, wenn sie im Innern zum Vorschein kommen, und es sind daher, insofern nicht der Thurm zu deren Aufnahme ausreicht, abgeschlossene Treppenhäuser dafür anzuordnen, damit nicht das durch die Ab- und Zugehenden verursachte Geräusch in die Kirche dringe. Schon aus diesem Grunde erscheint es auch wünschenswerth, daß die Treppen nicht aus Holz, sondern aus Stein aufgeführt werden.

IV. Der Ausbau.

§ 30. Die Wichtigkeit des inneren Ausbaues.

Der innere Ausbau, welcher eigentlich die innere Einrichtung und die Ausstattung mit umfaßt, ist nicht von geringerer Wichtigkeit, als der Außenbau; im Gegentheil wird, wie schon oben (S. 105) bemerkt wurde, die äußere Gestalt durch den inneren Organismus, so wie dieser durch den Zweck des Gebäudes, durch den kirchlichen Dienst, bestimmt. Es ist daher ein großer Fehler, wenn man aus Mangel an gehöriger Berechnung oder aus Sucht zu glänzen beim Außenbau die Baumittel erschöpft hat und nun im Innern auf alle Weise

zu sparen genöthigt ist. Eine Kirche ist nicht dazu da, daß sie nur von Außen gesehen und bewundert werde, sondern daß man sich in ihr heimisch fühle und zur Andacht gestimmt werde. Das kann aber nicht der Fall sein, wenn im Innern Alles ärmlich und dürftig aussieht, wenn man allenthalben den Eindruck hat, daß auf das Aeußerste gespart und auch das Geringste als gut genug für die Kirche geachtet worden ist. Es soll ja dem Luxus auch an heiliger Stätte das Wort nicht geredet werden, aber auch das Schönste und Kostbarste ist an dieser Stelle nicht zu schön und kostbar, und neidlos schaut der Arme Schmuck und Glanz an einer Stelle, an der er gleiches Recht und gleichen Antheil hat. Legt er doch selbst sein Sonntagskleid an, wenn er zum Hause Gottes geht, da paßt es sicher zu seiner Stimmung, wenn ihn hier Alles festlich und feierlich anschaut. Darum soll sich, wo eine Gemeinde oder einzelne Glieder ihre Freude darin suchen, ihre Kirche so schön und reich als sie immer vermögen zu schmücken, Niemand verleiten lassen, in Unbedachtsamkeit einzustimmen in das Judaswort: „Wozu dieser Unrath?“ Hier gilt vielmehr recht eigentlich das Wort, was der Dichter von der irdischen Liebe geredet hat: „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt.“

Doch ist Pracht und Prunk noch lange nicht Schönheit, und Einfachheit und Schlichtheit nicht gerade Armseligkeit und Rohheit; sondern darauf wird es ankommen, daß Alles, was man aufzuwenden im Stande ist, es sei wenig oder viel, der Würde des Orts und seiner Bestimmung entspreche, daß man weder ein nöthiges Stück vermisse, noch durch Fremdartiges gestört werde, daß auch das Einfachste nicht blos sauber sei, sondern auch solid und sorgsam hergestellt, und das Reichste nicht überladen und auf leeren Prunk berechnet. Eine Kirche darf weder an den Salon noch an das Hirtenhaus erinnern, überhaupt an kein anderes Haus, an nichts Profanes und Alltägliches. Auch hat die Mode hier kein Wort mitzusprechen, der wir in unseren Wohnhäusern hie und da Rechnung tragen müssen. Eine Kirche wird nicht für eine gewisse Zeit und ein Geschlecht, sondern für Jahrhunderte und kommende Geschlechter gebaut: bei allem Wechsel der Zeiten

behauptet sie ihren eigenen und bestimmten Charakter, als ein Haus dessen, der von diesem Wechsel unberührt ist und entsprechend dem Worte, das hier verkündigt werden soll. Das ist die rechte Monumentalität des Kirchgebäudes, welche ja nicht blos in der Massenhaftigkeit und Solidität besteht, obwohl sie dadurch zunächst repräsentirt wird.

Bei dem Ausbau und der gesammten inneren Einrichtung und Ausstattung reichen sich alle Handwerker und Künstler die Hände. Während beim Aufbau zunächst die Maurer und Steinmetzen und der Zimmermann und Dachdecker es sind, mit denen der Baumeister zu thun hat, so bietet sich hier Gelegenheit für den Bildhauer und Maler wie für die sogenannten Kleinkünste des Goldschmieds und der Stickerin und jeder ehrsame Handwerker, er heiße Glaser oder Schlosser, Tischler, Gelb- oder Zinngießer, kann und will hier sein Bestes thun. Aber Keiner soll hier seinen eigenen Gedanken und Liebhabereien folgen, keiner ohne Rücksicht auf den Gesammtgedanken und die anderen Mitwirkenden für sich etwas leisten wollen. Soll aber Jeder das Seine thun und doch Alles wohl zusammenstimmen, so muß die Oberleitung in einer Hand sein und zwar in der Hand eines nicht blos geschickten, sondern auch uninteressirten Mannes. Das bei vielen kleinen Bauten angewendete Verfahren, den gesammten inneren Ausbau auf Grund einer allgemeinen Baubeschreibung und aller Detaillirung ermangelnden Anschläge ohne weitere Garantien an einen Unternehmer zu verakkordiren, ist die Ursache von dem lotterigen und geschmacklosen Zustande, in dem sich viele unserer Kirchen im Innern befinden. Erstlich ist von einem gewöhnlichen Bauunternehmer, einem Maurer- oder Zimmermeister, wie tüchtig und verlässig in seinem Fache er auch sei, noch nicht zu erwarten, daß er auch in allen den Fragen, welche beim inneren Ausbau in Rede kommen, ein kompetenter Beurtheiler sei, und dann kommt es sehr häufig vor, daß ein solcher, wenn er beim Aufbau und in seiner eigenen Arbeit das Möglichste geleistet hat oder doch geleistet zu haben meint, bei dem ihm unwichtiger erscheinenden Ausbau sich schadlos halten zu müssen meint, bei den Unterakkorden die anderen Gewerken möglichst herabdrückt und sich die

Sache so leicht wie möglich zu machen sucht. Deshalb ist es sehr räthlich, daß die Bauverwaltung die einzelnen Arbeiten auf eigene Rechnung ausführen läßt oder Einzelakkorde abschließt und das Ganze unter eine sachverständige Leitung stellt, wenn sie nicht in ihrem eigenen Mittel Kräfte hat, welche das leisten können. (Vgl. das § 24 Gesagte.)

Hier ist die rechte Stelle, noch eine andere, eigentlich doppelte Warnung anzufügen, welche der allgemeinen Beachtung nicht dringend genug anempfohlen werden kann. Je weiter ein Kirchenbau vorwärts schreitet und je mehr er Theilnahme in einer Gemeinde findet, um so mehr regt sich auch bei einzelnen Gemeindegliedern, ganzen Klassen und Korporationen der Gedanke, diese Theilnahme durch Stiftungen und Geschenke zu bethätigen, und dieser Eifer wird manchmal zu einem förmlichen Wetteifer. Das ist gewiß sehr löblich, und es wird Niemand die Quelle, aus welcher einem Kirchenbau dergleichen Unterstützungen zufließen, um deswillen verstopfen wollen, weil bisweilen etwas Eitelkeit mit unterläuft und Mancher sich mehr von der Absicht, seinem Namen ein Gedächtniß zu stiften, als von der Liebe zu der Stätte, da Gottes Ehre wohnt, leiten läßt. Warnen aber muß man vor den verhängnißvollen Fehlgriffen, welche dabei mit unterlaufen, verhängnißvoll um deswillen, weil sie später vielleicht nicht gut zu machen sind oder, wenn das möglich wäre, die Rücksicht auf die Stifter und Geber es verhindert. Man glaubt nicht, wie viel Plunder, der vielleicht dem Schenkgeber schweres Geld gekostet hat, auf diesem Wege in unsere Kirchen gekommen ist, und wie wohl gar manche gut angelegte und ausgestattete Kirche durch eine fremdartige, zu dem Ganzen nicht passende Zuthat, welche sie dem guten oder vielmehr verkehrten Willen eines Einzelnen verdankt, entstellt worden ist. Gute Meinung und richtiges Verständniß sind eben nicht immer beisammen. Wer aber nicht selbst Bescheid weiß, muß Lehre suchen und annehmen. Dazu sind Manche zu unbedachtsam oder zu eigenwillig: sie verlassen sich auf ihren Geschmack, mögen ihre Einfälle und Liebhabereien nicht aufgeben, lassen sich durch die Mode bestimmen, die hier gar nicht in Betracht kommt, halten etwas für gut und schön,

weil sie es hier oder da gesehen haben, ohne zu fragen, ob es um deswillen auch an eine andere Stelle paßt, sie gehen wohl gar in ihrem Eigenwillen so weit, daß sie ihre Stiftung an besondere Bedingungen knüpfen, z. B. daß der Gegenstand so oder so, von diesem oder jenem Handwerker, dem man etwas „zuwenden" will, ausgeführt werde u. s. w. Wieder Andere, die mit einer derartigen Stiftung umgehen, sind zu bescheiden, wollen ihre löbliche Absicht nicht oder doch nicht vor der Zeit kund werden lassen und lassen sich nun bei den Schritten, die sie thun, vom Zufall leiten, fallen auch wohl einen falschen Rathgeber in die Hände. In solchen Fällen ist es nun die entschiedene Pflicht der Baukommission, insbesondere des Pfarrers, der ja zumeist das besondere Vertrauen solcher Gemeindeglieder genießt, sobald sie von ihren Absichten hören, sich mit ihnen in Vernehmen zu setzen, sie in aller Weise zu berathen und dahin zu bestimmen zu suchen, daß sie ihre Mittel in einer Weise verwenden, wie es dem Ganzen förderlich ist und der Kirche zu wirklicher Zierde gereicht. Hierzu wird mitunter viel Takt und Geschick, vielleicht sogar etwas Diplomatie nöthig sein, und man wird ja wohl, um der Kirche keine wirkliche Liebesgabe zu entziehen, bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehen; aber wo man es mit beharrlichem Eigensinn, Besserwisserei und Eitelkeit zu thun hat, wird man äußersten Falls lieber auf ein Geschenk oder eine Stiftung für die Kirche Verzicht leisten müssen, als daß man etwas offenbar Ungehöriges zuließe.

Ein anderer Uebelstand, aus dem arge Mißgriffe bei Geschenken für die Ausstattung der Kirchen entspringen, ist der, daß man zu spät an die Beschaffung derselben denkt und sich nun im letzten Augenblicke an irgend ein Magazin wendet, wo man die Sache fix und fertig haben kann. Hierbei ist den Leuten sehr willkommen, daß sie da die Gegenstände gleich sehen und über den Preis sich versichern können, aber sie beachten nicht, daß sie da in der Regel leichte Fabrikwaare bekommen, für den kirchlichen Dienst vielleicht ganz unwürdig oder doch an den Ort, für den sie bestimmt sind, und zu dem übrigen Geräth nicht passend. Nur wenige Stücke des kirchlichen Mobiliars können auf Vorrath

gemacht, die meisten müssen eigens bestellt werden, damit sie zu den übrigen nach Größe, Form, Stil und sonstiger Beschaffenheit passen. Etwas theurer freilich werden die auf Bestellung gearbeiteten Sachen in der Regel wohl zu stehen kommen, aber man kann dann auch eher darauf rechnen, etwas Solides, insbesondere auch etwas Individuelles, Charaktervolles, nicht blos nach einer Fabrikschablone Gearbeitetes zu bekommen, vorausgesetzt daß man sich an einen gediegenen Arbeiter seines Fachs gewendet hat. Gegen Uebertheuerungen aber kann man sich durch Voranschläge und feste Kontrakte sichern. Leider ist zu fürchten, daß dieser Rathschlag wenig befolgt werden wird. Er stimmt nicht mit der Neigung unserer Zeit: wie man sich eine ganze Hauseinrichtung an Möbeln, Wäsche, Betten, Küchengeräth ꝛc. gleich vollständig und fertig im Magazin zusammenkauft, so möchte man es wohl auch für die Kirche machen, und es fehlt nicht an Leuten, welche dieser Neigung entgegenkommen. Nach dem Vorgange von England sind auch bei uns Handlungen entstanden, bestimmt den ganzen kirchlichen Bedarf zu decken. Wir wollen nicht von vorn herein über sie aburtheilen, denn es hängt vornehmlich davon ab, im welchem Sinn und Geiste sie geleitet werden; aber so viel steht fest, daß die Einrichtung und Ausstattung einer Kirche sowie der ganze innere Ausbau da am natürlichsten und besten ausgeführt werden wird, wenn nach einem einheitlichen Plane Kunst und Handwerk sich die Hände reichen, alles Fabrikationswesen fern gehalten und jedes Stück individuell ausgeführt wird.

§ 31. Vorerörterungen. a. Die Materialfrage.

Die Materialfrage tritt bei dem inneren Ausbau in ganz anderer und mannichfaltigerer Weise an uns heran, als beim äußern, beim Aufbau. Bei diesem handelt es sich nur um die gewöhnlichen Baumaterialien und an erster Stelle um deren Solidität; beim inneren Ausbau kommen die verschiedenartigsten Materialien und die verschiedensten Rücksichten in Frage, und die Wahl bewegt sich nicht blos um die verschiedenen Arten ein und desselben Materials, sondern

um das Material selbst, darum, ob man Holz, Stein, Metall oder welchen Ersatz für das eine und andere anwenden will. Darüber darf nicht der Zufall, das Belieben, das, was man gemeiniglich den Geschmack nennt, oder gar eine persönliche Rücksicht entscheiden, und selbst von den vorhandenen Mitteln hängt es nicht ausschließlich ab. Neben dem technischen will auch das künstlerische Ermessen gehört sein, die Liturgik stellt auch ihre Forderung und gewissermaßen ist selbst das sittliche Gefühl mitbetheiligt.

Weil das vielleicht paradox klingt, so sei es gestattet, gerade mit diesem Punkte zu beginnen. Die Materialverwirrung, über die man zuweilen klagen hört, hängt genau mit dem Scheinwesen zusammen, das in neuerer Zeit um sich gegriffen hat und nirgends widerwärtiger ist als in der Kirche, wo doch, wenn irgendwo, Alles wahr und echt sein soll. Dieses Uebel hat seinen Grund theils in der Laune und Geschmacksverirrung der Handwerker und des Publikums, vornämlich aber in der Sucht zu glänzen. Man giebt einem geringeren Material, weil man die Mittel für das kostspieligere nicht hat oder weil man die Ausgabe scheut, das Aussehn des edleren und meint nun obendrein, ein besonderes Kunststück gemacht zu haben. Wahre Zauberwerke sind es, welche der Pinsel des Lackirers dermalen hervorbringt; er giebt nicht blos dem Tannenholz das Ansehn des Eichenholzes, der Nußbaummaser, ja des Mahagoni und Palisander, sondern er verwandelt auch Holz in Marmor, Eisen, Bronce, wie es verlangt wird. Hand in Hand bei solcher Täuschung gehen mit ihm der Eisen- und Zinkguß, das Papiermaché, der Stuck, deren sich eine auf nichts als Geldverdienst bedachte Fabrikation bedient, um Massen von Ornamenten auf den Markt zu werfen, die ganz beliebig an Holz oder Stein geheftet werden, um, nachdem sie den entsprechenden Anstrich erhalten haben, als Werk des Holzschnitzers oder Steinmetzen zu gelten. Es ist an der Zeit, solche Schwindelei und Gleißnerei aus unsern Kirchen zu verbannen. Erstens ist dergleichen unwürdig: was jede anständige Frau verschmäht, nämlich mit unechtem Plunder zu prunken, das wollen wir doch dem Hause Gottes nicht zumuthen. So-

dann ruiniren wir damit die edle Kunst und das ehrliche Handwerk, verderben den guten Geschmack und verletzen sogar das sittliche Gefühl. Endlich aber wird mit dergleichen nicht einmal etwas erspart. Das angeklebte Ornament fällt oder bröckelt ab, das nach Steinart geformte Holz schwindet und bekommt Risse und unter dem abgestoßenen Marmor kommt das ehrliche Tannenholz zu Tage, das sich zu solcher Lüge hergeben mußte. Das Geld für solchen trügerischen Schmuck ist weggeworfen.

Aber nicht blos absichtliche Täuschung ist es, gegen welche sich unsere Bemerkung richtet, sondern auch jene in unseren fortgeschrittenen Tagen doch so häufige Gedankenlosigkeit, welche die verschiedene Beschaffenheit und die dadurch bedingte verschiedene Behandlungsweise des Materials nicht beachtet, denn fast jedes Material erfordert seine eigene Behandlung, und die Formen, die ihm besonders eignen, lassen sich nicht beliebig auf ein anderes übertragen. So ist z. B. die innere Struktur des Holzes eine ganz andere als die des Steines und erfordert demzufolge auch eine ganz andere Konstruktionsweise. Daß man eine so einfache Sache in unseren Tagen so leicht übersieht, liegt in der Kluft, welche dermalen zwischen Kunst und Handwerk eingerissen ist. In der Blüthenzeit des Handwerks machten sich die alten Meister, wenn sie auch nicht alle Benevenuto Cellini's, Albrecht Dürer's oder Syrlin's waren, ihre Entwürfe selbst, und weil sie nicht blos mit dem Bleistift arbeiteten, sondern selbst Hand anlegten, so wußten sie sehr genau, was von ihrem Material zu verlangen war, was nicht, und es konnte kein Widerstreit zwischen Materie und Form eintreten. In unseren Zeiten der Akademien aber ist dem Handwerker die künstlerische Seite seines Berufes meist gänzlich entrückt, er hat auch wenig Gelegenheit sie zu üben, der akademisch gebildete Künstler schreibt dem Werkmeister vor, wie dieser sein Beschläge, sein Gitterwerk, sein Gestühl und Geräth machen soll, ohne daß er selbst vielleicht jemals ein Stück Eisen oder Holz unter den Händen gehabt hat. Da kommen denn nun wunderliche Dinge zu Tage: Altartische von Stein, welche aussehen, als hätte sie Hobel und Stemmeisen des Tischlers gearbeitet, und wiederum Holzgeräthe, die ganz wie für Ausführung

in Stein berechnet erscheinen. Wo daher nicht ein allseitig praktisch erfahrener Baumeister den Bau leitet, sondern etwa ein junger Akademiker, der es unter seiner Würde hält, in der Werkstatt des Handwerkers noch etwas zu lernen, so wird es nicht übel sein, wenn die Lokalbaukommission ein offenes Auge hat, auf das Wort des Handwerkers auch etwas giebt, und ihm nicht Zumuthungen machen läßt, welche sich an der Arbeit rächen.

Wenden wir uns nun zu dem Material im Einzelnen, so müssen wir billig den Stein zuerst nennen, obwohl bei der inneren Ausstattung der Werk- oder Hauſtein sich allenfalls entbehren läßt, denn der Altartisch läßt sich ja allenfalls auch aus Backstein mauern, wenn er dann angemessen bekleidet wird; die Kanzel wird ohnehin öfters aus Holz gearbeitet und der Taufstein kann auch durch Metallguß hergestellt werden. Immerhin aber wird man gern zu dem einen oder dem anderen dieser Gegenstände oder auch zu etwaigen plastischem Schmuck mit Recht gern Stein verwenden, und da wird es denn gut sein, weil man zu fremden und kostbaren Steinarten sich ohnehin nur selten versteigen kann, wenn man sich mit den heimischen Steinarten, auf deren Bearbeitung sich doch auch die zunächst zu Gebote stehenden Arbeiter am besten verstehen, genauer bekannt macht. Auch hier muß man wissen, was sich von jeder Steinart verlangen läßt, wozu sie sich am besten eignet. So haben wir z. B. in Sachsen einen Stein, der als Zierstein noch eine große Zukunft hat, besonders seit er auch in größeren Stücken gebrochen wird, — der vorzüglich in Zöblitz heimische, meist schwarzgrüne Serpentin. Dieser Stein läßt sich, namentlich im frischen Zustande, überaus leicht drehen, eignet sich daher besonders zu runden Formen, z. B. Säulenschäften, liefert auch seiner überaus leichten Polirfähigkeit halber schöne farbenreiche Flächen; dagegen verträgt er sehr schwer scharfe und feine Kanten, denn in den verhältnißmäßig weichen Stein sind sehr harte Bröckchen eingesprengt, welche beim Bearbeiten von scharfen Ecken und Spitzen ausspringen. Während man also z. B. ein romanisches Würfelkapitäl ganz füglich noch von ihm verlangen kann, würde es thöricht sein, wenn man sich darauf erstürzte, feines gothisches Blattwerk daraus zu meiseln. Und so

sehe man sich jedes Gestein darauf an, wozu es sich am besten eignet. Es ist auch gar nicht nöthig, daß man Alles aus einerlei Stein bildet. Im Gegentheil, und darauf möchten wir noch ganz besonders hinwirken, kann man durch die Anwendung von verschiedenfarbigem Stein die schönsten Farbenwirkungen erzielen.

Als Ersatzmittel für Stein kommen schon in älteren Zeiten Steinguß (Stuck) und gebrannter Thon (Terra cotta) in verschiedenen Arten vor, zu denen in neuerer Zeit der vielgebrauchte Cementguß hinzugekommen ist. Wo diese in selbständiger Weise und in solider Ausführung auftreten und nicht in trügerischer, Stein nachäffender Weise als Ornament angeklebt werden, sollen sie nicht zurückgewiesen werden, um so weniger, als ja nicht allenthalben Haustein zu beschaffen ist.

Eine ungleich wichtigere Rolle ist bei der Ausstattung des Innern dem Holz zugetheilt. Auch hier wird man sich, schon aus Gründen der Sparsamkeit, zunächst an die heimischen Holzarten gewiesen sehen. Fremde und kostbare Holzarten, wie man sie zu den wichtigsten Geräthschaften oder zu Holzmosaik (Marqueterie) verwendet, werden sich meist von selbst verbieten. Machen sich doch schon die besseren heimischen Holzarten, wie Apfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen-, Nußbaum, Ahorn u. dgl. hie und da so rar, daß sie sich nicht massenhaft verwenden lassen und fournirte Arbeiten wird man mit Recht in der Kirche verschmähen. Aber noch haben wir unser Eichenholz, und wo man sich das erzeugen kann, kann man jedes andere entbehren. Dies bedarf nun auch gar keinen Ueberzug, weder zum Schutz noch zur Zierde. Man könnte ihm allenfalls eine dunkle Beize geben, wenn es gleich von Anfang dunkler sehen soll, aber es genügt vollständig, wenn es sauber gearbeitet und nur mit Oel abgeschliffen wird, — es dunkelt ohnehin schnell nach. Jedenfalls bleibe aller Firniß fern, der seine schöne Faser nur verschmiert. Aber freilich auch Eichenholz wird für viele Kirchen unerschwinglich sein und nur zu dem vornehmsten Mobiliar, wie etwa die Kanzel, verwendet werden können, während man sich z. B. bei dem Gestühl mit den weichen Holzarten begnügen muß. Nun verstehen zwar dermalen unsere Lackirer sehr gut, den geringeren Holzarten die

verschiedenartigste Maserirung zu geben, und es ist das um so verführerischer, als man es auf diese Weise in der Hand hat, dem Holzwerk einen beliebigen Farbenton zu geben und so mit dem ganzen Gebäude zusammenzustimmen. Aber man verzichte auf diesen malerischen Effekt und habe den Muth, auch hier der Wahrheit die Ehre zu geben und jeden Schein zu meiden. Einen Anstrich wird man freilich bei den weichen Holzarten wohl nicht vermeiden können, denn ohne diesen möchten sie zu roh aussehen und sich schwer sauber erhalten lassen. Auch wird dieser Anstrich von Oelfirniß sein müssen, denn Leim- oder Quarkfarbe erfüllen diesen Zweck nicht, und, was die Hauptsache ist, es muß eine Holzfarbe sein, mit der man Holz überstreicht, und nicht etwa eine Steinfarbe.

Wir gehen nun zum Metall über und beginnen mit dem dem Materialwerthe nach so geringen, in seiner mannigfaltigen Verwendung doch so wichtigen Eisen, das auch bei der inneren Ausstattung und selbst für ornamentale Zwecke in Betracht kommt. Was haben unsere alten Meister, ohne daß sie auf das Prädikat von Kunstschlossern Anspruch machten, für wahrhaft kunstreiche Arbeiten geliefert, nicht blos an Schlössern und Thürbeschlägen, sondern auch an feinem Gitterwerk, ja selbst an Geräthen, wie Wand- und Kronleuchtern. Wir denken hierbei freilich immer an das Schmiedeeisen, nicht an das in neuerer Zeit sich allenthalben hervordrängende Gußeisen, dem wir schon um seiner Brüchigkeit willen nicht gern einen Platz in der Kirche gestatten möchten, das uns aber auch nur platte und stumpfe Formen schafft, denen nicht einmal durch Nachciselirung nachzuhelfen ist. Darum keine gußeisernen Tauffteine, Leuchter, Krucifixe u. dgl. Sollte übrigens Jemand über das „rohe" Eisen die Nase rümpfen, der müßte wohl noch nichts von den ziervollen Arbeiten aus diesem Metall gesehen haben, welche uns das Mittelalter überliefert hat. Auch ist es ja zulässig, das einfarbige Eisen durch Farbe und Vergoldung zu heben.

Das Kupfer und seine Legirungen, die Bronze, das Messing, der Tomback und neuerdings das Neusilber finden zu größeren und kleineren Geräthschaften und zu Gefäßen in der

verschiedensten Weise Verwendung, als Guß, in getriebener Arbeit, Ciselirung, Gravirung. Wenn man das daraus gefertigte Geräth zum Schutz gegen die Oxydirung versilbert oder vergoldet, so darf man dies nicht unter das oben gerügte Trugwesen rechnen, da die Absicht zu täuschen dabei gar nicht vorliegt, und diese Metalle, namentlich das Gold, ganz eigentlich dazu gemacht sind, zugleich als Farbe und Schutzmittel der unedlen Metalle zu dienen.

Zusatz. Anders verhält es sich mit den s. g. silber-plattirten Arbeiten. Daß hier die Versilberung auf mechanischem Wege erzeugt wird, dagegen läßt sich natürlich nichts sagen, aber wohl sind diese Arbeiten selbst zu beanstanden, da sie aus mit einer Silberschicht überzogenen Metallblechen durch Drehen, Drücken und Prägen fabrikmäßig hervorgebracht werden und durch ihre unschönen Formen diese fabrikmäßige Entstehung alsbald verrathen. Von Ciselirung und Gravirung kann dabei nicht die Rede sein.

Weniger Verwendung erleidet Zinn: es verlangt wegen seiner schnellen Oxydirung fleißiges Putzen und verträgt dies doch bei seiner Weichheit nicht gut. Für Schüsseln und Kannen, die aus Kupfer ꝛc., ohne innen vergoldet zu werden, sich nicht füglich herstellen lassen, wird es immer gesucht sein. Zu Leuchtern ist es weniger zu empfehlen, da diese sich beim Putzen so leicht verbiegen. Wo zu Wandgedenktafeln Messing zu hoch im Preise zu stehen kommt, eignet sich Zinn, das sich so leicht graviren läßt, sehr gut, und es können die eingegrabenen Schriften und Verzierungen mit schwarzer Farbe ausgefüllt werden.

Ein in neuerer Zeit viel verwendetes und doch wenig zu empfehlendes Metall ist das allerdings sehr billige und zum Guß so geeignete Zink. Besonders die Berliner Zinkgießereien überschwemmen alle Welt wie mit Architekturtheilen und Ornamenten für Holz und Stein, so auch mit den verschiedenartigsten Kirchengeräthen. Zinkguß hat aber alle Untugenden des Eisengusses, ohne dessen Festigkeit zu besitzen. Der Witterung, insbesondere dem Wechsel von starker Hitze und Kälte vermag es gar nicht zu widerstehen. Ohne einen schützenden Ueberzug kann es überhaupt gar nicht bestehen. Man gebe ihm dann aber, wenn man nicht umhin kann, Zink zu verwenden (etwa zu Taufsteinen oder

Leuchtern), einen metallischen oder metallartigen Ueberzug, am besten durch galvanische Ueberkupferung oder durch einen dünneren Lack; jedenfalls aber versuche man nicht, Holz oder Stein imitiren zu wollen. Vergoldung ist dieses schlechte Material nicht werth, sie sieht auch nicht gut darauf aus.

Die edlen Metalle Gold und Silber werden wohl meist nur zu Abendmahls- oder Taufgeräthen verwendet werden. Selbst Leuchter von massivem Silber erscheinen uns als Luxus. Der Metallwerth allein entscheidet nicht. Das Gold ist auch das schönste nicht darum weil es das kostbarste ist, sondern weil es dem Geräth den vollkommensten Schutz gewährt und weil in ihm sich Farbe und Glanz vereinigt. Silber ist eine mehr kalte Schönheit.

In Verbindung mit Gold, weniger mit Silber, werden auch farbige Steine, meist Halbedelsteine verwendet. Man sehe das nicht als etwas Unsolides, als einen Scheinprunk an: es handelt sich hier nicht um den Werth und Glanz der Edelsteine, sondern hauptsächlich um die Farbe. Zu diesem Zwecke verwendet man auch Korallen, Glasflüsse, besonders auch das Email, dessen Behandlung freilich den meisten unserer Goldschmiede ziemlich abhanden gekommen ist.

Von Stoffen, in Leinen, Wolle, Seide, reden wir hier nicht, weil sie nur bei den Kirchengewändern und dort speciell zur Sprache kommen.

§ 32. **Vorerörterungen. b. Die Farbe. (Abfärbung, Bemalung, Ausmalung.)**

Auch die Frage über die Anwendung der Farbe wird uns beim innern Ausbau ungleich näher gelegt, als beim äußern. Da wird eine farbige Wirkung unmittelbar durch das verwendete Material selbst erzielt und nur in den, allerdings dermalen häufigen, Fällen eines Bewurfs nimmt man eine Abfärbung desselben zu Hilfe, pflegt sich dann aber auf einen matteren Steinton zu beschränken. Erst im Inneren tritt die Farbe ihr eigentliches Regiment an. Das wird ihr aber vielfach streitig gemacht, ja es fehlt nicht an Solchen, welche alle und jede Farbe verbannen und die gesammte innere Kirche sammt allem

Geräth in ein glänzendes Weiß kleiden möchten. Und sie haben es gethan an alten und neuen Kirchen. Es ist eine bekannte Sache, wie der Pinsel des Maurers und Lackirers in manchen Kirchen gehaust hat: ist auch der Schade, der damit angerichtet worden ist, nicht überall so groß, wie z. B. im Dome zu Limburg a. d. L., dessen gesammtes Innere die Regierung von Nassau noch in den dreißiger Jahren mit großem Kostenaufwand mit grünlichweißer Oelfarbe hat anstreichen lassen, und wo nun die herrlichen Doppelgalerien mit ihren Säulenstellungen von rothem und schwarzem Marmor durch die häßliche Oelschmiere verdeckt sind, so ist er doch allenthalben groß genug und geradezu unabsehbar, denn vor der Allgewalt des Pinsels fand nichts Gnade: Holz und Stein, Skulptur und Malerei, Alles und Jedes wurde überweißt und noch oft kommen unter vielfacher Kalkschicht, die sich im Laufe der Jahrhunderte darüber gelagert hat, interessante Wandbilder zum Vorschein. Daß man in der Zeit, wo man mit solcher Barbarei gegen die alten Kunstwerke verfuhr, in den Kirchen, die man neu baute, alle Farbe fern hielt, ist natürlich: weiß getünchte Wände, weiß lackirtes Gestühl galt als die höchste Schönheit. Es war die Zeit der Aufklärung wo das geschah, und ihr ganz entsprechend: was man in der Liturgie, in den Liedern, in den „Kanzelvorträgen" nicht duldete, konnte man auch an den Wänden nicht dulden. Klarheit, Verständlichkeit, Gleichmäßigkeit, wie man sich rühmte, Kahlheit, Nüchternheit, Eintönigkeit, Flachheit, wie Andere sagen, war der Charakter jener Zeit und ihm entsprach das eintönige Weiß der Kirchen. Diese Zeit ist vorüber, aber ihre Einwirkung ist geblieben. Bei unserer ländlichen und ärmeren Bevölkerung dürfen wir uns nicht verwundern, wenn ihnen im Vergleich zu ihren meist düsteren und rußigen Wohnungen das blendende Weiß einer „hellen freundlichen" Kirche als der höchste Festschmuck erscheint; aber bei allen denen, welche etwas aufgeschlossenen Sinn für das sinnlich Schöne haben, sollte es eigentlich keine Frage sein, daß eine durchaus weiße Kirche keinen erwärmenden und erhebenden Eindruck machen kann, sondern in ihrer Nüchternheit entweder gleichgiltig lassen oder geradezu unheimlich, fremd, geister-

haft stimmen muß. Es ist wie mit einer Winterlandschaft, die unter Umständen und auf eine Weile auch imponirend und anziehend sein kann, aber sicher auf Niemand den Eindruck machen wird, daß er spräche: „Hier ist gut sein!" Dazu kommt noch, daß es mit der bestechenden Sauberkeit des weißen Anstrichs gemeiniglich keinen langen Bestand hat, und daß Schmutzigweiß eben so widerwärtig ausschaut, als Reinweiß vielleicht imponirt.

Wir können es nach alledem nur als einen argen Mißverstand bezeichnen, wenn Jemand das tödtende Einerlei der durch und durch weiß angestrichenen Kirchen noch als evangelische Einfachheit preisen und zu einem Kennzeichen unserer Konfession stempeln will. Wäre Farblosigkeit Einfachheit und Schönheit, so müßte es auch Formlosigkeit sein, und dann würde es ein ganz überflüssiges Ding sein, über Kirchenbau und Kirchenschmuck überhaupt noch ein Wort zu sprechen.

Aber auch der lebhafteste Anwalt der Farbe wird nicht verkennen, daß bei deren Verwendung, in der Kirche zumal, Maß gehalten und Vorsicht angewendet sein will. So gewiß als man eine ganz schlichte Kirche durch geschickte Anwendung von Farbe mit geringen Kosten sehr heben und schmücken kann, eben so gewiß kann man auch einen guten Kirchenbau durch ungeschickte und überladene farbige Ausschmückung verderben. Darum nehme man diese vielleicht nebensächlich erscheinende Frage nicht zu leicht, lasse sich nicht durch den Zufall und das Urtheil eines Scharwerkmaurers oder gewöhnlichen Stubenmalers bestimmen, sondern suche da Rath, wo man Farbensinn und Farbenverständniß mit Sicherheit voraussetzen kann. Hier nur ein paar allgemeine Regeln.

Man hat zwischen *Abfärbung* oder *farbigem Anstrich* einer- und *Bemalung* oder *Ausmalung* andererseits zu unterscheiden. Ersteres ist das, was sich kaum irgendwo wird ganz umgehen lassen und tritt überall da ein, wo die Bautheile nicht schon eine ausgeprägte natürliche oder eine so ungleiche und unscheinbare Farbe haben, daß sie ohne farbigen Anstrich roh und unsauber erscheinen würden. Daß die zu wählende Farbe dem Material, für das sie verwendet wird, entsprechen,

daß man für Stein eine Steinfarbe, für Holz eine Holzfarbe wählen müsse, versteht sich nach dem oben Gesagten von selbst; aber auch sonst sind manche Rücksichten zu nehmen. Bei den großen Massen, in welchen diese allgemeine Abfärbung auftritt, wird man keine zu satte Farbe wählen dürfen; man wird darauf Rücksicht zu nehmen haben, ob die Kirche an sich sehr hell oder mehr düster ist und im Gegensatz dazu einen etwas tieferen Farbenton verträgt oder einen sehr lichten erfordert, auch werden deren übrige Ausstattung und Ausschmückung und fast mehr noch deren Lage und die durch nahe stehende Bäume oder Gebäude bedingten Lichtreflexe werden zu berücksichtigen sein.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn man zur Bemalung und zur Anwendung verschiedener Farben übergeht, auch wenn man sich noch so einfach dabei hält. Es geschieht dies, um die Eintönigkeit größerer Flächen zu mindern, indem man Bewegung, Abwechselung hineinbringt, dem Auge Ruhepunkte bietet, die einzelnen architektonischen Glieder hervorhebt, also immer zum Zwecke der Ausschmückung. Falsch dagegen ist es, wenn man weiter geht und durch die Bemalung Fehlendes ersetzen will, wenn man Säulen, Simse, Galerien u. dgl., die gar nicht da sind, schaffen will, denn das ist Täuschung, und je geschickter diese Täuschung durch Anwendung von plastischer Malerei ausgeführt ist, um so widerwärtiger ist sie: sie hält ja auch nicht lange vor und ist es nur für den ersten Augenblick und das ungeübte Auge.

Ferner ist zu beachten: wenn der Farbe auch ein noch so freies Spiel eingeräumt wird, wenn sie sich auch über die gesammten Flächen verbreitet und alle ihre Mittel aufbietet, so daß man von Polychromie (Vielfarbigkeit) redet, sie darf doch nicht vergessen, daß sie nur dient, nur zum Schmucke da ist, sie muß sich daher ganz innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen halten, darf keine architektonische Linie stören und darf auch nicht so prätenziös auftreten, daß man auf den Gedanken kommen könnte, die Kirche sei nur um der Malerei willen da.

Diese Beschränkung muß sich sogar die förmliche Ausmalung gefallen lassen, wenn auch ihr schon eine gewisse Selb-

ständigkeit zukommt, denn sie will nicht blos Wand und Gewand, oder was es sonst ist, schmücken, sondern sie will durch Wort und Bild das, was hier verkündigt wird und geschieht, sichtbar darstellen und die Anbetung der Gemeinde begleiten, sie löst sich also von der Fläche, die sie schmückt, gewissermaßen los und wird zu einem eigenen Stück der Liturgie. Gleichwohl muß sie sich dem Theil des Kirchengebäudes, an dem sie angebracht ist, räumlich unterordnen und wenn es ihr noch so unbequem schiene. Es haben sich auch die größten Künstler nicht gescheut, ihre Meisterwerke in Gewölbezwickeln und anderen wunderlichen vom Architekten ihnen gelassenen Räumen anzusiedeln, ja es scheint, als ob ein solcher Zwang sie eben so wenig beengt habe, wie den Dichter der Zwang des Versmaßes und Reimes, sie vielmehr zu geistvollem Schaffen erst recht angeregt habe. Dieses neidlose Nebeneinanderhergehen der Künste, dieses bereitwillige Unterordnen und Dienen ist gerade in den Arbeiten für das Haus Gottes ganz besonders an seinem Platze.

Wir werden nun über die verschiedenen Aufgaben, welche sich der kirchlichen Malerei stellen, im Folgenden einen kurzen Bescheid zu geben haben. Es ist ein großes, weites Arbeitsfeld, das sich hier eröffnet, eine Fundgrube, welche kein Künstler erschöpfen wird, und so wenig ein Verkündiger des göttlichen Wortes bei dessen Reichthum zu fürchten hat, daß er sich auspredige, eben so wenig wird ein christlicher Künstler in Verlegenheit kommen, wenn er sich in der großen Schatzkammer nach einer würdigen Aufgabe umschaut. Manche Gegenstände sind zwar viel gebraucht, verbraucht, möchte man vielleicht meinen, aber gerade diese reizen immer und immer zu neuen Versuchen der Darstellung.

Zusatz. Was die technische Behandlung betrifft, so ist diese eine sehr mannichfaltige und hängt zum Theil mit dem Grunde zusammen, auf den gemalt wird. Von der in kirchlichen Büchern vorkommenden Miniaturmalerei, ebenso wie von Elfenbein- und Emailmalerei ist hier nicht zu reden; die Mosaikmalerei (Darstellung des Bildes durch Zusammenstellung von farbigen Steinen und mit Gold unterlegten Glasstückchen) ist etwas so Schwieriges und Kostbares, daß für unseren Zweck kaum die Rede davon sein kann; die Glasmalerei und das was man

Nadelmalerei genannt hat, wird an anderem Ort zur Sprache kommen. Für unseren nächsten Zweck, haben wir es hauptsächlich mit der Leim- und Temperamalerei zu thun, bei welcher der Farbe Leim oder ein anderer Bindestoff beigemischt ist. Sie kommt am meisten bei der Wandmalerei zur Verwendung, ist aber auch bei Tafelmalerei angewendet worden, wo man dann aber gern einen Kalk- und Kreidegrund anlegte, auch wohl um das Springen des Holzes zu verhindern, Pergament oder Leinwand unterklebte. Größere Dauerhaftigkeit als die Temperamalerei, welche leicht abbröckelt und vom Wechsel der Witterung leidet, gewährt die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts vorkommende Malerei auf frischem Kalk, Freskomalerei, bei welcher die Farbe sich inniger mit dem Bewurf verbindet und mit ihm zusammen auftrocknet; sie ist aber schwieriger und zeitraubender und duldet keine Uebermalung und Nachbesserung. Statt ihrer wird in neuerer Zeit die auch sonst schon bekannte enkaustische Malerei, bei welcher die Farben eingebrannt werden und die Malerei mit Wasserglasfarben auf einem ebenfalls mit Wasserglas getränktem Grunde angewendet. Längere Zeit hat eine fast ausschließliche Herrschaft die im 15. Jahrhundert aufgekommene und durch große Meister bald zu hoher Ausbildung gelangte Oelmalerei behauptet. Die Oelgemälde wurden anfänglich auf Holztafeln, später fast ohne Ausnahme auf in Rahmen gespannte Leinwand ausgeführt. Für Staffeleibilder mag diese Art der Malerei die geeignetste sein, und was sie geleistet, gehört gewiß zu dem Höchsten und Größten, was von menschlicher Kunst hervorgebracht worden ist; aber mit Unrecht hat sie eine Zeit lang in der Kirche alle anderen Arten der Malerei zurückgedrängt und außer Uebung gebracht, denn sie selbst ist für kirchlich-monumentale Hervorbringungen wenig geeignet, und es sind fast nur Altarbilder in Rahmen, die sie uns geliefert hat. In neuerer Zeit hat sie an der Malerei mit Wachsfarben eine Rivalin gefunden, da diese nicht den oft störenden Glanz der Oelfarbe haben und eine weitere Verwendung als diese zulassen.

Noch verdient eine Erwähnung das Sgraffitto, eine einfarbige (monochrome) Malerei, welche durch Abkratzen des auf einem farbigen Untergrunde angebrachten Putzes hervorgebracht wird und von größerer Dauer ist. Sie eignet sich vorzugsweise für den Außenbau, zur Verzierung von Bogenfeldern, Nischen, Simsen ꝛc. Im Inneren wird sie weniger Verwendung finden.

Den Erzeugnissen der reproducirenden Künste, des Holzschnittes, Stahl- und Kupferstiches, des Steindruckes und der Photographie, die sich hie und da in kleine Landkirchen verirrt haben, können wir keinen Raum in der Kirche gewähren, möchten sie wenigstens, wenn sie etwa als Geschenke dargeboten werden, in die Sakristeien oder andere Nebenräume verweisen. Insbesondere sei noch vor den Oeldruckbil-

dern gewarnt, die jetzt so vielfach ausgeboten werden. Mögen sie auch noch so geschickt hergestellt sein und durch ihre Billigkeit sich empfehlen, es sind doch Fabrikate und Surrogate, die in der Kirche keine Berechtigung haben.

§ 33. Vorerörterungen. c. Der Spruch und das Sinnbild.

Jede Ausmalung der Kirche, auch wenn sie nur aus geometrischen Linien und Figuren oder aus vegetabilischem oder sonstigem Ornament, sogenannten Teppichmustern besteht, wird ihre Berechtigung haben, sobald sie in maßvoller und würdiger, dem kirchlichen Charakter entsprechender Weise auftritt; schöner aber wird es allerdings sein, wenn sie nicht blos angenehm und wohlthuend in's Auge fällt, sondern auch geistlich anregend und erbaulich wirkt, sei es daß sie einen christlichen Gedanken in Wort oder Bild direkt ausspricht oder auch nur andeutet, und es ist geradezu wünschenswerth, daß sich Derartiges dem freien Formen- und Farbenspiel wenigstens hier und da anfüge, denn dadurch erst erhält das Ornament einen eigentlichen Inhalt.

Zusatz. Hier ist ein Wort über die neuerdings oft und mit vollem Recht betonte Forderung zu sagen, daß das Ornament nicht naturalistisch, sondern stilistisch sein soll, d. h. nicht eine bloße Nachbildung der der Natur entlehnten Formen, sondern eine Uebertragung derselben in die Kunstsphäre. Freilich kann der Mensch für sich etwas Neues nicht schaffen und die schönsten und beliebtesten Formen sind der Natur entnommen, aber sie sind nicht bloße Kopien von Naturprodukten, sondern freie Aneignung und Anwendung. Verlangt man selbst bei einem Portrait, oder einem Landschaftsbilde, wo es doch an erster Stelle auf die Aehnlichkeit ankommt, gleichwohl noch etwas mehr als diese, nämlich eine geistige Auffassung, einen von Zufälligkeiten abgelösten bestimmten Charakter, so ist das noch viel mehr der Fall bei der dekorativen Malerei, wo die Hand des Künstlers freiwaltet und sich aus dem Musterbuche der Natur nur die Formen wählt, welche dem Gegenstande, den sie schmücken will, am besten eignen, und sie nun diesen Zwecken entsprechend umbildet und mit anderen Formen verschmilzt.

Der Schmuck, der uns hier am nächsten liegt, den man sich überall, auch bei den geringsten Mitteln erzeugen kann und der doch schließlich der schönste und allein bleibende ist, wenn jeder andere verbleicht, der Schmuck, der Jedem, der überhaupt in die

Kirche gehört, der liebste und auch dem Ungelehrten verständlichste ist, das ist — der Spruch, natürlich vornehmlich der Spruch heiliger Schrift, aber auch jeder Spruch, der, wenn er auch nicht buchstäblich der heiligen Schrift entnommen sein sollte, einen kirchlich ausgeprägten Gedanken enthält. Natürlich daß es auch hier gilt, das rechte Maß zu treffen: ganze Kapitel der heiligen Schrift an die Wände oder sonst wohin zu schreiben wird ja wohl Niemand beifallen, denn das Wort heiliger Schrift wird ja sattsam bei uns verlesen und gepredigt; aber was ein kurzer, treffend gewählter und am rechten Orte angebrachter Bibelspruch wirkt und wie einfachen, frommen Leuten das Herz im Leibe lacht, wenn sie einem solchen lieben, alten Freunde unverhofft begegnen, das muß man erfahren haben, um einen recht ausgiebigen Gebrauch dieses einfachsten und schönsten Dekorationsmittels anrathen zu können. In dieser Beziehung haben uns unsere Vorfahren, welche nach dem unseligen dreißigjährigen Kriege die verheerten Kirchen auf's Neue herstellten, ein gutes Beispiel gegeben, so wenig wir sie uns sonst als Muster des Geschmackes beim Kirchenbau und Kirchenschmucke nehmen wollen. Die oft überaus glücklich gewählten Sprüche, welche sie an Wänden und Emporen, Kanzel und Altar, Sakristei und Beichtstuhl angebracht haben, zeigen nicht blos, wie wohl sie im göttlichen Worte zu Hause waren, sondern versöhnen uns auch mit Manchem, was sie aus Ungeschmack und Ungeschick und bei der Noth jener kümmerlichen Zeit sich haben zu Schulden kommen lassen. Folgen wir ihnen in der Hauptsache nach, machen wir es aber besser, wenn wir können! Dazu würde auch gehören, daß die Sprüche nicht unvermittelt hie und da hin geschrieben, sondern passend umrahmt und mit dem übrigen Ornament in Verbindung gesetzt werden. Oftmals dürfte es sich passen, daß die Schrift, der Spruch, dem Bilde als Um- und Unterschrift beigegeben werde, ähnlich wie die Devise einem Wappen, und hier könnte man sich versucht fühlen, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, welche sich bekanntlich zu kurzen und markigen Inschriften ganz besonders eignet. Freilich müßte man es darauf ankommen lassen, ob sich für solches Zungenreden auch ein Ausleger finden

dürfte (1 Kor. 12). Aehnlicher Weise würde es sich mit der Zierschrift verhalten, die man gern zu solchen eingefügten Sprüchen verwendet: ganz gewöhnliche Druckschrift ist gewiß nicht die passendste, aber eine sogar abweichende und verschnörkelte Schriftart, wie manche der gothischen Periode, die für den Ungelehrten geradezu unlesbar ist, dürfte es auch nicht sein, wohingegen es unbedenklich ist, wenn der Ungeübte auch ein wenig an der Schrift zu buchstabiren hat: hat er es schließlich herausgebracht, so ist es ihm desto lieber. Geht es ja doch mit dem Inhalt nicht anders.

Mitten inne zwischen dem Sinnspruch und dem Sinnbild steht als entsprechender Schmuck des Hauses Gottes das Kreuz und das Monogramm, die Namenschiffer des Herrn. Sie kennzeichnen das Haus des Herrn und dessen Geräth, fügen sich allem anderen Ornament als das rechte Weihezeichen an und spiegeln sich wieder in den Herzen aller derer, die mit dem Dichter singen: „In meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein funkelt all' Zeit und Stunde." Kreuz und Namenszug des Hausherrn, sein Wappen sozusagen und seine Hausmarke sind es, welche, sei es im Aeußeren oder im Inneren, an wenigen Kirchen fehlen werden, wie kahl und profan sie auch übrigens sein mögen. Dagegen sei man sparsam und streng, wo es sich um menschliche Namen und Ehrenzeichen handelt. Wappen, Epitaphien, Bildnisse von Patronen, verdienten Geistlichen und anderen Personen sollen nicht aus den Kirchen hinausverwiesen, mögen im Gegentheil auch jetzt noch errichtet werden; aber sie mögen sich mit einem bescheidenen Platze, etwa in Nebenräumen oder allenfalls in den Seitenschiffen begnügen, nicht aber sich in den Chor und in die Nähe des Altars drängen, und auch Stifter und Schenkgeber mögen sich auf ihren Votivgaben mit ihrem Namen und Wappen nicht ungebührlich breit machen.

Zusatz. So muß es z. B. gerügt werden, wenn an den Chorwänden einer Kirche die lebensgroßen Bilder der patronatherrschaftlichen Familie prangen, die Damen noch dazu in einem Kostüme, wie solches allenfalls in einem Ahnensaale, aber sicher nicht in einer Kirche passiren kann, wenn die Altarwand mit den verschiedenen Familienwappen eingerahmt ist, wenn, nicht etwa am Fuße, sondern auf dem Becher eines

Abendmahlkelches das Wappen des Stifters prangt oder in der Mitte des der Gemeinde zugewendeten Altarbehangs (des Antependiums) solch' ein Wappen oder der Name des Stifters und seiner Eheliebsten nebst Datum und Jahreszahl eingestickt ist (lauter Fakta!), als wenn es nichts Wichtigeres gäbe, wotan die anbetende Gemeinde zu erinnern wäre. Waren unsere Vorfahren naiv genug, um sich so etwas bieten zu lassen, so wollen wir in diesem Stücke feinfühliger sein und gestützt auf Joh. 2, 16 gegen solche Profanation des Hauses Gottes protestiren. Uebrigens ist das auch schon in alter Zeit geschehen. Gerber in seiner Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen (1732) eifert z. B. über die „großen steinernen Epitaphia, an welchen Trommeln, grob Geschütz oder Stücke, Mörser, Lanzen, Spiese, in Summa, eine Artillerie präsentiret wird, einem Menschen zu Ehren, von dem noch ungewiß ist, ob seine Seele sich im Himmel oder in der Hölle befindet".

Nach altem kirchenrechtlichen Brauch war es selbst einem Stifter einer Kirche oder Kapelle nur dann erlaubt, sein Wappen (immerhin am gehörigen Orte) anzubringen, wenn er das Gebäude ganz aus eigenen Mitteln erbaut und nicht etwa aus einer anderen Quelle Geld dazu genommen hatte. Letzterenfalls konnte das Wappen wieder abgeschabt werden.

Das Kreuz ist das älteste und am weitesten verbreitete Zeichen unseres Christenglaubens, aus dem Schandpfahle zum höchsten Sieges- und Ehrenzeichen geworden (1 Kor. 1, 18). In den ältesten Zeiten kommt es nur als Kreuzesbild, ohne den daran gehefteten Leib des Herrn (= Krucifix) vor und wird symbolisch-ornamental verwendet und in dieser Hinsicht betrachten wir es zunächst allein. Die älteste, aber jetzt wenig vorkommende Form des Kreuzes ist das sogenannte Tau- oder Antoniuskreuz, ein Längepfahl mit übergelegtem Querholze (T), wir brauchen es jetzt aber fast ausschließlich mit eingefügtem Querstück und zwar entweder mit längerem vertikalen und kürzerem Horizontalbalken (+ lateinisches Kreuz), oder aus gleichgroßen in der Mitte sich kreuzenden Armen bestehend, (+ griechisches Kreuz).

Zusatz. Außer dem lateinischen oder griechischen Kreuz kommen nur etwa noch vor das Schräg- oder Andreaskreuz, das Johanniterkreuz, sternenartig mit 8 Spitzen, das Krückenkreuz mit angesetzten Querhölzern an den vier Enden und das in seinen Armen abermal gekreuzte, in Spanien übliche Kreuz. Sonst wäre zur Kenntnißnahme noch zu erwähnen das Kreuz St. Petri, umgekehrt, das Kreuz

St. Philippi, wagerecht, das erzbischöfliche oder Patriarchenkreuz mit einem zweiten kleine Querbalken, das päpstliche Kreuz mit drei Querbalken, das Wappen der Stadt Jerusalem, ein größeres griechisches Kreuz mit vier kleineren in den Winkeln, das Ankerkreuz als Symbol der Hoffnung, das Kreuz auf dem Reichsapfel als Symbol der Weltherrschaft, das Kreuz auf dem Herzen als Symbol der Liebe Jesu.

Das Kreuz kann nun auf die mannigfaltigste Weise verziert und umgewandelt werden, doch muß die Kreuzesform immer klar hervortreten. Die Enden der Kreuzarme gehen aus der rechtwinkligen Form in die Kreis- oder Kleeblatt- oder andere Formen über, gestalten sich zu Lilien, Rosen u. s. w. und verbinden sich so direkt mit dem Symbol oder Sinnbild. Die Lilien sind das Bild der Reinigung oder Heiligkeit, die fünf Rosen — die fünfte im Kreuzmittel — deuten auf die fünf Wunden Christi. Oft steht auf einem Mittelschilde das Lamm oder ein Ecce Homo und auf den Schildern der Kreuz-Enden die Symbole der vier Evangelisten. Auch die übrige Fläche des Kreuzes wird entweder blos ornamental oder auch sinnbildlich verziert und die Kunst scheint wie unermüdlich so unerschöpflich, das heilige Zeichen in der mannigfaltigsten Weise auszuzeichnen.

Die in der ältesten Kirche so überaus geläufigen Namenschiffern oder Monogramme, bestehend aus den (verschlungenen) Anfangsbuchstaben des Namens des HErrn sind unserem Volke um ihrer fremden Sprach- und Schriftform willen etwas fremd geworden, sind ihm aber leicht zu erklären und sollten nicht vergessen werden. Das Monogramm Christi besteht aus den zwei ersten Buchstaben des Namens in griechischer Schrift und wird auf verschiedene Art, aber meist so geschrieben, daß der zweite Buchstabe in den ersten, ein Schrägkreuz bildenden, ersten hineingesetzt wird, ☧. Sehr häufig gesellt sich dazu nach Offenb. 4, 8 das A und Ω (A und Ω oder W), der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, sodaß damit ausgesprochen wird, was Hebr. 13, 8 geschrieben steht. Für den Namen Jesus hat man die Chiffer IHC oder IHS und über den Mittelbuchstaben setzt man gemeiniglich ein Kreuzchen. Das hat wohl dazu geführt, dieses Monogramm für eine lateinische

Sigla d. i. für ein Abkürzungszeichen zu halten, bei dem jeder Buchstabe ein Wort bedeutet und hat es gedeutet als Jesus Hominum Salvator (Jesus der Welt Heiland) oder als eine Uebersetzung des griechischen τουτῳ νικᾳ, welche Schrift Konstantin d. Gr. über dem Kreuze sah, das ihm in dem Kriege gegen Maxentius am Himmel erschienen sein soll, was ihn bewog, das ☧ zu seinem Panier zu machen. Demnach erklärt man das IHS mit: In Hoc Signo sc. vinces d. i. In diesem Zeichen wirst du siegen. Diese Deutung ist ja ganz schön, im Grunde aber ist das IHS nichts weiter als eine Abkürzung des Namens Jesu mit griechischen Buchstaben geschrieben. Es stört Manche beim Gebrauch dieses Monogrammes, daß es von dem Orden der Jesuiten zu ihrem Wahrzeichen gemacht worden ist; aber wir können den Jesuiten ebensowenig ein Recht auf den Alleinbesitz dieses Zeichens, als auf den des Namens Jesu zugestehen, denn dieses Zeichen ist viel älter als ihr Orden und war im Mittelalter im allgemeinen Gebrauch, auch im gemeinen Leben, wie denn z. B. Luther über seine Briefe gemeiniglich dasselbe Monogramm, nur in kleinen griechischen Buchstaben (Minuskeln) schrieb: ιης. Den theuren Jesusnamen wollen wir nirgends und nimmer den Jesuiten preisgeben.

Zusatz. Wenn die vorgenannten Schriftzeichen um ihres über die ganze christliche Kirche verbreiteten Gebrauchs willen einer Besprechung bedurften, so wollen wir nur beiläufig erwähnen, daß auch hie und da bedeutungsvolle mathematische Figuren, besonders an der Außenseite der Kirchen, namentlich der Portale vorkommen, als der Kreis, die in sich abgeschlossene Linie, die vollkommenste Figur als das Bild der Ewigkeit, der Gottheit. Das Quadrat das Bild der Welt, beide Figuren verbunden und mit einander verschlungen das Bild der Menschwerdung Christi (= der in die Welt gekommene Gott). Das gleichseitige Dreieck, Bild der heiligen Dreieinigkeit, wird auch in neuerer Zeit gebraucht, meist mit einem Auge in der Mitte, ein ziemlich triviales Bild. Es haben jedoch diese mathematischen Figuren etwas Mystisches und Kabbalistisches, was mehr für Rosenkreuzer, Freimaurer und andere Geheimbünde paßt, als für die Stadt auf dem Berge (Matth. 5, 14).

Dagegen muß, schon um ihres Zusammenhanges mit den gleich zu besprechenden Sinnbildern willen, ein Wort über die kirchliche Zahlensymbolik gesagt werden. Drei und das Dreieck die Zahl und Figur der Gottheit und der christlichen Vollkommenheit, daher auch der Volks-

mund spricht: Aller guten Dinge sind drei. — Vier und das Quadrat, das Symbol der Welt, (die vier Himmelsgegenden, vier Winde, vier Elemente, vier Jahres- und Tageszeiten), daher die vier Paradiesesströme, die vier Angesichter der Cherubim, die vier Evangelisten, die vier Kreuzesarme. Vergl. auch die vier Hörner und vier Schmiede im Gesicht des Sacharja 1, 18 ff. — Fünf, die fünf Wunden Christi. — Sieben, aus 3+4, die Zahl der Gottheit und der Welt (die Menschwerdung Gottes), mit der Drei die heiligste Zahl, vielfach in der heiligen Schrift und sonst wiederkehrend. Besonders zu beachten: der siebenarmige Leuchter (2 Mos. 25, 31), die sieben Gaben des heiligen Geistes (Jes. 11, 2), die wohl auch durch sieben Tauben versinnlicht werden, die sieben Fackeln vor dem Throne Gottes (Offenb. 4, 5), die sieben Gemeinden, Leuchter, Sterne (1, 20), die sieben Worte am Kreuz, die sieben Werke der Barmherzigkeit, die sieben Kardinaltugenden und die sieben Todsünden, die sieben Stücke der geistlichen Rüstung nach Eph. 6, 13—17. — Zehn, die zehn Gebote. — Zwölf aus 3×4 die in alle Welt (= 4) ausgehenden Boten Gottes (= 3), die zwölf Apostel, entsprechend den zwölf Stämmen Israels und den zwölf Steinen in Aaron's Amtsschildlein (2 Mos. 28, 17), wie den zwölf Gründen und Thoren des himmlischen Jerusalem (Offenb. 4, 10) — Die Doppelzahl 24 (= 2×12) in den 24 Aeltesten der Offenbarung (4, 10) ist vielleicht aus den beiden Testamenten zu erklären. — 12×12×1000 gibt die Zahl der 144,000 Auserwählten, welche nach Offenb. 15, 1 den Thron des Lammes umstehen.

Nun kommen wir endlich zu dem ältesten und wichtigsten Hauptgegenstand bedeutsamen kirchlichen Bildschmucks, welcher leider in den Zeiten, wo die bloße Verstandesthätigkeit in dem Kultus der Kirche wie in deren Lehre das entscheidende Wort gesprochen hat, sehr in Vergessenheit gerathen und nahezu wie die Sprache unserer alten Agenden und Lieder zur fremden, unverstandenen Sprache geworden ist, — zu dem Sinnbild, dessen schon einige mal gedacht wurde.

Das Sinnbild ist heimisch in allen Religionen und steht mit der Kunst in einer solchen Wechselwirkung, daß man nicht weiß, ob man es deren Mutter oder Tochter nennen soll. Es beruht auf dem Grundgedanken, daß alles Zeitliche und Sichtbare einen ewigen und unsichtbaren Hintergrund hat, es ist die Verkörperung des Gedankens. Des kirchlichen Sinnbildes ergiebigste Quelle wie dessen beste Rechtfertigung ist die heilige Schrift mit ihrer nirgends philosophisch-abstrakten, sondern künstlerisch-konkreten Sprache, so vor Allem die Sprache des Herrn selbst,

der seinen Mund in Gleichnissen aufthat. „Durch Gleichniß und Exempel machte er jeden Markt zum Tempel.“ Darum dürfen wir auch die Wände des Tempels diese Bilder- und Gleichnißsprache reden lassen, ohne daß wir fürchten dürften, den Tempel zum Markte zu machen. Das hat denn in ausgiebigster Weise die älteste christliche Kirche bereits gethan.

Was uns die oben (§ 4) beschriebenen Katakomben so hoch interessant und zu einer so reichen Fundgrube christlicher Alterthumswissenschaft macht, sind vornehmlich die zahlreichen, zumeist kunstlosen, vielleicht von der Hand christlicher Todtengräber (Fossoren) entworfenen Schildereien, fast ausschließlich aus biblischen oder doch sonst der christlichen Anschauung entlehnten Sinnbildern bestehend, wenn man nicht manche unter ihnen den nachgehends noch zu besprechenden typischen Bildern zuzählen will. Die aus dem Grauen vor der heidnischen Idololatrie hinreichend erklärliche Abneigung, die heiligen Personen und Thatsachen direkt darzustellen und sie profanen Blicken auszusetzen, lassen es uns vollständig verstehen, weshalb man sich lieber der Sinnbilder bediente. Der Gemeinde waren sie verständlich, um so mehr als ihr Gebrauch nicht ausschließlich ein kirchlicher war, sondern sich auch auf das häusliche Leben und Geräth erstreckte. Uebrigens gab es Schriften, welche sich mit der Deutung der aus der organischen Natur entnommenen Sinnbilder eigens beschäftigten. Physiologus — „Naturdeuter“ könnte man vielleicht einfach übersetzen — nannte man eine solche Schrift. Es wird bereits aus dem 2. Jahrhundert eine solche angeführt und weiterhin mehrere bis herab in's Mittelalter. Aber wohl mehr als derartige Schriften trug zur Erhaltung solcher Sinnbilder in der Gewohnheit des christlichen Volks die durch die fortwährende Anschauung unterstützte Tradition bei, wenn diese auch keine stetige gewesen ist. Manche der in den Katakomben erhaltenen Sinnbilder wurden später ausgeschieden, andere kamen in Gebrauch, auch erlitt hie und da die Deutung eine Umwandlung. Wie es mit der Sprache selbst geht, erging es auch mit dieser Bildersprache. An den Bauwerken des Mittelalters sehen wir, wie geläufig sie den Baukünstlern gewesen sein muß, denn sie

findet sich im Innern und Aeußern, vom Sockel bis zur Thurmspitze. Man muß zwar nicht alle und jede Bildnerei des späteren Mittelalters für ein Sinnbild halten und ihm eine geistliche Deutung geben wollen. Vieles kommt lediglich auf Rechnung der Phantasie und Laune der Künstler, und diese gestatteten sich sogar einen so kecken Humor und eine so scharfe Satyre, wie wir es dermalen kaum für angemessen halten würden.

Mit den alten Bautraditionen gerieth jedoch auch die alte christliche Symbolik in Vergessenheit, die auf heidnischem Boden erwachsene Renaissance (§ 10) wußte wenig damit anzufangen und brachte uns an deren Stelle die frostige Allegorie, Personifikation christlicher Tugenden in der Gestalt von Frauenfiguren mit fliegenden Gewändern, in theatralischer Haltung; die Zeit der Aufklärung aber streifte die letzten Blüthen von dem reichen Baume der christlichen Symbolik ab und erst in neuerer Zeit hat man angefangen, sie wenigstens vom Boden aufzulesen.

Zusatz. Es wird manchem Leser ein Dienst damit geschehen, wenn wir in gedrängter Kürze die gebräuchlichsten christlichen Sinnbilder zusammenstellen. Entlehnt sind sie zunächst und zumeist der Bibel, aber auch der gesammten Natur und dem menschlichen Leben; selbst die Thiersage und mit ihr phantastische Gebilde wurden nicht verschmäht und die altchristliche Kunst trug sogar kein Bedenken, die reineren heidnischen Mythen umzudeuten und auf Christum zu beziehen. Manche von den Sinnbildern sind mehrdeutig und nur aus dem Zusammenhange zu erklären. Mit der immer mehr einreißenden Marienverehrung wurden im späteren Mittelalter sehr viele der früher auf Christus und seine Gemeinde bezüglichen Sinnbilder auf Maria umgedeutet und dadurch viel Wirrsal geschaffen. Wir sehen davon ab.

Mit Recht und in strenger Beachtung des mosaischen Gebots (2 Mos. 20, 4. 5) trug man in früherer Zeit Bedenken, Gott selbst irgendwie figürlich darzustellen. Erst im späteren Mittelalter gestattete man sich, Gott Vater gestützt auf Dan. 7, 9. 13. 22 als hochbejahrten Greis („den Alten der Tage"), angethan mit den Insignien der Majestät, im kaiserlichen oder päpstlichen Gewande, die Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel in der Hand darzustellen. In der alten Zeit bediente man sich nur eines Sinnbildes: eine aus den Wolken sich herabstreckende Hand deutete auf die Allmacht Gottes, seine schöpferische Gewalt. Zuweilen ist die Hand mit ausgerecktem Schwurfinger segnend erhoben oder auf einen Kreuznimbus gelegt. Auch Christus, der menschgewordene Gottessohn, wurde in der ältesten Zeit ausschließlich sinnbildlich

dargestellt, unter dem Bilde des Orpheus mit dem Saitenspiel, des guten Hirten, ein Schaf auf der Schulter, andere zur Seiten, die Panspfeife oder Flöte am Munde, oder auch eines Fischers, der einen Fisch an der Angel aus dem Wasser zieht. (Sämmtliche Bilder kommen in den Katakomben vor.) Aber wie als Hirt und Fischer wird Christus auch als Lamm und Fisch dargestellt und zwar in ersterer Hinsicht theils als das siegreiche Lamm (Offenb. 5) mit dem Siegesfähnlein, dem Kreuznimbus, rückwärts auf die überwundenen Feinde blickend, auch wohl das geöffnete Buch mit den sieben Siegeln zu den Füßen, theils (später) als das Opferlamm mit der Seitenwunde, aus der sich ein Blutstrom in einen Kelch ergießt. Bei dem auch auf Gefäßen zum häuslichen Gebrauch vielfach vorkommenden Bilde des Fisches kommt mit in Betracht, daß das griechische Wort dafür, *ΙΧΘΥΣ*, mystisch gedeutet wird als *Ιησους Χριστος Θεου Υιος Σωτηρ* d. i. Jesus Christus Gottes Sohn Heiland. Ebenso als ein Fels, aus dem vier Ströme (die Paradiesesströme) fließen, als ein Weinstock, als der Löwe vom Stamme Juda (Offenb. 5, 5). Auch der Säemann würde hierher gehören. — Der heilige Geist wird nach Matth. 3, 16 als Taube dargestellt; 7 Tauben bezeichnen die sieben Gaben des heiligen Geistes (Jes. 11, 2. Offenb. 5, 12). — Weitverbreitet ist als Sinnbild der erlösenden Liebe der der Thierfabel entnommene Pelikan, welcher mit dem Blute der Herzwunde seine durch den Biß der Schlange vergifteten Jungen tränkt und heilt. — Die zwölf Apostel werden unter dem Bilde von zwölf Lämmern, die Christen überhaupt ebenfalls unter dem Bilde von Schafen, aber auch von Fischen dargestellt, jedenfalls mit Beziehung auf das Element, durch das sie wiedergeboren werden. Sehr bekannt ist die Darstellung der vier Evangelisten unter dem aus dem Gesicht des Propheten (Ezech. 1) und des Sehers von Patmos (Offenb. 4) entnommenen Bilde des Engels (richtiger Menschen), Adlers, Löwen und Stiers, im Quadrat gestellt, ein Bild, so häufig gebraucht und so mannichfaltig dargestellt, daß sich eine eigene Abhandlung darüber schreiben ließe. — Der Regenbogen, nach 1 Mos. 9, 13 Bild der göttlichen Gnade oder der göttlichen Herrlichkeit ((Ezech. 1, 28), daher Christus auf dem Regenbogen thronend. — Der Löwe über den Jungen geneigt Bild der Auferstehung oder der Wiedergeburt, da nach der Thierfabel der Löwe die todtgeborenen Jungen durch sein Gebrüll in's Leben ruft. Ebenso der fabelhafte Vogel Phönix, der sich selbst verbrennt und aus seiner Asche neu ersteht. Ingleichen der Adler, der sich in's Wasser stürzt und darin erneuert (Ps. 103, 5), oder der neugrünende Stab Aaron's. In der altchristlichen Kirche war auch der Pfau ein Bild der Unsterblichkeit. — Bild des Friedens ist bekanntlich die Taube mit dem Oelzweig, der Hoffnung der Anker, der Liebe das brennende Herz, des Verlangens der Seele nach Gott der nach Wasser

dürstende Hirsch (Ps. 12, 1). Aehnlich die an den Früchten des Lebensbaumes pickenden Vögel. — Die Lilie ist das Bild der Keuschheit und Reinigkeit, der Hahn das Bild der Wachsamkeit. — Die gesammte Kirche wird unter dem Bilde eines im Bau begriffenen Hauses oder eines mit vollen Segeln fahrenden Schiffes dargestellt. (Die Arche Noah's gehört schon unter die typischen Bilder.) Endlich der zur Sonne auffliegende Adler, zwei Junge emportragend: eins, welches das Sonnenlicht nicht vertragen kann, läßt er fallen.

Aber auch die finsteren und feindlichen Mächte, der Teufel, die Dämonen, die bösen Begierden und Laster haben ihre Sinnbilder. Dahin gehören der Löwe (nach 1 Petr. 5, 8), die Schlange, der Basilisk, der Bär, der Centaur und allerlei Unholde und Fratzen, welche als tragende Glieder beim Bau dienen und zu den Füßen der Heiligen gelegt werden.

Wenn die Sinnbilder den Heiligen beigegeben werden, um sie zu kennzeichnen, so werden sie zu Attributen (Beigaben). So werden auch die obengenannten Gestalten den an Pulten sitzenden und schreibenden Evangelisten als Attribute beigegeben, die Propheten werden als solche durch Schriftrollen, die Apostel durch Bücher gekennzeichnet. Die Märtyrer haben Palmzweige in den Händen, später das Marterwerkzeug, durch das sie hingerichtet wurden. Die Apostel, früher alle gleichartig dargestellt, erhalten später jeder sein Attribut, durch das sie unterschieden werden, zuerst Petrus das Schlüsselpaar, Johannes den Kelch mit der daraus züngelnden Schlange, Andreas das Schrägkreuz u. s. w. So auch die Kirchenväter und Heiligen. Viele von diesen Attributen sind allerdings historischer Art, andere aber sind reine Sinnbilder, wie das von Pfeilen durchbohrte Herz des Augustinus oder der Bienenkorb des Ambrosius, ja es giebt legendarische Heilige, welche selbst als ein Sinnbild anzusehen sind. Zum wenigsten von Christophorus kann man das sagen, wie schon der Name anzeigt.

Ob es nun auch noch in unseren Tagen und in unserer Kirche erlaubt und gerathen sei, des Sinnbilds sich zu bedienen, darüber kann kaum noch die Frage sein. Was wir in der Wort- und Schriftsprache für unverfänglich halten, wird es ja wohl auch in der Bildsprache sein. Wie kahl und farblos würden unsere Lieder werden, wenn wir alle bildlichen Ausdrücke daraus ver-

bannen wollten. Wer aber mit Erbauung von dem leuchtenden Morgenstern, von der festen Burg, von dem Brunnquell aller Güte, dem Lamme Gottes, der Himmelstaube, der Herzensthür u. s. w. singt, der wird gewiß keinen Anstoß nehmen, wenn sein Auge diesen oder andern Bildern an dem Kirchengebäude oder dem kirchlichen Geräth begegnet. Nur um die rechte Auswahl und das rechte Maß kann es sich also handeln, und da dürfte es wohl nicht schwer halten, über das Folgende sich zu einigen.

Diejenigen Sinnbilder, welche sich bis auf unsere Tage im Gebrauch erhalten haben, deren Bedeutung der Gemeinde geläufig oder doch ihrem Verständniß leicht zu vermitteln ist, sind sorgfältig zu erhalten und zu pflegen; aber auch bei solchen, welche der Vergessenheit anheimgefallen sind und sich nicht für den ersten Blick selbst deuten, ist deren Erneuerung und Einführung unbedenklich; hier ist jedoch mit nöthiger Umsicht zu verfahren. Archäologische Liebhabereien müssen gänzlich zurücktreten. Die Erbauung der Gemeinde ist die entscheidende Rücksicht, und es darf ihrem Verständniß nicht zu viel zugemuthet, ihrer Ansicht über das, was kirchlich schicklich ist, nicht zu nahe getreten werden. Wir besitzen einmal nicht mehr die Naivetät der Alten.

Die biblischen Sinnbilder gehen allen andern voraus, aber weder sind wir auf diese beschränkt, noch ist die Fundgrube, aus der sie entnommen sind, schon ganz ausgebeutet. Was der Analogie des Glaubens entspricht, was treffend und anmuthig ist, darf man darum nicht abweisen, weil es neu ist: Der christlichen Kunst kann so wenig wie der christlichen Erkenntniß ein: „Bis hierher und nicht weiter!" zugerufen werden, sondern hier leidet das apostolische Wort seine Anwendung: „Den Geist dämpfet nicht, die Weissagung verachtet nicht, prüfet aber alles und das Beste behaltet." Und das gilt nicht blos von den der heiligen Schrift, sondern auch von den dem Buche der Natur entlehnten Sinnbildern.

Wichtig ist nur noch, daß sie nicht zu sehr gehäuft werden, an der rechten Stelle stehen und sich mit den übrigen Ornament in angemessener Weise verbinden. Bei dem geometrischen und

freien Ornament wird dies ohne große Schwierigkeit sein, bei den eigentlichen Bildern, den typischen wie den historischen, möchten sie nur verwirrend wirken.

§ 34. Vorerörterungen. d. Das eigentliche Bild, seine Berechtigung und sein Charakter.

Wir kommen nun zum eigentlichen Bild, zu der Darstellung heiliger Personen und Geschichten. Die Frage, ob die Bilder in der Kirche ein Recht haben oder nicht, hat länger als ein Jahrhundert die Kirche durchtobt, möchte man sagen, und hat schließlich das Morgenland vom Abendlande getrennt. Blinder Bilderhaß und bis an's Abgöttische streifende Bilderverehrung haben mit einander abgewechselt, bis man gerade da, von wo der Bildersturm ausging, dem Bilderdienste vollständig verfiel und in demselben dermaßen erstarrte, daß man heilige, vom Himmel stammende Bilder annahm, die für alle Zeiten als unabänderlicher Typus für die Maler dienen. Aber auch im Abendlande setzte sich die Bilderverehrung mehr und mehr fest, in der Lehre zwar mit klüglich angebrachten Hinterthüren, im Volksglauben und Brauch in krassester Weise. An Protesten dagegen fehlte es freilich nicht und als ein leuchtendes Beispiel besonnenen Urtheils in diesem Punkte erscheint die Vorschrift der karolingschen Bücher, daß die Anwendung der Bilder in den Kirchen gestattet sei, jedoch nicht zur Anbetung, sondern zum Andenken der dadurch abgebildeten Thaten und zum Schmuck der Wände.

Für uns, für die evangelische Kirche deutscher Reformation, ist die Frage über die Berechtigung der Bilder nicht vorhanden. Hier ist einer von den Fällen, wo Luther nicht blos den Nagel auf den Kopf getroffen, sondern wo sein Wort auch durchgeschlagen und der von ihm aufgestellte Grundsatz sich in seiner einfachen Wahrheit glänzend bewährt hat. Es war nicht zu verwundern, daß im Anfang der Reformation im Gegensatz zu dem alle wahre Gottesverehrung überwuchernden Aberglauben des Bilder- und Heiligendienstes ein wüster und gefährlicher Bildersturm sich erhob, den man an vielen Orten nicht anders zu bändigen wußte, als daß man ihn gleichsam legali-

sirte, indem die Obrigkeit es selbst übernahm, was sie einem rohen, aufrührerischen und wohl gar räuberischen Haufen nicht überlassen konnte, — die Kirche von den „Götzen" zu reinigen. So ging es denn allerdings an manchen Orten ruhiger und geordneter, an andern stürmischer und wilder, überall aber gleich radikal zu. In Zürich waren innerhalb 13 Tagen alle Kirchen vollständig „geräumt", in Basel ließ es sich aber das Volk nicht nehmen, selbst auf seine Art zu reformiren. Bewaffnete Schaaren von Bürgern durchzogen die Stadt, den Henker an der Spitze brachen sie in den Münster, auf den Straßen brannten Wachfeuer von Bildern und Schnitzwerken, man trieb damit ein Gespött, und als das Holz den Armen gegeben werden sollte, schlugen sich diese darum. Nur ein angeordneter allgemeiner Brand konnte diesem wüsten Treiben ein Ende machen. Im Grunde führte aber das Volk nur aus, was seine Lehrer lehrten: Zwingli wollte durchaus nicht, daß der Gebrauch von Bildern u. dgl. als ein Mittelding solle angesehen werden, das mußte alles Abgötterei heißen und dieses gewaltsame „Abthun" der Bilder galt als ein Gottesdienst. Wie nach dem Vorgange von Zürich und Basel in der Schweiz, so ging es ähnlich in Holland, Bremen, Schottland, überall da, wo der radikale, rein verstandesmäßige und dabei unduldsame Geist, welcher die Anfänge der reformirten Kirche bezeichnet, der herrschende war. Fuderweise wurden die Bilder aus manchen Kirchen fortgeschafft und wenn es auch guten Theils rohes Schnitzwerk war, so gingen dabei doch auch wirkliche Kunstwerke zu Grunde, nicht zu gedenken dessen, was an schönem und kostbarem Geräth verschleudert wurde, denn wie die Wölfe und Hyänen den Schlachtfeldern folgten die Schacherjuden den Bilderstürmern auf dem Fuße nach. Auch in manche deutsche Provinzen drang etwas von diesem Geist und seinen Konsequenzen, ein brach sich aber an dem Damme, welchen ihm Luther's Besonnenheit und wahrhaft evangelischer Sinn entgegensetzte. Auch in Wittenberg drohte in Luther's Abwesenheit ein solcher Bildersturm auszubrechen, aber noch zu rechter Zeit erschien er auf dem Schauplatze und stillte durch die Gewalt seiner Rede wie andere Unruhen so auch diesen Sturm. Er sagte, daß es frei gelassen

sei, Bilder zu haben und nicht, und aus dem, was Gott frei gelassen, dürfe man kein Gebot oder Verbot machen. Auch 2. Buch Mose Kap. 20 enthalte kein Verbot, wenn man die Stelle recht ansehe, denn nicht das „Machen" werde verboten, sondern das „Anbeten". Bilder, die man anbete, möge die Obrigkeit abthun, doch ohne Rumor, im Uebrigen sei das die beste Weise die Bilder abzuthun, daß man das Volk lehre, Bilder seien nichts und man dürfe auf sie kein Vertrauen setzen und nicht meinen, man thäte Gott einen Dienst damit.

Dadurch wurde manchem unschuldigen und guten Bilde das Leben gerettet und ein Grundsatz aufgerichtet, welcher in der lutherischen Kirche fast allenthalben Geltung erlangt und sich vollständig bewährt hat. Nur diejenigen Bilder wurden wirklich aus den Kirchen entfernt, welche Gegenstand einer abergläubischen Verehrung waren, die anderen aber ließ man unbedenklich stehen, selbst solche, welche es vielleicht früher gewesen waren, die aber anzubeten jetzt Niemand mehr einfiel. Man begnügte sich eben nach Luther's Rath, die Bilder in den Herzen zu stürzen, darum konnte man sie in den Kirchen stehen lassen.

Aber es war mehr als Duldung, die Luther den Bildern angedeihen ließ, er hat ihnen auch als einem Mittel der Erbauung das Wort geredet und sein oft angeführtes Wort, welches insbesondere der Musik gilt, kommt auch den bildenden Künsten zu gute: „Auch bin ich nicht der Meinung, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat." Luther steht ganz auf der Seite derer, welche die Bibel in der Kirche mit dem Bischof Gregor dem Großen als die Laienbibel betrachteten, und er hält diese Laienbibel nicht für überflüssig, nachdem durch seinen treuen Dienst und seine wunderbare Uebersetzungsgabe die Bibel auch den Laien zugänglich geworden war, ja gerade aus der Schrift und ihren Bildern nimmt er die Rechtfertigung der Bilder in der Kirche.

Zusatz. Man höre, was Luther in der Schrift „wider die himmlischen Propheten“ schreibt: „Auch habe ich die Bilderstürmer selbst sehen und hören lesen aus meiner verdeutschten Bibel. So weiß ich auch, daß sie dieselbige haben, lesen daraus, wie man wohl spüret an den Worten, die sie führen. Nun sind gar viele Bilder in denselbigen Büchern, beide Gottes, der Engel, Menschen und Thiere, sonderlich in der Offenbarung Johannis und in Mose und in Josua. So bitten wir sie nun gar freundlich, sie wollten uns doch auch gönnen zu thun das sie selber thun, daß wir auch solche Bilder mögen an die Wände malen um Gedächtniß und bessern Verstandes willen. Sintemal sie an den Wänden ja so wenig schaden als in den Büchern. Es ist besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arche baute und was mehr gute Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschämt Ding malet: ja wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern für jedermanns Augen malen ließen, das wäre ein christlich Werk.“

„So weiß ich auch gewiß, daß Gott will haben, man solle seine Werk hören und lesen, sonderlich das Leiden Christi. Soll ichs aber hören oder gedenken, so ist mirs unmöglich, daß ich nicht in meinem Herzen sollte Bilder davon machen. Denn ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hängt; gleich als sich mein Antlitz natürlich entwirft ins Wasser, wenn ich drein sehe. Ists nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus Bilde im Herzen habe; warum sollt's Sünde sein, wenn ichs in Augen habe? Sintemal das Herz nicht mehr gilt denn die Augen, und weniger soll mit Sünden befleckt sein denn die Augen, als das da ist der rechte Sitz und Wohnung Gottes.“

Nach der durchgängigen Praxis der evangelisch-lutherischen Kirche haben wir die Frage über die Zulässigkeit der Bilder in unseren gottesdienstlichen Gebäuden als entschieden anzusehen: an einen Mißbrauch d. i. eine abergläubische Verehrung derselben ist nicht zu denken. Ebensowenig wird ein Glied unserer Gemeinden, in den bei uns herrschenden Anschauungen aufgewachsen, irgend welchen Anstoß daran nehmen, und für Puritaner, denen sie ein Greuel sind, bauen wir unsere Kirchen nicht: ihnen würden wir auch unsere Kirchenmusik und unsere Kirchenlieder und selbst die Orgeln opfern müssen, damit aber einen Raub an unserem Volke begehen. Wie die Sache bei uns steht, kann es sich nur darum handeln, daß wir die rechte Auswahl unter den Bildern treffen,

daß sie entsprechend ausgeführt werden, dem gesammten Kirchengebäude sich sinnvoll anschließen und darum auch an dem rechten Orte in der rechten Weise angebracht werden. Auf das Letztere werden wir an verschiedenen Stellen zurückkommen, wenn wir von der Ausschmückung der Wände, Decken, Fenster und Fußböden im Einzelnen reden, im Allgemeinen müssen wir aber noch Folgendes vorausschicken.

Daß der Inhalt der in unseren Kirchen anzubringenden Bilder wenn nicht ausschließlich so doch ganz vorzugsweise der heiligen Schrift entnommen werden müsse, betrachten wir als zugegeben, doch sollen deßhalb neben den biblischen Geschichten Bilder aus der Kirchengeschichte überhaupt, aus der Reformationsgeschichte insbesondere nicht unbedingt ausgeschlossen sein, nur möchten wir sie, mögen sie einen ökumenischen oder konfessionellen Charakter haben, in entferntere Seiten-, lieber noch in Nebenräume verweisen. In letzteren möchten wohl auch Scenen aus der Specialgeschichte des Orts, selbst wenn sie hart an das Legendarische streiften, zulässig sein; die eigentliche Legende freilich, auch in ihrer unschuldigsten Gestalt, werden wir auch hier abweisen müssen.

Bei den biblischen Bildern unterscheiden wir die geschichtlichen (historischen) und die vorbildlichen (typischen); letztere sind solche, welche uns unter dem Bilde einer früheren Person oder Geschichte eine später eintretende Person oder Thatsache vorstellen. Für sie liefert das A. T. den Hauptstoff, ja das ganze A. T. ist nach der Ausführung im Hebräerbrief ein Typus, ein Bild und Schatten des Zukünftigen. Doch können auch neutestamentliche Vorgänge typisch behandelt werden, wie z. B. in den Katakomben die Stiftung des Abendmahls unter dem Wunder auf der Hochzeit zu Cana und der wunderbaren Speisung dargestellt wird. Man könnte freilich die dabei vorkommenden Wasserkrüge und Speisekörbe auch als Sinnbilder auffassen und Sinnbild und Typus berühren sich oft nahe genug. Das Gleichniß ist nichts anderes als ein fortgesetztes und durchgeführtes Sinnbild und so wäre das Gleichniß von dem Hirten, welcher die Schafe von den Böcken scheidet, insofern darin ein Vorgang der zukünftigen Welt dargestellt wird, ein Typus.

Die Vorbilder sind entweder solche, welche ausdrücklich als solche in der heiligen Schrift aufgestellt werden, oder auch solche, welche aus einer sinnigen Geschichtsbetrachtung sich ergeben und auf dem richtigen Gedanken beruhen, daß wie in der Natur so in der Geschichte nichts plötzlich, sprungweise eintritt, sondern das nachfolgende Vollkommenere in dem vorausgegangenen Unvollkommneren bereits vorgebildet ist, wie in der Blüthe die Frucht. Abel mit seinem unschuldig vergossenen Blut, der Königpriester Melchisedek, der Abraham Brod und Wein entgegenträgt, Isaak zur Opferung geführt, das Passahlamm, der Durchzug durch's rothe Meer, Moses Wasser aus dem Felsen schlagend, das Manna der Wüste, die am Kreuze erhöhete Schlange, David, Jonas, das Alles sind solche vielfach dargestellte Typen, welche das N. T. uns selbst an die Hand giebt und womit uns bereits reicher Stoff geboten ist, so daß wir kaum nöthig haben, selbst nach welchen zu suchen, uns wenigstens hüten müssen in's Spielende zu gerathen, wie das im Mittelalter vielfach geschehen ist. Nur was sich dem Verständniß des einfachen Bibellesers erschließt, ist zum öffentlichen Gebrauche geeignet.

Wenn für die typischen Bilder beinahe ausschließlich das A. T. die Quelle ist, so werden dagegen die geschichtlichen Bilder vorzugsweise dem N. T. entnommen werden, und hier sind es wieder die großen Thatsachen unserer Erlösung und die mit denselben am nächsten zusammenhängenden Geschichten aus dem Leben des Herrn, wie sie im Apostolikum aufgezählt und in besonderen Festen gefeiert werden, welche in erster Stelle zur Verwendung kommen, als: die Verkündigung und Geburt Christi, seine Darstellung im Tempel, die Anbetung durch die Magier, die Einsetzung des heiligen Abendmahles, seine Leiden, sein Kreuzestod, sein Begräbniß, seine Auferstehung und Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes und das verheißene Kommen zum Gericht. Das sind recht eigentlich die Aufgaben für die monumentale Malerei, während dagegen einzelne Scenen aus der Lehr- und Wunderthätigkeit des Herrn, wie sie mit Vorliebe von der Staffeleimalerei dargestellt werden, auch nur da ein Recht haben in den Vordergrund zu treten, wo sie etwa eine örtliche oder sonst specielle Beziehung haben.

§ 35. Vorerörterungen. e. Die Malerei und Plastik.

Die Malerei hat früher als die Bildnerei Eintritt in die Kirche gefunden. Die Bildsäulen, die etwas Körperliches haben, erinnerten mehr als die Bilder an den Wänden an die heidnischen Götterbilder, vor denen den alten Christen eine tiefe Scheu beiwohnte. Mit dem Verschwinden des Heidenthums verschwand auch dieser Abscheu mehr und mehr, und das halb aus der Fläche heraustretende Bild (Basrelief) sowie das ganz freistehende (Relief) oder die Bildsäule wurde als Schmuck an und in der Kirche zugelassen, so jedoch, daß der plastische Schmuck vorzugsweise das Aeußere, die Malerei die inneren Flächen der Kirche in Anspruch nahm. Ganz natürlich. Die Bildhauerarbeit steht in näherer Verwandtschaft zur Architektur und geht mit ihr Hand in Hand; sie belebt deren Flächen und Massen und siedelt sich überall da an, wo ihr in Nischen, auf Konsolen, unter Baldachinen Plätze bereitet werden. Unsere großen Dome sind mit Schaaren von Bildsäulen der Heiligen bevölkert. Die Malerei ist im Aeußeren der Unbill der Witterung zu sehr ausgesetzt und zieht sich in das Innere zurück, wohin ihr die Plastik erst langsam, mit dem Auftreten der Holzbildhauerei jedoch massenhaft nachfolgt. Hier nimmt sie einzelne Plätze in Beschlag, den Altar, die Kanzel, den Taufstein und hält sich auch hier (an den Pfeilern, Säulen, Schlußsteinen u. s. w.) mit der Architektur zusammen, während die Malerei die Flächen an Wänden und Decken ausfüllt. Sie leisten sich auch gegenseitige Dienste, und wirken zusammen: die Malerei insbesondere schafft nicht blos Hintergründe für die Bildsäulen, sondern sie giebt ihnen, was ihnen fehlt, — die Farbe, indem sie Gesichter und Gewänder bemalt und vergoldet.

In wie weit wir in unseren Kirchen von den bildenden Künsten Gebrauch machen, sie zu deren Schmuck in Anspruch nehmen werden, das hängt freilich zunächst von den Mitteln ab, über die wir zu gebieten haben, den Geldmitteln und den Kunstkräften, doch darf man sich die Sache nicht allzuschwierig denken und sich nicht von vornherein abschrecken lassen. Was wir noch

aus alter Zeit haben, zeigt uns, was auch mit bescheidenen Kräften geleistet werden kann. Das alte Handwerk kann sich vor unseren Akademikern ganz gut sehen lassen, ja diese können in manchen Stücken von jenem lernen. Es soll das nicht etwa von den Farbenkleckfereien und dem alten Gerümpel gesagt sein, das wir vielfältig in unseren Kirchen noch finden und das den letztvergangenen Jahrhunderten entstammt. Da war freilich der Wille oft besser als Geschmack und Geschick, obwohl auch hier noch manchmal eine ganz ehrenwerthe Handwerkstechnik zu Tage kommt. Aber wenn wir noch etwas weiter zurückgehen, etwa bis in die Blüthezeit der Gothik, so finden wir Reste kirchlicher Kunstarbeiten, welche es noch heute verdienen studirt zu werden, und zwar nicht blos im Interesse der Kunstarchäologie, sondern auch, um daraus für unsere Zwecke und unsere Zeit zu lernen. Man weise diese Forderung nicht damit ab, daß man uns die unleugbaren Fehler und Schwächen der alten Bilder vorrückt, z. B. die aus Ungeschick oder Unkenntniß der Anatomie und Perspektive entsprungenen Fehler in der Zeichnung, welche allerdings einem akademisch gebildeten Maler nicht zu verzeihen wären. Dergleichen soll ja nicht nachgemacht werden und die Naivetät, von welcher sich die Alten bei ihren Darstellungen leiten ließen, können wir bei unseren Zeitgenossen so wenig voraussetzen, als wir sie selbst besitzen; wohl aber können unsere Künstler aus der ganzen Auffassung der alten einfachen und oft rohen Schildereien sehr viel lernen und wenn sie sich entschließen können, zu dieser einfachen und schlichten Weise zurückzukehren, so werden sie sich ein weites Arbeitsfeld eröffnen, und wir werden auch bei geringen Mitteln in unseren Kirchen Manches ausführen können, worauf wir unter den dermaligen Verhältnissen von vornherein verzichten müssen.

Wir werden dies aber am besten an den einzelnen Theilen des Innenbaues, zu dem wir nun übergehen, erörtern können. Den Uebergang vom Außenbau zum Innenbau bilden die Thüren und Fenster, von denen zunächst zu handeln sein wird.

§ 36. Die Thüren.

Die Zahl und Anordnung der Thüröffnungen ist eine Frage, welche durch die Größe und Lage der Kirche, durch das kirchliche Herkommen, auch wohl durch das specielle Bedürfniß bedingt ist und bei Aufstellung des Bauriſſes bereits beantwortet sein muß. Daß die (zu Nebenräumen führenden) Nebeneingänge ebensowohl wie die der gesammten Gemeinde dienenden Haupteingänge nicht willkürlich angeordnet sein dürfen, sondern mit den Grundlinien des Gebäudes harmoniren müssen, daß letztere weiter und reicher im Schmuck zu halten sind als erstere, sind Sachen, die sich von selbst verstehen. Wir haben es hier nur noch mit dem Verschluß der Thüröffnungen, den eigentlichen Thüren zu thun.

Zusatz. Wenn man sich für enge und niedrige Kirchthüren ausgesprochen hat, um damit an das Wort des Herrn: „Gehet ein durch die enge Pforte" zu erinnern; so meinen wir, die Symbolik sei an unrechter Stelle, wo sie offenbar mit dem Zweck und Bedürfniß streitet. Die Thüröffnung muß der Größe des Gebäudes entsprechen und auch einer größeren Volksmenge einen freien, offenen Zugang bieten. Will man hier symboliſiren, so kann man sich wohl mit größerem Rechte auf Pſ. 24, 7. 9 als auf Matth. 7, 13. 14 berufen. Wie die Glocken auf der Höhe des Thurmes, so sollen die sich weit öffnenden Kirchenthüren Jedermann einladen, das ist hier das Erste und Nächste, woran man denkt.

So wenig die uns gemeiniglich zu Gebote stehenden Mittel es erlauben werden, die Portale der alten Dome mit ihren reichen Steinskulpturen uns zum Muster zu nehmen, ebensowenig werden wir an die Bronce- oder reich geschnitzten Thüren denken dürfen, die wir dort finden; auch die Thürflügel aus der Zeit der Gothik mit ihrem oft die ganze Fläche deckenden, schönen und kunstvollen Eisenbeschlag werden uns meist unerreichbar bleiben. Aber solid und etwas ziervoll sollte doch, wo irgend möglich, die Kirchthüre sein, nicht so, daß sie eben so gut als Haus- oder Stallthüre zu verwenden wäre. Die großen gothischen Thüröffnungen werden durch einen Mittelpfosten getrennt und haben sonach Doppelthüren. Das wird ja bei uns nicht leicht geschehen; aber aus zwei Flügeln wird jedenfalls die Thür bestehen müssen, daß sie nach Bedarf halb oder ganz leicht geöffnet werden kann

und die Thürangeln nicht zu sehr belaste, denn sie muß stark sein, aus derben Pfosten, wo möglich von Eichenholz gefertigt, mit kräftigem Eisenbeschläge, für welches es an einfachen schönen Mustern aus alter Zeit durchaus nicht mangelt, und denen nachzueifern eine Freude für unsere Schlosser sein wird. Thüren mit Rahmen und Füllungen, wie unsere Stubenthüren, sind als dauerhaft nicht zu empfehlen; einfach aus Pfosten zusammengefügte, durch Eisenbeschlag, beziehendlich aufgeschraubte Deckleisten zusammengehaltene Thüren werden besser halten und aussehen, als die üblichen das Holz schwächenden Kehlungen und aufgenagelten Verzierungen. Eines Anstriches werden aus Eichen- oder gutem Kiefernholz gefertigte Thüren gar nicht bedürfen, sondern es wird genügen, wenn sie mit Firniß gut getränkt sind. Im Uebrigen siehe in Betreff des Anstrichs den vorhergehenden §.

Es ist zur Vermeidung des Zuges sehr wichtig, daß die Thüren nicht unmittelbar aus dem Freien in die Kirche führen und es ist daher gleich bei der Anlage durch Vorhallen oder sonst wie für einen doppelten Verschluß zu sorgen. Die hölzernen Einbaue, die sogenannten Windfänge, mit denen man sich zu helfen sucht, wo es an einem doppelten Verschluß fehlt, sind doch nur als ein Nothbehelf anzusehen, der bei Neubauten zu vermeiden ist. Sie sehen unschön aus, wie vorgeschobene Kleiderschränke, und wenn schon der Architekt sein Bestes thut, sie entsprechend zu konstruiren, sie bleiben als etwas, was nach Außen gehört, im Inneren beengend und störend.

§ 37. Die Fenster.

Auch bei den Fenstern handelt es sich hier nur um deren Verschluß, denn die Fensteröffnungen selbst sind ein Stück von der Gesammtanlage und ihre Gestaltung und Verzierung wird beim Außenbau vollendet sein müssen. Auch die, namentlich bei den großen gothischen Fenstern, unerläßliche Theilung der Fenster durch trennende Pfosten und Maßwerk muß massiv und gleich beim Aufbau eingesetzt sein, ja alle Holzrahmen, in welche die Glastafeln unserer Stubenfenster eingesetzt werden, werden entbehrlich, wenn in das steinerne Fenstergerüste in den nöthigen

Zwischenräumen horizontale Eisenstangen, s. g. Windeisen, eingelassen werden, die nur durch tüchtige Verbleiung zusammengehaltenen Fenstertafeln werden an diese Eisen befestigt und in die Falze der Fensterstöcke eingekittet. Diese Art der Verglasung wird kaum kostspieliger sein, als die dermalen übliche, jedenfalls aber sich durch ihre Dauerhaftigkeit bezahlt machen. Nichts wird ja so schnell hinfällig, als die in Holzrahmen eingesetzten Fenster.

Wir sind hierbei von der Voraussetzung ausgegangen, daß von der Verwendung der großen, rechteckigen Fenstertafeln, wie wir sie in unseren Wohnhäusern haben, nicht die Rede sein kann: wie nüchtern und langweilig und wie profan die Kirchenfenster mit ihren großen Flächen ausschauen, wenn sie aus lauter großen rechtwinkligen Scheiben zusammengesetzt sind, und wenn es die schönsten Spiegelscheiben wären, sollte sich eigentlich Jeder sagen. Ein mannichfaltigeres Linienspiel muß in die sonst unvermeidliche Monotonie Abwechselung bringen. Das erreicht man, indem man durch Zusammensetzung von kleineren Glasstücken verschiedener Größe geometrische Muster bildet und diese durch Blei miteinander verbindet. Hier ist der Erfindungsgabe das weiteste Spiel eröffnet, wobei nur die Technik des Werkmeisters der Phantasie des Zeichners zur Seite stehen muß, damit eine haltbare Verbleiung möglich bleibe.

Die kleinen runden Fensterscheiben aus der alten Zeit wolle man ja erhalten, wo sie noch sind, sie sehen gewiß besser aus als die großen quadratischen Fenstertafeln; aber daß man sie geflissentlich nachahmen sollte, wäre zu viel verlangt. Sie beruhten auf der einfachen Technik der Alten, welche das Tafelglas noch nicht kannten und waren gegossen, wirkten auch in ihrer Art sehr gut; sie aber erst aus dem Tafelglas zuzuschneiden, möchte wohl an Alterthümelei streifen, und mit derselben Mühe können wir die mannichfaltigsten geometrischen Figuren in Verbleiung zu Stande bringen, von denen wir oben sprachen.

In neuerer Zeit möchte man jedoch gern noch weiter gehen; es wird viel von Glasmalerei geredet, und ein gemaltes Altarfenster ist oftmals der kühnste Wunsch, zu dem sich eine bauende Gemeinde erhebt. Ganz löblich, nur sehe man zu, daß man auch

hier, was man thut, ganz und recht thue, und nicht statt sich mit dem Einfachen und Echten zu begnügen, dem blendenden Schein nachjage.

Zusatz. Es dürfte nöthig sein, wenigstens mit ein paar kurzen Zügen die geschichtliche Entwickelung der Glasmalerei zu zeichnen. Die Erfindung dieser Kunst, in den ältesten Zeiten in den Klöstern geübt, später in den handwerksmäßigen Betrieb übergegangen, reicht bis in das 9. Jahrhundert hinauf, die uns verbliebenen ältesten Reste sollen jedoch nicht früher als aus dem 12. Jahrhundert stammen. Sie war in den älteren Zeiten mehr Glasmosaik als Glasmalerei, denn gemalt wurde sehr wenig dabei. Sie bestand aus sehr kleinen Stücken kräftig gefärbten bunten, durch Bleistreifen verbundenen Glases. Diese Bleistreifen bildeten die Hauptumrisse der Zeichnung; die inneren Konturen, die Schatten und was zu markiren war, wurden durch die Malerei hervorgebracht, aber es wurde nur mit einer Farbe gemalt, dem s. g. Schwarzloth, welches man auch ganz oder theilweise wegradirte, so daß Inschriften ausgespart wurden und aus dem schwarzen Grunde Muster in hellerem und tieferem Ton hervortraten. Selbst ohne alle Anwendung von buntem Glase brachte man auf diese Weise die schönsten Zeichnungen hervor. Grisaille, Grau in Grau, nannte man diese Art der Malerei, welche sich mit einer zart angetuschten Federzeichnung vergleichen ließe. — Figurales kommt bei dieser alten Glasmosaikmalerei wenig und in untergeordneter Weise zur Anwendung; wohl aber wurden die schönsten Teppichmuster von trefflicher Wirkung und einer Intensivität der Farben, wie sie die spätere Zeit kaum wieder hervorgebracht hat, dadurch erzeugt. Es war dies ganz dem Charakter des romanischen Stils und den kleineren Fenstern dieser Kirchen entsprechend, welche durch ihre großen Wandflächen mehr die Wandmalerei begünstigten. Das wurde umgekehrt bei den Bauten des gothischen Stils, welcher die schweren Mauermassen auflöste und jene riesigen Fenster schuf, die eine Dämpfung des blendend einfallenden Lichtes dringend bedurften. Diese gewaltigen Fensterflächen reizten aber auch zu größeren und figurenreichen Hervorbringungen, und die fortschreitende Technik der Glasmalerei ermöglichte sie. Die Erfindung des s. g. Ueberfangglases war es obenan, was als ein Fortschritt zu bezeichnen ist. Man verstand darunter die Verbindung (Zusammenschmelzung) von zwei Glasschichten, einer farblosen (oder gelben) und einer farbigen, vorzugsweise rothen, was die Füglichkeit gewährte durch Herausschleifen der oberen farbigen Schicht mitten in dem farbigen Grunde eine farblose (oder gelbe) Zeichnung hervortreten zu lassen. Ferner erfand man außer dem genannten Schwarzloth noch andere Schmelzfarben, welche mittelst des Pinsels aufgetragen und nachmals in das Glas eingeschmolzen werden konnten. So konnten

denn auf ein und demselben Glasstücke mehrere Farben aufgetragen werden, und man war nicht genöthigt, wo man zwei Farben neben einander stellen wollte, seine Zuflucht zu dem Bleibande zu nehmen, welches doch an manchen Stellen eine zu starke Trennung hervorbrachte. Nun erst war es auch von Nutzen, daß die Glashütten dahin gekommen waren, größere Flächen von Tafelglas herzustellen, die man sich beliebig zuschneiden konnte. Es waren nun verschiedene Arten von Manipulationen ermöglicht: man konnte z. B. auf der Rückseite der aus dem Ueberfangglase ausgeschliffenen Stellen eine andere beliebige Farbe anbringen, wie man denn nun überhaupt die Rückseite der Glasfläche benutzen konnte, um Farben neben einander zu stellen, welche auf einer Fläche neben einander stehend beim Einbrennen leicht eine schmutzige Mischfarbe hervorbringen könnten. Von nun an konnte man schon eher von Glasmalerei reden und es war diese Kunst in den Stand gesetzt, es ihren Schwestern in vielen Stücken nachzuthun; sie erhob sich daher auch zu einer Blüthe und Verbreitung, daß man trotz aller barbarischen Zerstörungen noch überall Gelegenheit hat, die Wunderwerke dieser specifisch christlichen Kunst zu bewundern. Gleichzeitig lag aber auch in diesen entschiedenen Fortschritten eine Versuchung, und ihr ist schließlich auch diese schöne Kunst erlegen. Jede übermüthig gewordene Technik führt zur Verkennung der Aufgaben und Grenzen ihrer Kunst, meint mit eigenen Mitteln Alles leisten zu können und geräth in ein Virtuosenthum, welches bereits der Vorbote des beginnenden Verfalls ist. Zunächst kam es nicht dahin. Die Fenster wurden zwar figurenreicher und man wagte sich schon an Darstellung von Gruppen und biblischen Geschichten; aber sie ordnete diese doch immer in bestimmte Felder und behielt durchaus die Teppichhintergründe der alten Fenster bei, und wenn sie auch, was die Gothik ja nirgends lassen konnte, auch hier ihre architektonischen Formen verwendete und ihre Schildereien, statt des aus vegetabilischem Ornament gebildeten Bandes von reichem architektonischen Schmuck einrahmen läßt, ihre Figuren unter Baldachine stellt und das Fenster mit einer Wimberge schließt, so hütet sie sich doch, plastische Wirkungen erzielen zu wollen und hält sich immer innerhalb der Grenzen der Flachmalerei. Erst im 15. Jahrhundert fing man an, bei übrigens vortrefflichen Leistungen, die Aufgabe des gemalten Fensters zu verkennen und ohne Rücksicht auf dessen nächsten Zweck selbständige Kunstwerke aufzustellen mit landschaftlichen und anderen perspektivischen Hintergründen, wie dies die Tafelmalerei und besonders die zu hoher Vollkommenheit gediehene Oelmalerei that, hinter der man auf seinem Gebiete nicht zurückbleiben wollte.

Von da ab ging es rückwärts und mit der mittelalterlichen Bauweise gerieth die edle Kunst der Glasmalerei in einen Zustand der Verwahrlosung, wie kaum eine andere, dergestalt, daß aller Sinn und Verständ-

niß dafür und die Kenntniß der Technik gänzlich verloren ging. Die letzten schmählichen Reste waren mit Oelfarbe bemalte Fenstertafeln. In dieser Zeit der Barbarei ist denn viel von den alten Herrlichkeiten zu Grunde gegangen und noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sind in einer sächsischen Kreisstadt alte Glasgemälde an die Juden verkauft worden. Daß sie für diese scharfspürigen Handelsleute zu einem Kaufobjekt wurden, war ein deutliches Anzeichen wiedererwachenden Verständnisses. Aber was man wieder schätzen lernte, konnte man deshalb noch nicht wieder nachmachen. Die Technik der Glasmalerei mußte geradezu wieder erfunden werden. Das ist nun zwar geschehen, und man hat es wieder zu höchst achtungswerthen Leistungen gebracht, ja es wird nicht an solchen fehlen, welche die Leistungen der Münchner und Berliner Glasmaler-Institute über die der alten Meister stellen; wirkliche Kenner dagegen beklagen es als einen verhängnißvollen Fehlgriff, daß man bei Wiederaufnahme dieses Kunstzweiges gerade da eingesetzt hat, wo derselbe über sein Ziel hinausgegangen ist und sich dadurch in eine ganz falsche Bahn hat leiten lassen, und rathen dringend, zu der früheren einfachen und sachgemäßen Methode zurückzukehren. — (Wer sich weiter zu orientiren wünscht, dem sei Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen, 1855, genannt.)

Wo man nun so glücklich ist, an Fenstermalerei überhaupt denken zu können, so prüfe man recht, um was es sich eigentlich handelt, wozu das Fenster da ist, was die Bemalung desselben bezweckt und innerhalb welcher Grenzen man sich daher zu halten hat. Das Fenster ist keine liturgische Stätte, wie Kanzel, Altar, Taufstein, hat daher um seiner selbst willen keine Bevorzugung, keinen Schmuck zu beanspruchen, es ist ein dienendes Glied des Gebäudes, dazu bestimmt, das nöthige Licht darin einzulassen. Sind die Fenster klein und eben nur zur Beleuchtung ausreichend, so werden wir ganz davon absehen müssen, sie farbig zu verglasen, denn die polychrome Verzierung derselben hat ja zunächst nur den Zweck, das überflüssige Licht zu dämpfen und eine nicht blendende, feierliche Beleuchtung herzustellen. Daß dies nun in einer Art und Weise geschehe, welche einen wohlthuenden, ja einen erbauenden Eindruck auf den Beschauer ausübt, ist ganz in der Ordnung; aber es soll darin Maß gehalten werden und das gemalte Fenster soll nicht anspruchsvoll auftreten und wichtigere Theile des Gotteshauses beeinträchtigen. Als Beispiel können die Fenster der s. g. Aukirche in München dienen: gewiß machen

diese, namentlich zu manchen Zeiten, einen farbenprächtigen und hinreißenden Eindruck, aber der besonnene und nicht blos nach einem Kunstgenuß ausgehende Beschauer wird, wenn er einen Vergleich zwischen den Fenstern und dem Ganzen zieht, sich kaum des Eindrucks erwehren können, als sei die ganze Kirche um der Fenster willen erbaut. Das ist aber nicht in der Ordnung, und eine solche Herrschaft kann der Kunst in der Kirche nicht eingeräumt werden, am allerwenigsten an einer so untergeordneten Stelle, wie immerhin das Fenster ist.

Am meisten sind reiche Fenster im Chorraum an ihrem Platze; in dem Schiff aber, wenn sie auch über dieses sich verbreiten, müssen sie bescheidener auftreten. In jedem Falle aber möchten wir noch eine weitere Beschränkung beifügen, die mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang steht, aber auch in der Natur der Glasmalerei beruht. Die ältere Glasmalerei fügte sich auch bei ihren figuralen Darstellungen der gegebenen Theilung des Raumes, die neuere dagegen meint dieser Rücksicht überhoben zu sein, und breitet sich, ohne auf die durch die unentbehrlichen Windeisen gezogenen Grenzlinien zu achten, mit ihren Figuren und Gruppen über die ganze Fensterfläche aus, was dann die Folge hat, daß diese wie Gefangene hinter einem Gitter stehen. Solche Unnatürlichkeiten sollten uns lehren, daß wie überhaupt jeder Kunstzweig so auch jede Art der Malerei sich innerhalb der durch ihre Aufgabe und ihre Mittel gezogenen Grenzen halte. Durch Ausbildung ihrer Eigenart wird sie mehr leisten als durch Uebergriffe auf fremde Gebiete und Ueberbietung ihrer Kräfte.

Weitere Desiderien beziehen sich auf die Technik, sind aber nichtsdestoweniger oder vielmehr gerade deshalb sehr zu beachten. Vor allem ist die Wahl des Glases von großer Wichtigkeit. In der Macht und Pracht der Farben beruht der anerkannte Vorzug der älteren Glasbilder vor den neueren, welche im Vergleich zu jenen matt und wie Transparent-Bilder erscheinen, und dieser Vorzug hat hinwiederum, abgesehen von der Verbleiung und Farbenzusammenstellung, seinen Grund in der Beschaffenheit des verwendeten Glases. Das Glas der Neueren ist meist zu dünn oder doch zu durchsichtig und seine Oberfläche zu glatt und spie-

gelnd, das der Alten hat eine rauhere Oberfläche, ist gesättigter mit der Farbe und wirkt kräftiger. In England, Belgien und am Rhein ist man mehr als in Deutschland auf Erzeugung und Verwendung guten Glases bedacht.

Eine zweite und damit zusammenfallende dritte Mahnung besteht darin, daß man die Verbleiung nicht spart und nicht zu große Glastafeln verwendet, und es gilt das sowohl bei der blosen Glasmosaik, wie bei den gemalten Fenstern. Bunte Fenster, aus großen verschiedenfarbigen Glasstücken, noch dazu vielleicht ohne allen Sinn für Farbenharmonie zusammengestellt, wie man sie an Glaserschildern, in Vorsälen und Gartenhäusern sieht, sind keine Zierde für eine Kirche und können mit ihren in die Kirche hineinfallenden grellen Lichtern und großen Farbenflächen nur blendend und verwirrend wirken; dagegen läßt sich bei dichterer Verbleiung mit einfacher geometrischer Zeichnung und mit wenig Farben schon Bedeutendes wirken.

Ebenso fehlt bei wirklichen Glasgemälden, wenn dieselben auf großen Glastafeln ohne Konturirung durch Bleibänder zumeist nur durch den Pinsel hervorgebracht sind, die Kraft, welche den alten Glasbildern beiwohnt und die uns selbst Unvollkommenheiten in der Zeichnung gern übersehen läßt.

Zusatz. Es muß hier noch des neuerdings von Dr. Heinr. Oidtmann in Linnich, Regierungsbezirk Aachen, erfundenen und in seiner Fabrik zur Ausführung gelangten Verfahrens gedacht werden. Es besteht im Wesentlichen darin, daß das Muster mittelst eines Bindestoffs auf das Glas aufgedruckt, die darauf gebrachte Glasfarbe aber wie bei sonstiger Glasmalerei eingebrannt wird. Das Verfahren verhält sich also etwa zu Glasmalerei, wie die Tapetenweberei oder auch der Tapetendruck zur Wandmalerei. Es ist eine reproducirende Kunst und eine tüchtige Musterzeichnung unerläßliche Vorbedingung.

Der Verf. hat das Verfahren des Dr. Oidtmann nicht selbständig geprüft und von den Arbeiten seiner Fabrik namentlich in neuerer Zeit viel zu wenig gesehen, als daß er ein endgiltiges Urtheil darüber auszusprechen wagen dürfte; das Folgende soll daher nur mit Vorbehalt gesagt und angenommen werden. Die Reklame, mit welcher die Sache anfänglich auftrat, hat ihr offenbar in Vieler Augen geschadet; andererseits ist zu schnell darüber abgesprochen worden und an das vornehme und wegwerfende Urtheil von Konkurrenten hat man sich nicht zu kehren.

Die Hauptfrage, die der Dauerhaftigkeit, dürfte die neue Er-

findung am wenigsten zu scheuen haben. Die Proben, die der Verf. angestellt und die chemischen Untersuchungen, die er veranlaßt hat, geben zu keinen Befürchtungen Anlaß und manche neueren Glasmaler mögen zusehen, ob sie ihrer Sache eben so sicher sein dürfen. Die Muster der Linnicher Fenster sind, nach den seit lange vorliegenden Publikationen zu urtheilen, durchaus korrekt, ja es ist von ihnen nur zu lernen. Das verwendete Glas ist allerdings, wie das meiste dermalige Glas, zu dünn und durchsichtig, aber es wird auf Verlangen auch stärkeres und farbensatteres Glas, das sogen. Kathedralglas, verwendet. Weniger solid scheint die Verbleiung zu sein, aber es ist nicht abzusehen, warum diese nicht auch vollkommener hergestellt werden könnte. Ueberhaupt wird es eigentlich nur die fabrikmäßige Erzeugung der Oidtmann'schen Glasmalereien sein, gegen welche eine unparteiische Kritik sich richten könnte, und je sorgfältiger es mit der Fabrikation genommen wird, um so weniger werden die Parteiischen mit ihren Ausstellungen aufkommen. Freilich werden sich bei recht solider und exakter Ausführung die Herstellungskosten auch höher berechnen und die dermalen stark in's Gewicht fallende Billigkeit wird weniger augenfällig sein, immer aber noch groß genug, um bei manchem Kirchenbau, wo man um der Kosten willen von vornherein auf Glasmalerei zu verzichten genöthigt sein sollte, sich der neuen Erfindung zu erinnern. Von figuralen Darstellungen wird man freilich dabei absehen müssen, dafür scheint das neue Verfahren als solches ungeeignet, aber es auch für Teppichmuster und unter allen Umständen von vornherein zu perhorresciren, dürfte an Pedanterie grenzen. Es ist überdem der Vervollkommnung noch entschieden fähig.

§ 38. **Die Decken.** Sobald das Kirchhaus unter Dach gebracht ist, pflegt man an die Einwölbung zu gehen, sofern überhaupt auf gewölbte Decken gerechnet ist. Wünschenswerth ist das jedenfalls, der gothische Stil erfordert sie unbedingt, und beim romanischen Stil kommen nur in früherer Zeit horizontale Decken vor. Die Wölbung verleiht dem Gebäude ein monumentales Gepräge und etwas Erhebendes, und neben der Schönheit kommt auch die Sicherheit in Betracht, welche sie bei Feuersbrünsten gewährt: sie hat bei Dachbränden schon häufig das Innere der Kirche gerettet und sich dadurch mehr als zehnfach bezahlt gemacht.

Zusatz. Soll sie diesen Zweck erfüllen, so müssen freilich auch die Oeffnungen, welche häufig im Gewölbeschlusse gelassen werden, durch eiserne Deckel verschlossen werden können, damit es nicht gehe, wie bei

dem Brande der Stadtkirche zu Oschatz, wo das durch diese Oeffnungen herabfallende Feuer das Innere der Kirche in Brand setzte.

Die Konstruktion der Deckenwölbung hängt natürlich mit dem gewählten Baustile eng zusammen und ist ein Theil des Baues, an dem sich die Kunst des Baumeisters ganz besonders zu erproben hat. Die mittelalterliche Baukunst hat Großes darin geleistet, ist aber schließlich mit ihren Netz- und Sterngewölben, obwohl deren Zierlichkeit nicht verkannt werden soll, etwas in das Spielende gerathen. Die Frühgothik mit ihrer edlen Einfachheit dürfte auch in diesem Stücke das Nachahmungswertheste bieten. Das schwerfällige und eintönige Tonnengewölbe dagegen, welches die Renaissance wieder aufgebracht hat, ist als ein Rückschritt zu betrachten, zumal es die Umfassungsmauern belastet und deren Verstärkung verlangt.

Aus Kostenersparniß hat man an die Stelle der Steinwölbung Holzgewölbe in Vorschlag gebracht. Das soll nicht ohne Weiteres abgewiesen werden, wenn es sich nicht für etwas anderes ausgiebt als es ist, wenn es auch als Holzgewölbe konstruirt und behandelt wird. Freilich wird es dann auch nicht gerade viel billiger werden. Verwerflich aber ist es, wie jede Täuschung, wenn dadurch Steinwölbung imitirt werden soll, indem man ein Gewölbe aus Schalbretern zusammennagelt, Rippen anblendet, das Ganze berohrt und mit Mörtel putzt. Die Strafe wird aber diesem Betruge auf dem Fuße folgen. Die Breter werden zusammendorren, der Putz wird rissig werden, wenn er nicht abfällt, und die entstandenen Risse werden die Täuschung an den Tag bringen, wie das leider in manchen Kirchen moderner Gothiker zu sehen ist. Statt auf solche bedenkliche Halbheiten zu verfallen, entschließe man sich lieber, wenn man sich vor dem Steingewölbe um der Kosten willen fürchtet, zu einer horizontalen Decke, vermeide aber auch hier die sogenannten Preß- oder Rohrdecken, wie sie in unsern Wohnräumen üblich sind und welche mit ihrem Kalkputz doch eigentlich auch Stein vorstellen wollen. Sie sehen ohne alle Verzierung sehr langweilig aus, Malerei läßt sie leicht noch schwerer, lastender erscheinen und angeblendete Stuckverzierung führt den Betrug noch weiter.

Dazu kommt, daß wenn am Dach etwas passirt und der Regen eindringt, diese Gypsdecken leicht schadhaft werden. Darum wird es in jeder Beziehung besser sein, wenn man das hie und da bestehende Vorurtheil gegen Holzdecken nicht achtet und sich für eine solche entscheidet. Hat man, wie dies in allen Fällen das Beste ist, gleich von vornherein darauf Bedacht genommen, so wird man das Balkenlager darnach eingerichtet und die Unterflächen der Balken sauber behauen und profilirt haben, und es ist damit nun der Grund gelegt, um in dieser oder jener Weise eine gefällige Holztäfelung auszuführen, wie dazu u. A. das Werk von Ungewitter über Holzkonstruktion Anweisung und Muster giebt. Der Baumeister, welcher die Gemeinde zu einer solchen getäfelten Holzdecke zu bestimmen weiß, hat es nun in der Hand, dieselbe in der verschiedenartigsten Weise und der Innendekoration entsprechend zu konstruiren und zu bemalen, einfach oder reich, nur daß, wie dies auch für andere Fälle gilt, die Bemalung nicht etwa selbständig und willkürlich auftrete, sondern sich der Konstruktion anschließe, dergestalt, daß nicht, wie bei unserer Stubenmalerei, durch die Farbe plastische Wirkungen erzielt werden, sondern diese nur den vorhandenen Profilen folgt und sie hervorhebt.

Auch die gewölbte Decke läßt farbige Staffirung zu, obwohl sie derselben weniger bedarf, da schon durch ihre Schwingungen ein belebter Rhythmus entsteht. Es dürfte wenigstens räthlich sein, maßvoll mit der Bemalung vorzugehen: die Schlußsteine, die Gewölberippen, die Tragsteine vertragen eine solche, die Gewölbekappen bleiben wohl lieber frei, oder, wenn man ihnen doch einen Farbenschmuck geben will, so sei es nur ein leichtes Blattwerk. Die ganze Decke mit Gemälden zu füllen wird sich wohl bei solchen Bauten, von denen wir hier reden, von selbst verbieten, wir möchten ihnen aber auch nicht das Wort reden, zumal die Deckenbilder für den Beschauer nicht günstig und mehr geeignet sind, das Genick zu brechen, als die Erbauung zu fördern.

Noch muß erwähnt werden, daß man in neuerer Zeit, angeregt vielleicht durch den Vorgang der Münchner Basilika, ver-

sucht hat, die Decke ganz weg, und den Dachstuhl frei zu lassen, und es ist das noch jüngst in Sachsen sogar in einer im gothischen Stil erbauten Landkirche geschehen. Ob die Berufung auf das Vorbild einiger älteren Basiliken vollgiltig ist, bleibt dahin gestellt, da es noch nicht entschieden ist, ob dies dort absichtlich und ursprünglich oder erst nach einem erfolgten Deckenbrande geschehen ist, auch fragt sich, ob sich unsere Gemeinden in diese Bauweise gern finden würden: sie dürfte ihnen zu roh und scheunenartig vorkommen. Doch soll die Sache deshalb nicht beanstandet werden, im Gegentheil dürfte sie sich bei kleinen und niedrigen Kirchen sogar empfehlen, da diese sich dadurch etwas heben. Nur ist dabei nicht gerade auf Ersparung, namentlich im Vergleich zu flachen Decken zu rechnen, denn der Dachstuhl erfordert, wenn er so über der Gemeinde sichtbar bleibt, eine sehr sorgfältige und saubere Ausführung, auch eine etwas reiche Dekorirung, damit nicht das vorerwähnte Volksvorurtheil gerechtfertigt erscheine.

§ 39. Die Wände. Wenn die Decken abgerüstet sind, pflegen die Wände an die Reihe zu kommen, und es ist sehr wünschenswerth, daß sie auch in irgend einer und wäre es noch so einfacher Weise dekorirt werden. Ohne alle und jede Theilung und Gliederung bilden sie zu große, langweilige Flächen. Wo man so glücklich ist, die Mauern ganz aus Haustein aufführen zu können, wird kaum etwas Weiteres nöthig sein als ein sauberer Verstrich der Fugen nnd allenfalls eine leichte Abfärbung, welche den Unterschied der Quadern nicht aufhebt. Selbst bei Ziegelrohbau halten Manche einen Verputz auch im Innern für überflüssig, und wo man auf diese Bauweise gut eingerichtet und die Gemeinde daran gewöhnt ist, mag es wohl sein; wo das aber nicht ist, dürften auf diese Weise die Wände zu roh erscheinen, auch bei den rothgebrannten Ziegeln eine zu intensive, das Uebrige beeinträchtigende Färbung erhalten. So wird es denn in den meisten Fällen nicht ohne einen Mörtelverputz der Wände und eine gleichmäßige Abfärbung derselben gehen. Hat man einen dazu geeigneten Stein, so kann diese Abfärbung am sichersten dadurch einen Steinton erhalten,

daß man die Steine gegeneinander zerreibt und das Steinmehl der Tünche beimischt; die Eintönigkeit und Langweiligkeit der Wandflächen aber kann, wo man nicht weiter gehen kann, schon dadurch vermieden werden, daß man, ohne dabei eine Täuschung zu beabsichtigen, Steinfugen auf den Putz zeichnet. Doch braucht man auch vor Bemalung der Wände als vor etwas zu Schwierigem und zu Kostspieligem nicht gleich zu erschrecken. Man kann sich erstlich auf engere Grenzen beschränken, es genügt z. B. einzelne etwas massig erscheinende Architekturtheile, die tiefen Leibungen der romanischen Fenster, schwere Pfeiler und Bögen durch Bemalung zu erleichtern, große Wandflächen durch leichtes Rankenwerk zu theilen, den Altarplatz durch einen gemalten Teppichumhang auszuzeichnen und, wenn man sich bis zu figuralen Darstellungen versteigen will, werden sich geeignete Plätze dafür genugsam darbieten, vor Allem die in vielen Kirchen befindliche Apsis oder Chornische mit ihrer Halbkuppel. Das Alles aber, das Figurale eingeschlossen, soll nur als Flachmalerei ausgeführt werden, ohne plastische Wirkung und dramatische Bewegung, und das kann nach den richtigen Angaben und unter guter Leitung ganz füglich ein geschickter Dekorationsmaler thun, ja er wird sich dafür vielleicht selbst besser einrichten, als ein akademisch gebildeter Künstler, der von seiner Staffeleimalerei nicht loskommen kann und sich zu solcher schlichten dekorativen Malerei nicht herablassen will.

Zusatz. Es sei gestattet, zur Erläuterung des Letzteren die Worte eines Mannes anzuführen, welcher vor Vielen den Beruf hat, hier mitzureden. Reichensperger in dem oben (S. 9) genannten Buche sagt S. 49 u. f.: „Diejenigen, welche etwa aus der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herzuholen geneigt sein sollten, sind im Irrthum. Nur die moderne Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselben durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, hat es zu verantworten, wenn in der fraglichen Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht worden sind. Ueberhaupt pflegt man heutzutage mehr den Künstler als die Kunst zu bezahlen und zwar erstere nicht selten nach den Preiskouranten der Sängerinnen und Tänzerinnen. Die Alten behandelten die Sache ganz anspruchslos handwerksmäßig: es war mehr auf eine allgemeine Wirkung abgesehen, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes, als auf eine vollendete Darstellung im

Einzelnen. Man bediente sich ganzer voller, satter Farben, besonders des Roth und Blau und schmolz dieselben gleichsam durch das Gold, welches reichlich angewendet wurde, zusammen. Bei den überaus einfachen Figuren herrschte die Zeichnung entschieden vor: die Farben wurden kunstlos in breiten gleichmäßigen Massen aufgetragen und meist mit architektonischen Einrahmungen versehen; überall gab sich der ornamentale Zweck zu erkennen. So blieb denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatten, sich vor Gott zu sammeln. Es thut dringend noth, daß die alten kirchlichen Wandmalereien aufgesucht, studirt und in weitere Kreise gebracht werden, jedoch, wohl gemerkt, nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben oder etwa vorzugsweise desjenigen, was fehlerhaft in ihnen ist, künstlerisch gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende wieder so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe. Die Kunstvereine sollten sich solche und ähnliche Aufgaben stellen statt eine Production zu fördern, welche den „„Kunstmarkt"" mit Machwerken überschwemmt, die am Ende aller Welt, die Producenten häufig selbst nicht ausgenommen, zur Last sind. Die Gegner der archaistischen hieratischen Darstellungsweise bei dem Ausmalen der Kirchen machen sich die Polemik denn doch allzu bequem, wenn sie zur Behauptung ihres Standpunktes immer so thun, als erfordere dieselbe verzerrte Züge, groteske Stellungen, ausgereckte Leiber, unnatürliche Extremitäten, grobe Verstöße gegen die Anatomie und was dgl. mehr ist." — — — „Im Uebrigen sind aber die Fehler der Alten, die wirklichen nämlich (denn vieles, was unsere Neologen für Fehler ansehen, sehen eben sie fehlerhaft an), keineswegs so plump und zahlreich, wie man es nach dem Geschrei darüber glauben sollte; dem sei aber, wie ihm wolle, ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß, wenn wir den geistigen Gehalt jener alten Malereien uns nur wieder anzueignen wüßten, wir kühn alle ihre Fehler mit in den Kauf nehmen könnten."

§ 40. Der Fußboden.

Der Fußboden — das versteht sich wohl von selbst — muß so hergestellt werden, daß er eine feste, ebene, glatte Fläche bildet, ohne Vertiefungen und Spalten, in denen sich Schmutz sammeln kann, aus einem Materiale, das sich nicht zu schnell abnutzt und ausläuft, so daß er immer sauber sieht und leicht rein gehalten werden kann. Aber man darf billig noch etwas weiter gehen und, wenn es irgend möglich, noch etwas mehr fordern, nämlich daß der Fußboden in Uebereinstimmung mit den

Wänden, der Decke, dem Fenster auch ziervoll gestaltet sei und nicht etwa einen unangenehmen Kontrast zu dem Uebrigen bilde. Und wenn man sich auch da, wo die Sitzplätze sich befinden, oder in den Gängen mit einem schlichten Fußbodenbeleg begnügt, so möchte man doch größere freie Flächen, insbesondere den Altarplatz etwas besser ausgestattet wissen, als einen Hof oder eine Hausflur. Angemessen wird es namentlich sein, wenn der Fußboden durch Streifen und Felder so getheilt wird, wie dies der Raumeintheilung des ganzen Gebäudes und den einzelnen Stätten, Altar, Taufstein u. s. w. entspricht und dies ist ohne sonderliche Mehrkosten fast bei allen Arten des Fußbodenbelegs durchzuführen.

Derselbe pflegt zu bestehen aus Dielung, geschlagenem Estrich, Cementguß, Pflasterung, Plattenbeleg, einfachem und gemustertem, Fließen und eigentlicher Mosaik.

Zusatz. Der kunstreiche und prächtige musivische Fußboden, aus größeren und kleineren farbigen Steinen und Stiften bestehend, auf dessen Herstellung sich die antiken Künstler so wohl verstanden und mit dem sie ihre öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen schmückten, ging auch in die Basiliken über, wurde noch im früheren Mittelalter gefertigt, und man begnügte sich nicht blos mit Teppichmustern und anderer dekorativen Malerei, sondern verstieg sich bis zu bildlichen Darstellungen. Der strenge Stifter des Cisterzienserordens, der Abt Bernhard von Clairvaux, welcher gegen übertriebenen Luxus in den Kirchen zu eifern pflegte, hatte in diesem Falle wohl Recht, wenn er solche Schildereien auf dem Fußboden mißbilligte und sie an diesem Orte für unschicklich erklärte, wo man in Gefahr stehe, die Heiligen mit Füßen zu treten und vielleicht einem Engel in's Gesicht zu spucken. — Das spätere Mittelalter versuchte sich mit vielem Glück in einer anderen Weise des Fußbodenbelegs: man formte und brannte Ziegelplatten, denen durch die Form ein Muster eingedrückt war, welches mit andersfarbigem Thon (oder Harz) ausgefüllt wurde. Das Ganze wurde glasirt. Durch Zusammensetzung von vier solchen „Fließen", deren Zeichnung bereits darauf berechnet war, erzielte man verschiedenartige Teppichmuster, aus geometrischen Figuren, Pflanzenwerk und Thierungeheuern bestehend. Es haben sich von diesen Fußbodenplatten verhältnißmäßig wenige erhalten, da sie durch den Gebrauch abgenützt, auch weiterhin durch die steinernen und broncenen Grabplatten verdrängt wurden, mit denen sich die Kirchen von der Zeit an füllten, wo Jedermann in der Kirche begraben sein wollte.

In welcher Weise nun der Fußbodenbeleg herzustellen sei, wird sich nicht im Allgemeinen rathen lassen, sondern von den

lokalen Verhältnissen, dem zu Gebote stehenden Material und den vorhandenen Geldmitteln abhängen. Zur Dielung möchte kaum zu rathen sein, auch wo der Fußboden ganz trocken und die Bildung des im Holzwerk desselben sich leicht einnistenden Feuchtschwammes nicht zu fürchten ist. Man wählt Holz, weil es ein schlechterer Wärmeleiter ist, als Stein; aber eine gedielte Kirche sieht doch gar zu stubenmäßig aus, läßt sich schwer rein halten, und gegen die Kälte kann man sich ja auf andere Weise, durch Beleg des Steinbodens mit Teppichen oder allenfalls Strohmatten schützen. Gewöhnliche Pflasterung wird wohl allgemein für zu roh angesehen werden und dem Anspruch der Sauberkeit nicht genügen. Dagegen kann Estrich, wo man sich darauf versteht, nicht blos fest, glatt, sondern auch in verschiedenen Farben gemustert hergestellt werden, und es gilt dies namentlich von dem Cementguß, der freilich, zumal wo es sich um Musterung handelt, schwerlich billiger ausfallen wird, denn er verlangt ein Ziegelpflaster zur Unterlage. Darum wird man immer zumeist auf Steinplatten angewiesen sein. Ein solcher Beleg sollte aber nicht aus gleichförmigen und gleichfarbigen quadratischen Platten bestehen, sondern, wo irgend möglich, durch Verwendung von Platten verschiedener Größe, Form und Farbe ein belebtes Muster erhalten. Man darf sich die Sache nur nicht zu kostspielig vorstellen und sich durch Gewerken, die gern in ihrem Schlendrian bleiben, abschrecken lassen. Wo durchaus kein passender Haustein zu Gebote steht und man auf Ziegelpflasterung angewiesen ist, verwende man wenigstens nicht gewöhnliche Mauerziegel, sondern verschiedenartige Formsteine und es läßt sich auch auf diesem Wege einige Abwechselung hervorbringen. Man hat aber nach dem Vorgange von England und Frankreich auch in Deutschland, und bereits mit gutem Erfolg, wieder angefangen, Fließen in mannichfaltigen Mustern herzustellen und es wird dadurch möglich werden, ohne unerschwingliche Kosten, wenigstens auf dem Altarplatze, einen schön gemusterten Fußboden zu beschaffen. In den Gängen mögen es dann die gewöhnlichen Granit- oder Sandsteinplatten sein, oder was sonst die Gegend liefert.

V. Die innere Einrichtung.

§ 41. Die drei liturgischen Hauptstätten der Kirche.

Wir haben bereits in § 13 nachzuweisen versucht, wie das gesammte Kirchengebäude von seinen Grundlagen an bis zu seiner Durchführung im Einzelnen den Charakter des Gotteshauses aussprechen und liturgisch angeordnet sein muß, d. h. wie es den einzelnen gottesdienstlichen Handlungen nicht blos den nöthigen Raum, sondern auch den entsprechenden Ausdruck gewähren muß. Gleichwohl ist der Außenbau nur die Blüthenhülle, welche die Blume gleichzeitig umschließt und ihren Bau andeutet. Diese selbst entfaltet sich erst im Innern, oder, ohne Bild gesprochen, in der innern Einrichtung kommen die einzelnen Stücke des Kultus erst zu ihrem vollen Ausdruck.

Bereits in dem Grundriß, in der Gliederung von Schiff und Chor, sind die beiden Haupttheile aller gottesdienstlichen Handlungen angedeutet, insofern nämlich die Gemeinde vorzugsweise selbstthätig oder empfangend erscheint (vergl. S. 113 f.). Nun ist ohne Zweifel das Handeln Gottes das Erste, das Thun der Gemeinde das Zweite: die Gemeinde begegnet ihrem Gott, der im Wort und Sakrament ihr entgegenkommt. Wenn aber Predigt des göttlichen Worts und Spendung der Sakramente den Grundbestand des Gottesdienstes bilden und durch die Akte der Anbetung, Gesang und Gebet, nur eingerahmt werden, so müssen auch Predigt und Sakrament vor Allem ihre entsprechenden und bedeutungsvollen Stätten im Gotteshause haben. Kanzel, Taufstein und Altar sind diese Stätten.

Wie Predigt und Sakramentsspendung wesentliche nnd unzertrennliche Stücke des Gottesdienstes sind, und es wenigstens nicht als normal gelten kann, wenn man gesonderte Gebets-, Predigt-, Abendmahls-, Taufgottesdienste hält, so sind auch die für die Predigt- und Sakramentsverwaltung eigens bestimmten Stätten: Kanzel, Taufstein und Altar wesentlich in einer Kirche,

und es darf deren keine fehlen, wenn das gottesdienstliche Gebäude eine rechte, vollständige Kirche, und nicht ein bloser Betsaal, Oratorium, Kapelle ꝛc. sein soll. Es darf keins fehlen, es darf aber auch keins als zufällig und nebensächlich erscheinen und den Blicken der Gemeinde sich entziehen. Wenn in der Zeit vor der Reformation eigentliche Kanzeln hie und da nicht vorhanden waren und berühmte Prediger selbst ihre Predigtstühle in der Kirche aufschlugen, die wohl auch wieder geschlossen oder abgebrochen wurden; wenn in streng reformirten Kirchen nur für die stattfindende Abendmahlsfeier ein Tisch aufgestellt wird oder doch nur unter der Kanzel ein unscheinbarer Tisch zu diesem Behufe sich befindet; wenn endlich, wie in so manchen Kirchen unseres Landes, freilich meist aus Mangel an Platz, transportable Taufsteine vorhanden sind, welche nach vollzogenem Taufakte wieder auf die Seite gerückt werden: so spricht sich in allen diesen Fällen eine Zurücksetzung des einen oder andern wesentlichen Stückes des Gottesdienstes aus. Darum müssen Kanzel, Taufstein und Altar einen festen, ständigen Platz in der Kirche einnehmen.

Aber nicht blos einen festen, ständigen, sondern auch den rechten, ihrer Bedeutung entsprechenden. Welches dieser rechte Platz sei, darüber ist viel geredet und sind allerlei, auch recht wunderliche Vorschläge gemacht worden. Dahin gehört es z. B., wenn man eine symmetrische Anordnung vorschlug. Aber nicht die Symmetrie oder ein sonstiges bauliches Gesetz kann hier maßgebend sein, sondern allein die Liturgie, der innere Zusammenhang der einzelnen Theile des Gottesdienstes. Wenn wir diesen richtig auffassen, dürfte es auch nicht zu schwer sein, für Kanzel, Taufstein und Altar den rechten Platz zu finden. Er würde sich nahezu von selbst ergeben, wenn man sich mit dem Satze einverstehen wollte, daß die Taufe der Ausgangs-, die Predigt der Mittel-, das Abendmahl der Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes sei. Eine Ueber- oder Unterordnung des einen oder andern Theils, worüber man oft unnöthiger Weise viel gehadert hat, findet dabei nicht statt, oder kann nur scheinbar sein. Wurzel, Stamm und Krone

des Baumes sind gleich wesentlich, wenn sie auch lokal einander untergeordnet erscheinen.

Kanzel, Taufstein und Altar müssen also, — allerdings entsprechend dem praktischen Bedürfniß, aber auch — entsprechend dem organischen Zusammenhange, in welchem Predigt des Worts und Verwaltung der Sakramente zu einander stehen, räumlich angeordnet werden.

§ 42. Die Kanzel.

Wir beginnen mit der Kanzel, als der Stätte der Verkündigung des göttlichen Worts, weil die Predigt es ist, durch welche die Gemeinde gesammelt wird, und um welche sie sich immer auf's neue sammelt, weil alle Gottesdienstgenossen an ihr Theil nehmen, während zum Taufstein und Altar immer nur einzelne Gemeindeglieder hinzutreten. Wie die Predigt den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildet, so gehört die Kanzel in den Mittelpunkt der Gemeinde, in das Schiff der Kirche, aus symbolischem Grundsatz sowohl als praktischer Rücksicht, und aus denselben Gründen wird sie eine um etwas erhöhte Stellung über der im Schiff versammelten Gemeinde einzunehmen haben. Es hat ziemlich lange gedauert, länger als bei Altar und Taufstein, bevor die Kanzel die Gestalt gewann und den Platz einnahm, welche wir jetzt als normale annehmen dürfen, und gleichwohl ist leider in neuerer Zeit der richtige Grundsatz wieder in's Schwanken gekommen.

In der ältesten Basilika, als der Altar noch im Vorchore stand und in der Chornische, dem Presbyterium, die Presbyteren im Halbkreise, den Bischof in der Mitte, ihre Plätze hatten, sprach dieser von seinem erhöhten Sitze (der Kathedra, S. 30) zu dem Volke, während die Verlesung der Perikopen durch den Diakon von dem Ambo oder den Ambonen aus erfolgte (siehe oben S. 31). Diese erhöhten Lesepulte, zu denen nach zwei Seiten Stufen hinaufgingen, hatten eine polygone oder aus Kreissegmenten gebildete Brüstung.

Zusatz. In Italien sind deren noch in vielen Kirchen erhalten, der älteste aus dem 6. Jahrhundert im Dom zu Ravenna; in Deutschland hat sich im Münster zu Aachen ein kostbarer Ambo erhalten, ein Ge-

schenk Kaiser Heinrich II., bestehend aus einem Kerne von Holz, und mit vergoldeten und durch Elfenbeinreliefs, Emails und Edelsteine verzierten Kupferplatten überzogen.

Diese Ambonen haben der Kanzel ihre Gestalt, ihre Stellung und selbst den Namen gegeben: das Letztere, um es vorweg zu nehmen, weil die Ambonen an den oder innerhalb der den Unterchor umschließenden Schranken (cancelli) standen. Wenn schon in ältester Zeit bei Behinderung des Bischofs der Diakon von dem Epistel-Ambo eine Homilie las, so fanden es auch je länger je mehr die Bischöfe praktischer, statt von der weit von der Gemeinde entfernten bischöflichen Kathedra, lieber von dem Ambo aus zum Volke zu sprechen. Es ist dies bereits von Chrysostomus und Augustinus nachgewiesen, erscheint aber noch in der Mitte des 4. Jahrhunderts als eine Neuerung und ist wohl erst zur Regel geworden, seit der Altar in den Chor, der nun als Sanktuarium gilt, zurückgerückt wurde. Als in den Stifts- und Klosterkirchen jene Querwand entstand, welche den Laien den Blick in den Chor und auf den Hochaltar entzog, wofür als Ersatz ein Altar unter dem arcus triumphalis, Laienaltar, errichtet wurde, wurde der Ambo oder das Lektorium in diese bekanntlich sehr schön und reich ausgeführte Zwischenwand hineingebaut oder vielmehr auf derselben errichtet und gab dieser ganzen, den hierarchischen Geist der Zeit wiederspiegelnden Baulichkeit den Namen des Lektorium, korrumpirt Lettner. Für das 13. und 14. Jahrhundert ist das Bestehen dieser Lettner und daß von hier aus gepredigt wurde, für Deutschland nachgewiesen und es wird das aus der Wand des Lettner heraustretende Lesepult ausdrücklich Kanzel genannt.

Zusatz. Selbständige Kanzeln gab es in Deutschland damals noch nicht, während sie in Italien bereits vorkommen. Die Förderung der vernachlässigten Predigt durch Innocenz III. und das Auftreten der Dominikaner oder Predigermönche mag dazu Veranlassung gegeben haben: das Bedürfniß, sich dem Volke verständlicher zu machen, die Hörer in den weiten Kirchenräumen näher um den Prediger zu versammeln, führte dazu, sie in der Mitte des Schiffs, an einem Pfeiler, bald der Nord- bald der Südseite anzubringen. Die ersten Kanzeln waren beweglich, man schlug sie hie und da auf, brachte sie wohl auch in's Freie. Die Pfleger des Münsters zu Straßburg ließen für ihren berühmten

Prediger Dr. Geiler von Kaisersberg, als die Kapelle des Münsters die Zahl seiner Zuhörer nicht mehr zu fassen vermochte, die noch jetzt dort befindliche schöne Kanzel erbauen. Noch in der Reformationszeit kam es vor, daß für augenblickliches Bedürfniß „Predigtstühle" aufgeschlagen, auch wohl von dem Gegenpart gesperrt oder abgebrochen wurden.

Als älteste monumentale Kanzel in Deutschland wird oft die durch ihre schönen Skulpturen berühmte Kanzel des ehemaligen Augustiner-Chorherrnstiftes Zschillen (jetzt Wechselburg) aus den 13. Jahrhundert genannt; es steht jedoch fest, daß dieselbe ursprünglich ein integrirender Theil des jetzt in einen Altarbau umgewandelten Lettners gewesen ist. Diejenige Kanzel, von welcher nachgewiesen werden kann, daß sie gleich bei Gründung der Kirche mit angelegt worden ist, ist die in der Martinskirche zu Landshut (1422), denn es ist für die zu ihr führende Treppe eine Oeffnung im Pfeiler ausgespart worden. Im 15. Jahrhundert, wo an den Kirchen vielfach feste Predigerstellen errichtet wurden, wurden denn nun auch feststehende Kanzeln aus Holz oder Stein gebaut. Die Spätgothik ging mit diesen Kanzeln sehr in die Höhe und überdeckte sie mit baldachinartigen, riesigen Schalldeckeln. Sie ruhen in der Regel auf einem Unterbau, und es sind ganz vereinzelte Ausnahmen, daß die Kanzel schwalbennestartig an die Wand angeheftet wird. Im Dome zu Freiberg in Sachsen ist eine freistehende, in Form einer Tulpe aufsteigende Kanzel.

Die Kanzeln sind meist aus dem Achtecke konstruirt, seltener rund und die Brüstungswände sind häufig mit den Bildern der Evangelisten, den thronenden Christus in der Mitte, oder denen der Kirchenväter verziert. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbilde der altkirchlichen Lesepulte häufig von einem Adler, dem Symbol des Evangelisten Johannes, auf dessen ausgebreiteten Flügeln getragen. Am Fuß brachte man wohl einen Löwen oder sonstiges Ungethüm an, als Bild der überwundenen Dämonen. Auch später gefiel man sich in katholischen und evangelischen Kirchen bei Ausschmückung der Kanzel in allerlei Symbolisirungen und Anspielungen.

Zusatz. Das Seltsamste der Art ist vielleicht die Kanzel zu Reinerz in der Herrschaft Glaz, ein sich aufringelnder Wallfisch, in dessen Rachen

der Prediger steht, was jedenfalls den Bußprediger Jonas bezeichnen soll. In mehreren sächsischen Kirchen erscheint die Gestalt Mosis, des Gesetzespredigers, als Träger der evangelischen Kanzel; in einigen Bergstädten nimmt ein Bergmann diese Stelle ein, anzeigend, daß die Verkündigung des göttlichen Worts an diesem Orte eine Frucht des Bergsegens sei. In's Phantastische, ja Ungeheuerliche versteigen sich die Holzschnitzereien, welche sich an dem Fuße einiger Kanzeln in belgischen Städten herumlagern und aufthürmen. Sie gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an.

Es war jedoch als wenn die Kanzel keine feste Stellung finden sollte. In einzelnen Fällen wohl schon früher, besonders aber Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts fing man an, angeblich aus akustischen Rücksichten, vorzüglich aber aus Unkenntniß des liturgischen Organismus, die Kanzel an das Ende der Kirche, also bei orientirten Kirchen an die Ostseite zu setzen, und zwar so, daß man sie entweder selbständig hinter dem Altar, welcher in diesem Falle keinen Aufsatz haben durfte, aufbaute oder noch lieber mit dem Altar in der Weise zusammenbaute, daß die Kanzel aus der Altarwand hervorragte, was sich dann ganz gut mit den riesigen Altaraufsätzen vertrug, in denen man sich seit der Spätrenaissance und der Zopfzeit gefiel. Wenn diese Mißstellung der Kanzel vorzüglich unserer Kirche zur Last fällt, da in dieser Zeit wenig Kirchen gebaut oder renovirt wurden, wo man nicht dieser neuen Mode gehuldigt hätte, so kommen doch einzelne Beispiele auch in katholischen Kirchen vor, und zwar hat man noch ein Mehreres geleistet und die an's Komische grenzende Einrichtung getroffen, daß das Altarbild zurückgeschoben wird und an dessen Stelle der Prediger, wie ein Deus ex machina, in der Altarwand erscheint.

Fassen wir nun das Vorstehende zusammen und versuchen wir leitende Grundsätze aufzustellen, so müssen wir, was zunächst die Stellung der Kanzel anlangt, sagen: die Kanzel gehört sowohl aus praktischen Rücksichten, als nach liturgischem Princip in das Schiff. In ersterer Beziehung hat man sich zwar oft für die Kanzel am Ostende der Kirche auf die Akustik berufen, aber in den meisten Fällen gewiß mit Unrecht, denn es liegt auf der Hand, daß die Stimme des Predigers,

wenn sie die ganze Längenachse der Kirche durchschneiden soll, ehe sie einen Ruhepunkt findet, leichter verhallen muß, als wenn in vertikaler Richtung gesprochen wird, wozu noch kommt, daß sich der Sprecher den Zuhörern ungleich näher befindet, wenn die Kanzel im Schiff ist. In großen, lang gestreckten Kirchen wird man daher auch niemals auf den verkehrten Einfall kommen, sie so weit als möglich von den Hörern wegzurücken.

Aber auch aus innern Gründen, um der Symbolik willen, wird man die Kanzel inmitten der versammelten Gemeinde aufstellen, da ja die Gemeinde durch die Predigt des Worts gesammelt und zusammengehalten wird und diese so recht eigentlich den Mittelpunkt des Gemeindegottesdienstes bildet. Dagegen müssen wir es für eine bloße Phrase erklären, wenn man zur Beschönigung der falschen Kanzelstellung gesagt hat: „In der katholischen Kirche ist die Messe das Hauptstück des Gottesdienstes, in der evangelischen die Predigt, darum ist es dem ganz entsprechend, wenn in unseren Kirchen die Kanzel sich hinter und über dem Altar erhebt." Hierauf ist *erstlich* zu erwidern, daß wenn man drüben bösen Unterschied macht und die Predigt hinter dem Sakrament zurückstellt, uns das nicht berechtigt, in umgekehrter Weise dasselbe zu thun. Die Predigt ist vom Herrn befohlen, wie das Sakrament vom Herrn gestiftet, und es kann sich gar nicht um den Vorzug des einen vor dem andern handeln, sondern, und das ist das *Andere*, es handelt sich nur darum, daß die Stätte der Predigt, wie die der Sakramentsfeier, die *naturgemäße*, organische sei, und welche diese sei, liegt doch nahe genug: in der *Predigt* wendet sich der verordnete Diener des göttlichen Wortes, allerdings im Namen Gottes, aber doch persönlich an die zu dem Zwecke des Hörens versammelte Gemeinde, und da ist es ohne Zweifel das natürlichste, daß er seine Stellung in ihrer Nähe und wo möglich Mitte nimmt; in dem *Sakrament des Altars* dagegen naht sich die Gemeinde zu ihrem Gott, die von ihm bereitete Gabe zu empfangen, bei deren Spendung der Geistliche recht eigentlich nur Ministrant ist; sie feiert dieses Vorbild der ewigen, himmlischen Gemeinschaft mit ihm, so lange bis daß er kommt. Darin, daß die Gemeinde bei der Feier des Abend-

mahls dem wiederkommenden Herrn entgegengeht, ist die Stellung des Altars am Ende der Kirche angezeigt, wie die Längenrichtung der Kirche schon den Gedanken ausdrückt, daß es das Zukünftige ist, was wir suchen.

Das Eine, was sich für die Stellung der Kanzel am Ostende anführen ließe, ist das, daß man an dieser Stelle meistens den Prediger am besten sehen kann, worauf denn natürlich viele Zuhörer einen großen Werth legen. Aber abgesehen davon, daß auch dies nicht der Fall ist, wenn die Kirche Seitenschiffe hat und der Altarraum sich verengert, läßt sich das noch sicherer erreichen, wenn die Kanzel auf der Grenze zwischen Chor und Schiff in der Außenseite des Triumphbogens angebracht wird. Freilich wäre es noch schicklicher, sie noch weiter in's Schiff hinein zu rücken, etwa an den ersten Pfeiler; aber wenn die Sitzplätze sehr weit an den Chor hinanreichen, so entsteht dadurch der Uebelstand, daß einige Reihen der im Schiff Versammelten den Prediger im Rücken haben, und für das an einigen Orten getroffene Auskunftsmittel, daß in diesen vorderen Sitzreihen bewegliche Bänke angebracht werden, welche man, sobald der Prediger die Kanzel betritt, umklappt, so daß dann die darauf Sitzenden dem Altar den Rücken zudrehen, wird sich auch Niemand verwenden wollen.

Die Frage, ob man die Kanzel auf die Nord- oder Südseite stellen soll, in welcher Hinsicht in alter und neuer Zeit kein fester Brauch besteht, wird eine bloße Zweckmäßigkeitsfrage für uns sein, denn die Unterscheidung zwischen Männer- oder Frauenschiff, Evangelien- oder Epistelseite hat für uns keine Bedeutung mehr, und wir möchten uns für die Südseite nur um deswillen verwenden, weil der Prediger, wenn er nach Norden gewendet steht, zu keiner Zeit der Gefahr ausgesetzt ist, daß ihm die Sonne in's Gesicht scheint. Freilich ließe sich das auch durch einen beweglichen Vorhang vermeiden.

Außer aller Frage dürfte es dagegen sein, daß die Kanzel, mag sie hölzern oder steinern sein, einen festen Platz einnehme und es wolle sich doch ja Niemand durch die in der Bonifaciuskirche (Basilika) in München getroffene Einrichtung, wo die

Kanzel auf Eisenschienen steht und für die Predigt etwas in's Mittelschiff vor- und nach derselben wieder zwischen die Arkaden zurückgeschoben wird, etwa um deswillen verleiten lassen, weil die etwas vorstehende Kanzel die freie Perspektive behindert. Der malerische Effekt könnte nur in Betracht kommen, wenn es sich um ein zufälliges und unentbehrliches Mobiliar handelte; die Kanzel aber, als Stätte der Predigt, ist unentbehrlich und hat darum einen festen Platz zu beanspruchen, so gut wie der Altar, ja sie ist wie dieser von der Kirche unzertrennlich. Was aber an einen Ort wesentlich gehört, kann auch nicht störend und unschön sein, es wäre denn etwa, daß es in ungeheuerlicher Größe oder Gestalt aufträte.

Die Form anlangend, so depreciren wir alle Phantasiegebilde und Absonderlichkeiten und halten es für das Beste, wenn sich die Kanzel in streng geometrischer, am besten auf dem Achteck gegründeter Konstruktion in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Vielecken tulpenartig erhebt. Der Unterbau läßt übrigens verschiedene Bildungen zu; daß aber ein solcher vorhanden sei und die Kanzel nicht auf einer Art Konsole an die Wand angeheftet werde, sondern frei aus dem Boden erwachse, scheint wesentlich. Die Kanzeltreppe braucht nicht versteckt zu werden, will aber mit Geschick angelegt sein. Meistens dürften unsere Kanzeln zu hoch sein: die aufstrebende Richtung der Gothik, neuerdings die Rücksicht auf die Emporen haben das veranlaßt und ist hier sowohl aus symbolischen als Zweckmäßigkeitsgründen sehr an das Maßhalten zu mahnen. Dasselbe gilt namentlich auch von den Schalldeckeln, die in der Zeit der Gothik zu reichen Baldachinen, ja zu Thurmpyramiden aufgewachsen sind und die Kanzeln theilweise ebenso erdrücken, wie die riesigen Aufsätze der späteren Zeit die Altäre, was um so verwerflicher ist, als ihnen eine konstruktive Stütze fehlt und sie mit Eisenklammern hinterwärts angeheftet über der Kanzel schweben. Sie sind auf das Maß ihres Zweckes zurückzuführen und es dürfte eine mit einem Kranze verzierte Ueberdachung vollständig genügen. Zu entbehren ist der Schalldeckel in den meisten Fällen nicht, um aber seinen Zweck, das Zusammenhalten der Stimme des Predigers zu er-

füllen, muß er auch hinlänglich weit ausladen, und was die Höhe über der Kanzel anlangt, so empfiehlt es sich, bei Errichtung einer Kanzel zuerst einen einfachen Holzdeckel beweglich aufzuhängen, bis man die erforderliche Dimension erprobt hat.

In Betreff des Materials kann doch wohl nur von Stein oder Holz die Rede sein: welches von beiden man wählen soll, darüber wird in dem einzelnen Falle nach den besonderen Rücksichten zu entscheiden sein. Nur sehe man zu, daß man Stein oder Holz, was man auch wähle, nach Konstruktion und Färbung auch als Holz oder Stein behandele. Die Verwendung von kostbaren Steinarten und Hölzern und die Herstellung von Stein oder Holzmosaik wird sich in den meisten Fällen schon von selbst verbieten, auch halten wir die Kanzel nicht für den geeigneten Ort, eine große Pracht zu entfalten. Daß man Kanzeln etwa auch aus Schmiedeeisen oder gebranntem Thon hergestellt hat, müssen wir wohl zu den Raritäten rechnen und daraus erklären, daß ein an einem Orte blühendes Handwerk seine Kunst auch im lieben Gotteshause hat zur Geltung bringen wollen; sehr ehrenwerth, doch nicht gerade zur Nachahmung zu empfehlen. In neuester Zeit hat man auch Kanzeln oder doch deren plastischen Schmuck aus Cement hergestellt, es dürfte aber gerathen sein, diese Cementbildungen nur mit großer Reserve aufzunehmen.

Wenn die Kanzel außer der edlen Form, die immerhin der schönste Schmuck ist, noch einen besonderen bildlichen Schmuck erhalten soll, so wird man kaum etwas Besseres zu erfinden wissen, als was die Ueberlieferung von der ältesten bis in die neueste Zeit an die Hand giebt, nämlich in den einzelnen Feldern der ja doch meist polygonischen Kanzel die vier Evangelisten, mit dem Herrn in der Mitte, plastisch oder gemalt darzustellen. So gut, wie man an deren Stelle wohl auch die vier großen lateinischen Kirchenväter gewählt hat, könnte man auch anderen geisterfüllten Predigern und reformatorischen Männern hier einen Ehrenplatz gewähren. Ein entsprechender Spruch heiliger Schrift ist in unseren evangelischen Kirchen wie überall, so an der Kanzel ganz besonders am Platze. An manchen Orten pflegt man die Kanzeln, wenn sie anderen Schmuckes entbehren, in gleicher Weise

wie die Altäre mit Stoff zu bekleiden, entweder ganz oder nur die Brüstungen mit dem Pulte, auch wohl letzteres nur allein. Das ist dann ganz besonders passend, wenn man diese Brüstungen wie die des Altars nach den kirchlichen Zeiten wechselt und auf diese Weise das Kirchenjahr markirt.

§ 43. Der Taufstein.

Wie uns die Kanzel und deren Stellung in der Kirche gleichsam die Geschichte der Predigt versinnlicht, so auch der Taufstein die Entwickelung des Taufritus.

In der urchristlichen Zeit war die Taufhandlung an keinen bestimmten Ort gebunden; man taufte, wo es Wasser gab (Apg. 8, 36. 37) und wie es die Verhältnisse mit sich brachten: in jedem offenen Wasser, besonders gern im Jordan, aber auch in Privathäusern, in Gefängnissen und wo es immer war. Aber bald kommen besondere Taufhäuser (Baptisterien) vor, im 5. und 6. Jahrhundert werden sie allgemein, und es ist die Regel, daß die Taufen hier vollzogen werden. Es sind die Räume außer und neben den Kirchen, zum Theil so groß und geräumig, daß Kirchenversammlungen in ihnen gehalten werden konnten. Dies erklärt sich, wenn man bedenkt, daß nach alter Regel die Taufe nur durch den Bischof erfolgte und an besondere Termine gebunden war, ingleichen, daß in der Regel nur ein Baptisterium in jeder Diöcese und zwar bei der Kathedralkirche bestand, und damals noch sehr häufig Erwachsene getauft wurden. So konnte es z. B. geschehen, daß in größeren Städten, wie in Antiochien, in einer Vigilie 3000 Personen beiderlei Geschlechts die Taufe empfingen. Diese Baptisterien waren gewöhnlich von achteckiger oder runder Grundform, hatten eine Vorhalle, in welcher die Vorbereitung zur Taufe erfolgte und in der Mitte ein Bassin (piscina), womöglich mit lebendigem Wasser, wie in den antiken Bädern. Erst als die Tauftermine nicht mehr innegehalten wurden und die Taufe nicht mehr ein Vorrecht der Bischöfe war, was hinwiederum mit der zur Regel werdenden Kindertaufe zusammenhing, wurden die Baptisterien mit den Pfarrkirchen vereinigt, und weil die Taufe nun nicht blos durch Untertauchen, sondern

auch durch Begießen vollzogen wurde, so kam, nachweislich jedoch erst im 9. Jahrhundert, der Taufstein, Taufkessel, Taufbrunnen (fons baptismalis) auf, ein weites Gefäß von Stein oder Metall, in welches der Täufling nun hineinsteigen konnte, und dieses Geräth erhielt seinen stehenden Platz zumeist an dem westlichen Ende beim Eingang der Kirche auf der Nord- oder Frauenseite. Er wurde nach späterer Verordnung mit einem Deckel, der in der Zeit der Gothik zuweilen die Form eines hohen Tabernakels annahm, überdeckt, auch wohl mit Schranken (Kancellen) umgeben. Als die Kindertaufe die fast ausschließliche Regel wurde, bedurfte man nicht mehr die tiefen Taufkessel, die Becken wurden daher flacher, waren aber immerhin so groß, daß das Kind in dasselbe eingetaucht werden konnte, wie es der (allerdings verschiedenartige) an vielen Orten bis in die Zeit der Reformation herabreichende Taufritus erforderte. In manchen Fällen, wie noch heute in der Nürnberger Sebalduskirche zu sehen ist, war der Taufstein mit einer Vorrichtung zur Erwärmung des Taufwassers versehen. Das Hereinrücken des Taufsteins in den Chor ist erst in der evangelischen Kirche üblich geworden, hauptsächlich nur um Raum zu gewinnen.

Zusatz. Die Taufsteine der romanischen Periode, deren sich noch viele erhalten haben, viele auch aus den Kirchen geworfen und zu profanen Zwecken, als Brunnentröge u. dgl. verwendet worden sind, waren vorzugsweise von Stein, wie die Gegend das Material lieferte, während man da, wo es an passendem Haustein fehlte, wie vorzugsweise im nördlichen Tieflande, dieselben aus Metall, zumeist Bronce oder Messing goß. Die steinernen haben entweder nur architektonische Gliederungen und Verzierungen, oder auch figürliche Reliefs, das Becken ruht häufig auf Säulen und das Ganze baut sich unter Zugrundelegung des Achtecks geometrisch auf, ähnlicher Weise wie die Kanzel. Die (von der Zunft der Grapengießer) gegossenen sind in der Regel tiefere Becken oder Kessel, von 3 oder 4 Füßen oder Figuren getragen, in einfacher und roher, aber auch höchst kunstreicher Ausführung, wie wir deren sowohl aus der romanischen als gothischen Periode in kostbaren Exemplaren haben. Als Repräsentanten können der Taufkessel im Dom zu Hildesheim aus der Mitte des 13. Jahrh. und der von Hermann Bischer in Nürnberg 1457 gegossene Taufständer in der Stadtkirche zu Wittenberg dienen.

Fragen wir nun, welche Stelle dem Taufstein in unseren Kirchen am schicklichsten anzuweisen sei, so möchte zuvörderst das

S. 208 Gesagte noch einmal nachdrücklich wiederholt werden, daß ihm nämlich ein bestimmter und bleibender Platz gebühre, damit nicht das Taufsakrament als etwas Zufälliges erscheine, sondern sich als ein wesentliches Stück christlicher Gemeinschaft auch sichtbar kund gebe. Dieser Platz möchte aber aus praktischen und symbolischen Gründen ein besonderer und bevorzugter sein, und in dieser Hinsicht empfiehlt sich die Errichtung besonderer Taufhallen, Taufkapellen oder Baptisterien. Freilich wird dadurch eine gottesdienstliche Einrichtung, welche doch auch viel Ansprechendes und Empfehlungswerthes hat, erschwert: daß nämlich die Taufhandlung mit in den Bereich des Gemeindegottesdienstes hineingezogen werde; dagegen gestaltet sich die Taufhandlung wieder dadurch feierlicher, daß sie in einem eigens dazu bestimmten Raume vollzogen wird. Nur darf dieser Raum nicht von dem übrigen Raume vollständig abgeschlossen, sondern es muß von der Kirche aus der Blick in das Baptisterium allezeit offen sein. Seinen schicklichsten Platz dürfte dieses Baptisterium im Anschluß an die Sitte der alten christlichen Kirche in Westen haben, wie denn auch in der katholischen Kirche der Taufstein in Westen (aber innerhalb der Kirche und meist wie weggesetzt im Winkel) zu stehen pflegt, und wenn die Taufkapelle ihren besonderen Eingang hat, durch welchen der Täufling hereingetragen wird und dagegen nach der Kirche zu einen jederzeit offenen Ausgang, so dürfte die Symbolik dieser Einrichtung, daß die Taufe der Eingang in die Gemeinschaft der Gläubigen sei, sich alsbald Jedem fühlbar machen. Wo die Disposition der Kirche diese Einrichtung aber nicht gestattet, könnte auch an einer anderen Stelle eine Taufkapelle unbedenklich angeordnet werden; und sollte die Errichtung einer solchen überhaupt nicht möglich sein, so wird sich doch sicher in der Kirche selbst ein schicklicher Platz ermitteln und auf irgend eine Weise auszeichnen lassen. So erscheint es z. B. sehr passend, wenn im Ulmer Münster der Taufstein an einem Pfeiler des Schiffes steht, aber durch Kancellen abgeschlossen und von einem Baldachin überdeckt. In den meisten unserer Kirchen wird man ihn in der Nähe des Triumphbogens, auf dem vorderen Theile des Altar-

platzes oder beim Uebergang aus dem Schiff auf diesen finden. Auch dieser Platz ist ganz schicklich, zumal wenn eine Art Vorchor in der Kirche angelegt ist, denn die Gemeinde hat ihn auf diese Weise immer vor Augen, und das Taufsakrament erscheint so recht als eine Vorstufe des Altarsakraments. Aber dann ist auch darauf zu sehen, daß der nöthige Raum dafür da sei, daß der Taufstein den Zugang zum Altar nicht beenge und hinwiederum daß die auf dem Altarplatze sich sammelnden Kommunikanten ihn nicht in störender Weise umdrängen. Er müßte daher in irgend einer Art abgegrenzt, entweder auf einen Podest oder auch vertieft aufgestellt und durch Geländer oder Baluftraden abgeschlossen sein, selbstverständlich dergestalt, daß für alle, welche der heiligen Handlung beiwohnen, ein ausreichender Raum vorhanden sei. Sollte auch das ein frommer Wunsch bleiben, so wollen wir wenigstens bitten, den Taufstein nicht noch zu einem Nebenzwecke zu benutzen, indem man ihn durch Anbringung eines Pultes auf dem Deckel gleichzeitig zum Lesepulte macht. Das ist, wenn nicht geradezu unschicklich, doch sicher unpassend zu nennen.

Was nun Material und Form betrifft, so ist Holz entschieden abzulehnen, denn es ist nicht monumental; in früherer Zeit ist's auch Niemand eingefallen, an einen hölzernen Taufstein zu denken. Man sagt daher auch wohl, um den lächerlichen Widerspruch dieses Namens zu vermeiden, Taufti sch, und allerdings kann man in manchen neueren Kirchen derartige Meubles sehen, welche wie ein Waschtisch garnirt oder wie ein Sophatisch mit einem Teppich überdeckt sind und nach daran vollzogener heiliger Handlung wieder auf die Seite geschoben werden. Eine so profane Einrichtung wird schwerlich noch einen Vertheidiger finden; dagegen wird man sich eine andere, aus den letzten Jahrhunderten stammende und noch hie und da in Landkirchen beibehaltene nicht überall gern nehmen lassen, wir meinen den holzgeschnitzten von der Decke herabhängenden Taufengel, welcher dazu bestimmt ist, die Taufschüssel zu halten. Das ist nun zwar eine etwas starke Zumuthung an die dienstbaren Geister, welche ausgesandt sind zum Dienste um derer willen, die ererben

sollen die Seligkeit, aber es ist immerhin ein sinniger, wenn auch derb naiver Gedanke, welcher dieser Einrichtung zum Grunde liegt, und man könnte sie sich gefallen lassen, wenn nicht der übliche Mechanismus fast unausbleiblich eine etwas rohe Behandlung des dienenden Geistes mit sich führte, und wenn nicht die Darstellung gemeiniglich etwas stark realistisch wäre. Wir werden daher immer wieder auf den Taufständer mit dem eingelassenen Becken zurückkommen, und weil aus den oben angegebenen Gründen Zink- und Eisenguß nicht zu empfehlen ist, Bronce aber meistentheils schon zu kostspielig erscheinen wird, so werden wir wohl in der Mehrzahl der Fälle von Metall ganz absehen und uns an Stein halten müssen. Aber auch da steht noch eine große Auswahl offen, sowohl was die Steinart, als die Bearbeitung betrifft. In manchen Gegenden legt man hohen Werth darauf, einen Taufstein aus Marmor zu besitzen und läßt sich dafür die plumpsten Formen und geschmacklose Oelvergoldung daran gefallen. Ein Taufstein aus gewöhnlichem Haustein in schlichten, aber korrekten Formen würde weit vorzuziehen sein. Einen unter Zugrundelegung des Sechs- oder Achtecks sich geometrisch aufbauenden Taufstein in einfachen Formen kann jeder sorgfältig arbeitende Steinmetz herstellen; es findet aber auch jeder „Bildhauer", der seine Kunst sehen lassen will, hierbei hinlängliche Gelegenheit. Doch möchten wir rathen, Maß zu halten: gar zu zartes und verletzbares Blattwerk dürfte hier nicht am Platze sein, auch möchten wir hier wie anderwärts beim Geräth vor der allzufreigebigen Verwendung architektonischer Formen warnen. Die spätere Gothik hat darin häufig zu viel gethan.

Eine Schwierigkeit bietet bei der Taufsteinbildung der Deckel, welcher, wenn er handlich sein soll, nicht füglich von Stein oder Metallguß sein kann. Da hilft man sich denn mit Deckeln von Holz oder Blech, welche der Hauptmasse entsprechend angestrichen werden. Statt zu solchen mißlichen Auskunftsmitteln zu greifen, dürfte es einfacher sein, den Deckel ganz wegzulassen, und den Taufstein mit einer Decke von Stoff zu überdecken, wovon weiter unten (s. § 51) noch die Rede sein wird, oder, wenn die Stellung des Taufsteins dies erlaubt, eine Vorrichtung an-

zubringen, mittelst welcher auch ein schwererer Deckel leicht gehoben werden kann. Man bringt eine solche Vorrichtung da, wo der Taufstein in der Nähe einer Wand oder einer Säule steht, seitlich an und klappt ihn herüber. Einfacher und schicklicher dürfte es in vielen Fällen sein, wenn der Deckel mittelst eines Flaschenzugs an der Decke aufgehängt und so aufgezogen und herabgelassen würde.

Zusatz. Das Ritual der röm.-kathol. Kirche verlangt, daß der Taufstein das (geweihte) Wasser für ein ganzes Jahr enthalte und darum ist, um es vor Verunreinigung zu schützen, ein verschließbarer Deckel vorgeschrieben. Diese Rücksicht erfordert unser Ritus nicht, darum ist auch der Deckel entbehrlich; dagegen hat man hie und da, um die Entfernung des Wassers nach dem Gebrauch dem Küster zu erleichtern, durch den Fuß des Taufsteins einen nach oben in die ausgehauene Vertiefung, nach unten in den Fußboden mündenden Kanal anzubringen vorgeschlagen, so daß das Taufbecken gleich in den Taufstein ausgeleert werden kann und durch die eingelassene Röhre unterirdisch verläuft. Diese Vorrichtung erscheint aber, namentlich für den Winter, nicht unbedenklich und es müßte dann wenigstens auch für einen unterirdischen Abzugskanal gesorgt werden. Es ist wohl zu rathen, für ein schickliches Weggießen des Taufwassers in anderer Weise zu sorgen.

Nicht zu beanstanden sind, wenn sie sonst gut geformt sind, Taufsteine von gebranntem Thon, vorausgesetzt daß es wirklich eine harte Masse ist, welche sich mit dem Steine messen kann. In letzterer Hinsicht lassen die von March in Moabit bei Berlin nichts zu wünschen übrig, und ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß sie nicht korrekter geformt sind. Die thönernen wie die steinernen Taufsteine lassen auch eine farbige Bemalung (mit Wasserfarben) zu und können bei geschickter Ausführung dadurch sehr gehoben werden.

§ 44. Der Altar. (Anhang: Das liturgische Lesepult.)

Mehr als bei Kanzel und Taufstein spricht sich der konfessionelle Charakter der Kirche an dem Altar aus, so daß man in der Regel nur einen Blick auf den Altar zu werfen braucht, um zu wissen, welcher Konfession die Kirche angehört, in die man tritt. Wie Lehre und Liturgie, so geht auch die bauliche Gestaltung im Sakrament des Altars entschieden auseinander.

Einen Altar wie im jüdischen Tempel haben wir in der Kirche des neuen Bundes nicht, denn mit dem Opfer auf Golgatha ist Alles erfüllt. Nur von einem Tisch des Herrn redet die heilige Schrift N. T. und erst nach und nach hat die Dogmatik der römisch-katholischen Kirche das Dankopfer, die Eucharistie, zum Meßopfer gemacht, und den Altar zur Opferstätte, wo der celebrirende Priester das „unblutige" Opfer darbringt. Doch hat dies weniger auf den Bau des Altars Einfluß geübt, als die Sitte der alten Kirche, das Abendmahl über den Gräbern der Märtyrer zu feiern. Diese Sitte behielt man bei, als man nach den Zeiten der Verfolgungen Kirchen über den Märtyrergräbern baute und stellte den Altar unmittelbar über diesen auf, so daß man durch Oeffnungen auf das in der darunter befindlichen Gruft (Krypta) stehende Grab herabschauen konnte. Auch wurde dieser Brauch auf andere Kirchen übertragen, die nicht über Märtyrergräbern standen und man setzte in dem unteren Theile des Altars (der confessio oder memoria) oder in den Säulen, auf denen der Altar ruhte, oder, wie noch heute, unter der Platte des Altars Gebeine von Märtyrern, auch wohl andere Reliquien bei, so daß kein Altar in der katholischen Kirche als ein geweihter Altar gilt, wo das nicht der Fall ist. Dies betraf den Körper des Altars, der entweder sarg- oder tischförmig geformt war. Ueber demselben erhob sich nun in den alten Kirchen ein auf Säulen ruhendes Dach, wie man es auch wohl an Brunnen und Monumenten findet, das man Ciborium (aus dem griechischen κιβώριον, Hülle, Decke herstammend) oder Altarbaldachin nannte, auf welches viel Kunst, auch wohl viel Pracht verwendet wurde. Zwischen den Säulen befanden sich Querstangen für verschiebbare Vorhänge (Tetravelen), dazu bestimmt, den Altar und die an demselben gefeierte Kommunion den Blicken der Ungeweihten zu entziehen. Dies geschah etwa in den ersten acht Jahrhunderten. Vom 9. Jahrh. an aber kam, wie es scheint, vom Morgenlande her, der Brauch auf, die Reliquien auf dem Altar in, zum Theil mit großer Kunst aus edlem Metall gefertigten, Reliquien-Kästen oder Schreinen auf- und auszustellen. Das berühmte

Sebaldusgrab in der Nürnberger Sebalduskirche von der Hand des Gelbgießers Peter Vischer, obwohl nicht auf einem Altar, sondern gesondert aufgestellt, ist als ein Meisterwerk eines solchen sargartigen Reliquienschreins bekannt. Man bildete dann aber auch die einfache Form noch weiter aus, z. B. in der Gestalt einer dreischiffigen Kirche, und brachte gern an den Langseiten des Sarges in Nischen die Gestalten der zwölf Apostel an. Das berühmteste Prachtstück eines solchen Reliquienschreines ist der der heiligen drei Könige in Köln. Man stellte jedoch diese, theilweise massigen, Reliquienschreine nicht auf den Altar selbst, sondern auf einen An- oder Hinterbau desselben, so daß er eine erhöhte Rückwand erhielt, welche man wie die Vorder- oder Stirnwand (das Frontale) des Altars selbst verzierte und Oberfrontale nannte. Der Ueberbau, das Ciborium, kam darüber mehr und mehr in Abgang. Dagegen war dieses Oberfrontale die Vorstufe zu dem, was man mit dem Ausdruck Hochbau bezeichnet hat.

Im 14. Jahrhundert nämlich vorlor sich die Gewohnheit, die Reliquien auf oder richtiger hinter dem Altar aufzustellen, mehr und mehr, und man begnügte sich mit deren „Beisetzung" im Altar selbst. Gleichwohl behielt man, an das Bildwerk des Oberfrontale gewöhnt, dieses bei, baute diese Rückwände immer höher, breiter und kunstreicher, trug auch kein Bedenken mehr, dieselben, mochten Reliquien darin angebracht sein oder nicht, unmittelbar auf den Altar selbst zu setzen, so daß eigentlich jetzt erst von Altaraufsätzen die Rede sein kann. „Die damals herrschende und je mehr und mehr das Ornamentale ausbildende Gothik fand hier Gelegenheit, ihre zeither mehr im Aeußern, an Portalen, Giebeln, Fenstern ꝛc. geübten kunstreichen und künstlichen Konstruktionen auch an einem Hauptgegenstande des Innern zu entfalten; ingleichen wurde hier der schon im 14. Jahrhundert in Deutschland fleißig betriebenen und im 15. Jahrhundert zu einer großen Vollendung emporgestiegenen Holzschnitzerei, sowie der durch van Eyck um die Mitte des 15. Jahrhunderts verbreiteten Oelmalerei ein weites Feld für ihre Kunstthätigkeit eröffnet. Wunderherrliche Werke sind auf diese Weise entstanden;

aber es ist auch nicht zu verkennen, daß vor den übergroßen und überreichen Bauwerken, welche nun geschaffen wurden, der einfache Tisch des Herrn ungebührlich zurücktrat, und daß es mitunter fast das Ansehn haben konnte, als ob der Altar nur den Untersatz für das darauf gestellte Kunstwerk bilde, also der Altar um des Altarschreins willen, nicht der Altarschrein um des Altars willen da sei. Die häufigste und geläufigste Form dieser Altarschreine, wie sie sich noch in manchen unserer Kirchen entweder auf dem Altar selbst oder auf dem Kirchboden und in der Rumpelkammer finden, sind die sogenannten Flügel-, Klappen- oder Wandelaltäre. Sie bestehen aus einem Untersatze, der sogenannten Predella, in welchen man früher wohl auch Reliquien einsetzte, der aber später gemeiniglich hohl und zur Aufnahme von Bildwerk bestimmt ist. Auf diesem Untersatze steht ein hohler Schrein mit Malereien oder meist mit goldenem oder damascirten Grunde, aus welchem Figuren frei oder im Hochrelief heraustreten. Die Flügelthüren, mit welchen dieser Schrein geschlossen werden kann, zeigen aufgeklappt ebenfalls Figuren, welche aber im flachen Relief gehalten sind, zugeklappt dagegen Malereien. Zuweilen sind diese Flügel doppelt und lassen sich noch einmal aufklappen, so daß an den verschiedenen kirchlichen Festen verschiedene Bilder zum Vorschein kommen. Aus diesen Veränderungen oder Wandlungen erklärt sich der Name Wandelaltäre. Die Blüthenperiode dieser Altarbildungen ist die Spätgothik. Die meisten Heiligenschreine, die wir noch in unseren Kirchen haben, sind aus dem 15., manche noch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts." (Vergl. des Verf. „Altarschmuck" S. 32 ff.)

Zusatz. An dieser Stelle verdienen noch zwei mit dem Altar zusammenhängende Einrichtungen Erwähnung, die zwar unserem liturgischen Brauche dermalen fremd sind, davon sich aber hier und da Reste finden. Die eine ist der s. g. Kredenztisch, auf welchem in ältester Zeit die Oblationen niedergelegt wurden und die Vorbereitungen zur Sakramentsfeier erfolgten. Eine Spur davon hat man bereits in den Katakomben entdeckt, wie oben (S. 25) bemerkt wurde. Hölzerne mit Leinen gedeckte Kredenztische zur Aufstellung der beim Meßdienst erforderlichen Geräthe kommen dann auch weiterhin auf der Kelchseite des Altars vor. — Die andere Einrichtung sind die s. g. Tabernakel, Sakra-

ments- oder Herrgottshäuschen, in die Wand eingelassene oder an derselben oder einem Pfeiler an der Brodseite aufgebaute Schränke, mitunter thurmartig und von überaus zierlicher Gestalt, in welchen das Gefäß mit der geweihten Hostie aufbewahrt wurde. Dieses von der Gothik mit ganz besonderer Vorliebe angefertigte Geräth nahm im 15. und 16. Jahrhundert fast von allen Kirchen Besitz, bis es durch spätere kirchliche Vorschrift unter dem Namen des Tabernakels in die Rückwand des Altars verwiesen wurde.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts, obwohl sie sich vorzugsweise um das Sakrament des Altars bewegte, brachte in Betreff der Struktur des Altars eine wesentliche Aenderung nicht hervor, und es läuft namentlich in der lutherischen Kirche der Altarbau mit dem der katholischen insoweit parallel, als nicht grundsätzliche Unterscheidungen eine Abweichung bedingten. Wohl aber wurde durch die an die Stelle der Gothik tretende Renaissance auf beiden Seiten eine gewaltige Aenderung herbeigeführt. Hatte schon die Gothik sich zu übergroßen Altarwänden verstiegen, so wurde sie hierin von der Renaissance noch weit überboten. Diese fand hier eine willkommene Gelegenheit, mit Säulen aller Ordnungen, Friesen, Architraven und Giebeln zu operiren und Façaden von kolossalen Dimensionen aufzuführen, welche vielleicht akademische Musterstücke sein mögen, hier aber wenigstens nicht am Platze waren, einfach deshalb, weil ein liturgisch bedeutungsloses und blos dekoratives Nebenglied des Altartisches diesen selbst beeinträchtigte und sich überhaupt in einer so ungehörigen Weise breit machte, daß mancher schöne Chor gänzlich dadurch verbaut wurde. Zu solcher Ungeheuerlichkeit fügten die späteren Bauweisen auch noch die äußerste Geschmacklosigkeit in ihren gebrochenen Linien, Verrenkungen, Verschnörkelungen und mit ihren Muscheln, Laubgewinden, Urnen, Blumenfestons und Fruchtschnüren hinzu. Weil aber für solche Bauten in den meisten Fällen Marmor und edle Metalle viel zu kostspielig waren, so nahm man zu Stuck, Holzmarmor, Papiermaché, getriebenem Blech u. dgl. seine Zuflucht und führte mit der Geschmacklosigkeit auch alle Lüge der Prunksäle in die Kirche ein." (W. o.)

Nachdem wir diesen geschichtlichen Ueberblick genommen haben, wird es nun an der Zeit sein, daß wir uns darüber ver-

ständigen, wie wir in unserer Kirche den Altar ansehen und wie wir ihn demgemäß stellen, bauen und schmücken.

Allerdings pflegt man ihn auch in unserer Gemeinde als eine heilige Stätte zu betrachten, aber der Begriff einer heiligen Stätte ist für uns ein anderer als in der römischen Kirche. So wenig wie die Kirche an sich heilig ist, eben so wenig wird sie es auch durch die priesterliche Weihung, sondern sie wird geheiligt durch das Wort Gottes, das Gebet, die Feier des Sakraments. Wie das von der Kirche gilt, so insbesondere von dem Altar. Der Ritus der römischen Kirche verbietet, das Sakrament an einem andern als an einem vorschriftsmäßig konsekrirten Altar zu halten. Wir müssen das für einen Irrthum, für eine Ueberspannung des Begriffs der Weihung oder Konsekration halten, weil dabei Wesen, Kraft und Wirksamkeit von etwas anderem als von dem Worte der Einsetzung abhängig gemacht wird. Es steht ja doch nicht so, daß der Altar das Sakrament, sondern so, daß das Sakrament den Altar macht. Dies ist der eigentliche Grund, weshalb uns mit Recht der Altar als eine vorzugsweise geheiligte Stätte in der Kirche gilt, mehr noch als z. B. die Kanzel, weil auf dieser doch mehr als am Altar die Person des Geistlichen zur Geltung kommt. Hier aber ist der Tisch des Herrn, an ihm wird das höchste Geheimniß unseres christlichen Glaubens gefeiert, die Sakramentsfeier bildet den Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes und es ist ganz natürlich, daß die Ehrerbietung, mit welcher wir diesen gottesdienstlichen Akt betrachten, sich auch auf den Ort überträgt, an welchem wir ihn feiern.

Wenn aber auch der Altar an erster Stelle Abendmahlstisch, Tisch des Herrn ist, so ist er doch nach der vorwaltenden Anschauung zugleich Gebets- und Segensstätte, und diese Anschauung ist liturgisch begründet. Alle die einzelnen Gebetsakte, welche der Geistliche Namens der Gemeinde verrichtet, sind ja ursprünglich Theile der Abendmahlsliturgie und sowohl die allgemeine Segenstheilung, als auch die speciellen Segnungen bei Konfirmation, Beichte, Trauung, Ordination stehen damit im engsten Zusammenhang und erfolgen vom Altar aus; es kann

daher nicht als angemessen erachtet werden, wenn, wie z. B. in der württemberger Kirche geschieht, die meisten liturgischen Akte auf die Kanzel verlegt werden. Selbst das allgemeine Kirchengebet mit dem vorausgehenden Sündenbekenntniß, welches sich in einem großen Theile unserer Kirche unmittelbar an die Predigt anschließt, würde schicklicher und erbaulicher als ein Theil der Altarliturgie behandelt werden.

Wie wir aber auch über die Bestimmung des Altars denken, so steht jedenfalls so viel fest, daß nur ein Altar in der Kirche sein kann, so gewiß als nur ein Taufstein, eine Kanzel. So ist es auch erweislich in den drei ersten christlichen Jahrhunderten gewesen: der Altar galt als Mittelpunkt der Einheit und man bezeichnete die Trennung von der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Ausdruck „einen andern Altar aufrichten". Jetzt ist die Mehrheit der Altäre in der römischen Kirche zur Regel geworden: neben dem Haupt- oder Hochaltar finden sich mehrere, oft zahlreiche Neben-Altäre, und für die einzelnen oft besondere Stiftungen und Priester. Diese Häufung der Altäre, gegen welche selbst kirchliche Verordnungen vergeblich ankämpften, hat ihren Grund in der zunehmenden Heiligenverehrung und dem Begriff des Meßopfers, aus welchem hinwiederum die Privatmessen entsprangen. Man begnügte sich nicht, Reliquien des Titelheiligen (dem die Kirche geweiht war) zu besitzen, sondern man stiftete auch anderen Heiligen und deren Reliquien Altäre in den Kirchen, und die große Zahl der gestifteten Privatmessen machte mancherorts mehrere Altäre geradezu nothwendig. Die griechische Kirche, bei welcher die Privatmesse nie Eingang gefunden hat, hat auch nur einen Altar. Auch wir müssen auf das Bestimmteste gegen die Mehrheit der Altäre protestiren, denn sie streitet wie gegen die Einheit des Mittleramtes Christi, so gegen die Einheit des Gottesdienstes, oder gegen die Einheit des Hauptes und des Leibes. Darum fand auch an diesem Punkte die Toleranz der sächsischen Reformation, welcher man gewiß nichts was wie Kirchen- oder Bildstürmerei aussieht, nachsagen kann, ihre Grenze, und es ließ z. B. der Reformator Braunschweigs, Bugenhagen, alle Altäre, welche noch nicht abgebrochen

waren, aus den dortigen Kirchen entfernen. Wo die Nebenaltäre noch stehen geblieben sind, wie z. B. in der Kirche von St. Lorenz in Nürnberg, stehen sie nur noch als Denkmäler, aber es wird nicht mehr an ihnen fungirt.

Ausnahmen, welche aber durchaus nicht die Regel aufheben, wird man ja auch hier zulassen müssen. Wenn man in Sakristeien oder Kapellen, welche zu kleinen Versammlungen und Privatgottesdiensten dienen, einen Altar aufstellt, so nimmt Niemand Anstoß daran, und ebenso dürfte es unbedenklich sein, wenn in einer für das dermalige Bedürfniß zu großen Kirche etwa unter dem großen Scheidebogen ein kleinerer Altar aufgerichtet und an diesem in größerer Nähe der theilnehmenden Gemeinde die allgemeine Liturgie gehalten wird, während die Feier des heiligen Mahles an dem großen, eigentlichen Altar stattfindet.

Wie man den Altar bauen soll, ob *steinern* oder *hölzern*, darüber wird man keine Vorschrift machen dürfen: die älteste Kirche begnügte sich auch mit hölzernen Altären, aber Stein hat mehr den Charakter des Monumentalen; jedenfalls muß der Altar ein *feststehender* sein. Ein nur zur Kommunion aufgestellter Tisch, wie er sich in den streng reformirten Kirchen Hollands und Schottlands findet, widerstrebt dem lutherischen Bewußtsein noch viel mehr als ein transportabler Taufstein. Ob man den Altar schlicht als Würfel aufmauert oder auf Säulen stellt, architektonisch gliedert und dabei statt gewöhnlichem Haustein feinere polirfähige Steinarten verwendet, wird frei stehen. Im ersteren Falle ist es unerläßlich, ihn durch Altargewänder zu verkleiden, damit er nicht roh erscheine; doch wird man diese auch im anderen Falle nicht ganz entrathen können. (Siehe darüber § 51.) Als *Tisch* muß sich der Altar wie durch seine Gestalt, so auch durch seine Bedeckung kennzeichnen.

Welches aber ist der ihm gebührende *Platz*? Der allgemeine Brauch hat darüber entschieden, und es kann vom Standpunkt unserer Kirche aus und nach Allem, was wir im Vorhergehenden behandelt haben, keine Frage mehr sein. Ist das Abendmahl der Höhepunkt des gesammten Gemeindegottesdienstes, so gebührt dem Abendmahlstisch auch der Platz, wohin Aller Augen

sich richten, das ist der Schlußpunkt des Gebäudes, der hohe Chor, und hier steht er, so ist's in der Ordnung, frei, von keinem Gestühl umgeben, von allen Seiten zugänglich und durch Stufen um etwas über dem an sich schon höheren Altarraum erhöht. Weil es ziemlich allgemein Sitte ist, daß die Kommunikanten, indem sie auf der einen Seite das Brod, auf der anderen den Kelch empfangen, um den Altar herumgehen, so kann dieser nicht zu nahe an die Wand gerückt werden, auch wäre es deshalb eigentlich schicklich, daß er auch auf der Rückseite vollständig gegliedert und geschmückt sei, wenigstens ist darauf zu sehen, daß der Platz hinter dem Altar nicht, wie es wohl geschieht, wie ein Winkel behandelt werde, wo man bequem allerlei Gerümpel ablagert, denn an der Stelle, welche der Christ in dem feierlichsten Augenblicke des Gottesdienstes betritt, soll nichts Fremdartiges oder gar Unsauberes ihn stören. An der Frontseite des Altars ist ein Podest für den fungirenden Geistlichen, und dieser, wie die Stufen, auf denen die Kopulanden ꝛc. knieen, ist aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit mit Teppichen belegt. In den meisten lutherischen Kirchen nimmt der Geistliche bei den Gebetsakten dieselbe Richtung wie die Gemeinde ein und nur, wo er segnend oder ermahnend mit dieser handelt, wendet er sich ihr zu. Nur in manchen Gegenden steht er hinter dem Altar, der Gemeinde stetig zugewendet. Das Sakrament wird über die an den Seiten angebrachten Schranken oder Brüstungen gespendet, vor denen, wo die schöne Sitte des Kniebeugens erhalten ist, Kniebänke für die Kommunikanten angebracht sind. In manchen Kirchen sind auch noch Chorschranken, welche den ganzen Altarplatz abschließen und deren Pforten bei Beginn der Kommunion geöffnet werden. In einigen Gegenden Pommerns soll es auch Sitte sein, daß den Kommunikanten über diese Chorschranken hinüber das Sakrament gereicht werde: dies dürfte jedoch einen etwas hierarchischen Schein haben und an den unserer Kirche fremdartigen Lettner erinnern.

Daß und warum es ungehörig sei, hinter oder über den Altar, oder, wie es am häufigsten geschieht, in die Altarwand hinein die Kanzel zu bauen, haben wir bereits oben (S. 212)

gesehen; wohl aber müssen wir noch die Altarwände oder Altaraufsätze selbst ziemlich bestimmt beanstanden, und dies um so mehr, weil man sie vielfältig für ein nöthiges Stück hält und, wenn man eine Kirche noch so dürftig hergestellt hat, doch vermeint, ohne ein Altarbild oder so etwas gehe es nicht ab. Nun sollen zwar alle wirklichen Kunstwerke dieser Art nicht verachtet werden, auch ist es ganz löblich, wenn man für die heiligste Stätte des Hauses das Beste, was man vermag, zu thun sich für schuldig erachtet; es soll nur das geltend gemacht werden, daß es sich hier nicht um ein bauliches Glied handelt, welches eine liturgische Bedeutung hat, und daß man ein solches unmöglich blos um deßwillen befürworten kann, um dem Maler oder Bildschnitzer Gelegenheit zu geben, seine Kunst zu zeigen. Jedenfalls sind die kolossalen, den Altar erdrückenden und den Chorabschluß verfinsternden Aufsätze, mit oder ohne Kanzel, entschieden vom Uebel, ein mäßiges Oberfrontale dagegen (S. 224), zur Aufnahme von Kreuz und Leuchtern bestimmt, würde einen Zweck und Sinn haben, noch mehr der in neuerer Zeit nur schüchtern erst wieder aufgetretene Altarbaldachin, der zugleich ein schönes Objekt für den Baukünstler bieten würde.

Um den Altar ausschließlich seiner Bestimmung zu erhalten ist ein Lesepult unerläßlich; auf dem Lande wird es außer zu den kirchlichen Lektionen und manchen Reden auch gebraucht, wenn der Küster eine Predigt lesen muß. Daß dann, wie es vorkommt, an den Altarstufen eine Art Notenpult aufgepflanzt werde oder daß man den Taufstein durch Anbringung eines Pultes auf den Deckel zu diesem Behufe mitbenutze, ist unpassend; man wird vielmehr auch dem Lesepulte einen festen und eigenen Platz anzuweisen haben, etwa unter der Kanzel oder in der Längenachse der Kirche beim Beginn des Altarplatzes, in unmittelbarer Nähe der Gemeinde. Die älteste Kirche hatte zu dem Zwecke der Vorlesungen die Ambonen (siehe S. 31), die mittelalterliche in Stifts- und Klosterkirchen die von daher den Namen führenden Lettner (siehe S. 48) und wenn man Lust und Mittel hat, das Lesepult kunstreich zu gestalten; so fehlt es nicht an schönen Vorbildern in Schnitzwerk und in Metallguß.

Sehr beliebt war die Einrichtung, den eigentlichen Pultdeckel von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln, dem Symbol des Evangelisten Johannes, tragen zu lassen und es kommen dergleichen Adlerpulte sowohl auf Ambonen, oder auch als selbständige Lesepulte vor; man hat auch in neuerer Zeit mit verschiedenem Glück diesen älteren Bildungen nachgestrebt. Muß man sich mit einem einfacheren Pulte von Tischler- oder Zimmererarbeit begnügen, nun so kann man ihm ja noch wie den anderen kirchlichen Stätten, Altar, Kanzel, Taufstein, durch einen der Gemeinde zugewendeten Ueberwurf (Pultdecke) einen Schmuck verleihen.

§ 45. Die Einrichtung für das Gemeindebedürfniß: das Gestühl und die Emporen.

Die Kirche ist das Versammlungshaus der Gemeinde, und es versteht sich ja von selbst, daß dieser der nöthige Raum beschafft werden und daß dies eine Hauptrücksicht bei Entwerfung des Grundplanes wie der ganzen Anlage sein muß. Freilich nicht die einzige, auch werden die Procentalsätze, welche man für das Verhältniß von Frequenz und Raum aufgestellt hat, nach der Bauweise und dem örtlichen Bedürfniß manche Modifikation erleiden müssen. Dabei haben die Kirchenbesucher nicht blos überhaupt ein Unterkommen, sondern in der Hauptsache auch ein bequemes Unterkommen zu beanspruchen. Von Komfort kann ja in der Kirche nicht die Rede sein, aber man soll auch nicht sagen, es sei ausreichend, daß man einen Platz zum Stehen und zum Knieen habe. Das mag für Ausnahmsfälle ausreichen; aber erstlich ist zu bemerken, daß unsere Gottesdienste bei dem Gewichte, das wir mit Recht der Predigt beilegen, auf eine längere Dauer berechnet sind, und dann haben wir unter unsern Kirchgängern auch Alte, Schwache und Kranke. Unsere Kirchensitze müssen daher zweckmäßig und so konstruirt werden, daß man bequem sitzen, stehen und knieen kann; denn sind sie auch nicht dazu da, um es sich bequem zu machen und wohl gar ein Kirchenschläfchen darin zu halten, so sind sie doch auch nicht dazu bestimmt, dem Körper eine Pönitenz aufzu-

legen; sie müssen daher die nöthige Weite, nicht zu steile Lehnen und passende Trittbreter haben, welche auch das Knieen ermöglichen, das ohnehin Vielen ein ungeläufig Ding ist. Man hat für alle diese Bedürfnisse auch Zahlen ermittelt, es wird aber immerhin sehr gut sein, wenn man die Sache vorher *ausprobirt* und lieber etwas an Raum zulegt als abzieht.

Daß das für die Gemeinde bestimmte Gestühl sich auf das *Schiff* zu beschränken habe und unter allen Umständen von dem, ausschließlich für den liturgischen Theil des Gottesdienstes bestimmten, Chorraum fern zu halten sei, wird nach dem, was wir oben (S. 114) besprochen haben, sich von selbst verstehen, was aber die *Anordnung* und *Gruppirung der Sitze im Schiff* anlangt, das wird von dem gegebenen Raume und seiner Vertheilung abhängig sein müssen und nicht irgendwie die gegebenen Baulinien störend unterbrechen dürfen. Schönheitssinn und Zweckmäßigkeit werden dabei vielleicht manchmal in Konflikt kommen. So wird es z. B. in kleineren Kirchen um der Raumbenutzung willen zweckmäßig erscheinen, das Gestühl querdurch aufzustellen und nur an den Seiten Gänge offen zu lassen, aber durch den Wegfall des Mittelganges wird der Eindruck der Längenrichtung des Schiffes aufgehoben. Man erwäge das Alles im voraus. Wo das *Verlösen* der Stühle noch üblich ist — und man sollte nicht aus abstrakten Gründen unbedingt dagegen sein — dulde man nicht, daß der Eigenthümer aus Vornehmthuerei oder aus Bequemlichkeitsrücksichten an seinem Sitze herumbaue, Schränkchen oder Polstersitze anbringe und die letzteren wohl gar zum Aufklappen und Anschließen einrichte und so für Andere unbrauchbar mache. Dergleichen Eigenthums- und Vorrechte gelten nicht in dem Hause Gottes und der Gemeinde. Auch alles Hemmende und Beengende muß fern gehalten werden, daher lasse man in neuen Kirchen durch Thürchen, Schiebefenster, Gitterwerk u. s. w. abgeschlossenes Gestühl, wie sich dergleichen Gerümpel und Gekästel in alten Kirchen findet, nicht wieder aufkommen; auch hohe Rücklehnen, wenn auch vielleicht geschmackvoll bekrönt und sauber geschnitzt, möchten zu widerrathen sein, und nur etwa die Wangstücke der Kirchenbänke

dürften Gelegenheit zu ziervolleren Gestaltungen geben, ohne sperrend und beengend zu wirken.

Zusatz. Die wunderschönen alten Chorstühle haben bei größeren städtischen Kirchenrestaurationen eifrige Bauherren und selbstbewußte Holzbildhauer verlockt, diesen nachzustreben und in Ermangelung von Chorherren hat man diese Chorstühle etwa den Kirchenvorständen zugewiesen. Es dürfte aber kaum räthlich sein, ein ganz fremdes Reis in unseren Kirchenbaum einzupfropfen, d. h. ein für einen anderen Zweck eigens geschaffenes Gestühl in eine einfache Pfarrkirche einzuführen und dabei Vergleichungen hervorzurufen, welche unserer jungen Kunst nur Demüthigungen bereiten könnten. Wir haben zur Zeit Nöthigeres zu thun.

Wir kommen zu den Emporen. Die alte Kirche und das Mittelalter hatten sie nur, wo ein besonderes Bedürfniß sie erforderte: im Morgenlande that dies die Sitte der strengen Absonderung der Geschlechter, im Abendlande kommen sie fast nur in Klosterkirchen und zwar im Westen als Nonnenemporen vor. Die in den mittelalterlichen Kirchen über den Seitenschiffen erbauten Galerien sind nur als „Laufgänge" zu betrachten; die eigentlichen Männeremporen (Mannchöre, Princhen) aber, welche über den Seitenschiffen angebracht sind, auch wohl in das Mittelschiff vorspringen, treten erst in den Hallenkirchen des 16. Jahrh. auf und sind auf den Predigtgottesdienst berechnet. Um desselben willen werden sie auch selten zu entbehren sein, aber trotzdem man sich dermalen so an diese Emporen gewöhnt hat, daß man sie als ein nothwendiges Glied des Kirchengebäudes zu betrachten geneigt ist, müssen wir dabei beharren, was wir oben (S. 111) ausgesprochen haben, daß sie nur ein nothwendiges Uebel sind, die Idee der Einheit der Gemeinde und, wo sie nicht ganz besonders geschickt mit dem Ganzen zusammengebaut sind, das Schönheitsgefühl gleichmäßig beeinträchtigen. Hier ist nur noch Folgendes beizufügen. Bei Emporen mit mehreren Sitzreihen stellt man diese gern amphitheatralisch hinter einander; es will aber etwas roh und schiffsbaumäßig erscheinen, wenn die gesammte Balkenlage des Fußbodens von unten zur Ansicht kommt und wenn man, vielleicht des Lichtes halber, meint, dies nicht vermeiden zu können, so wird man wenigstens darauf Bedacht nehmen

müssen, daß die Tragbalken und die Dielung mit Rücksicht darauf sorgfältig bearbeitet, gegliedert und abgefärbt werden. Das Einfachste aber wird sein, wenn die Unterfläche der Emporen horizontal verschaalt und in derselben Weise wie die Decke behandelt wird. Von den Sitzbänken gilt dasselbe, was von denen im Schiff gesagt wurde, dagegen kommen hier die Brüstungen besonders in Betracht, insbesondere deren Außenseite, welche vom Schiff aus so bedeutend in's Auge fallen. Das Erste wird sein, daß man die lange Flucht derselben, den Pfeiler- oder Fensterabständen und sonstigen Bauverhältnissen entsprechend, theilt und angemessen gliedert. Demnächst wird hier Gelegenheit zu einfacher oder reicherer Flächendekoration geboten: in manchen Kirchen der letzten Jahrhunderte findet man an diesen Emporenbrüstungen ein groß Stück biblischer Geschichte gemalt, anderwärts hat man recht treffend gewählte Bibelsprüche in die einzelnen Felder eingetragen, und wenn man sich angesichts der allerdings oft recht unzulänglichen Leistungen der ersteren Art nicht so leicht an eine Nachfolge wagen wird, so verdient das letzte Verfahren um so mehr empfohlen zu werden. Hier ist auch eine günstige Gelegenheit für den Pfarrer, unmittelbar mitzuwirken.

§ 46. Die Kapellen und Sakristeien.

Unter Kapellen versteht man bei uns gemeiniglich die im Schiffe an- oder eingebauten, auch wohl mit den Emporen in Verbindung stehenden oder selbständig an die Wände angehefteten separaten und zu privater Benutzung bestimmten Nebenräume, welche man auch „Betstübchen" und, als wenn die Kirche ein Theater wäre, „Logen" nennt. In wie fern dieselben, als die Einheit des Kirchengebäudes störend, nachdrücklich zu beanstanden und in wie weit sie etwa zulässig sind, davon ist oben (S. 112 f.) die Rede gewesen, hier sei nur das bemerkt, daß, wo sie unvermeidlich sind, bei ihrer Ausstattung wenigstens aller Luxus und Komfort und überhaupt Alles zu vermeiden ist, was das Gefühl der Gemeinsamkeit stören oder gar ein weltliches und profanes Wesen in die heilige Stätte einführen könnte.

Ebensowenig können wir von Kapellen in dem Sinne reden, wie es deren in den katholischen Kirchen viele giebt, welche irgend einem Heiligen oder auch einem heiligen Gegenstande, einer Reliquie, gewidmet und für welche besondere Gottesdienste, Altäre, Priester gestiftet sind. Dagegen sind gewiß unbedenklich derartige kirchliche Nebenräume, welche für einzelne gottesdienstliche Akte, an denen nicht die ganze Gemeinde Theil nimmt, bestimmt sind, und die sich vielleicht besser in einem etwas begrenzteren Raume vollziehen lassen: der Art würden Tauf- oder Traukapellen und Beichthallen sein. Und auch dagegen wird kaum etwas zu sagen sein, wenn man in schicklicher Weise Räumlichkeiten mit der Kirche in Verbindung setzt, welche nicht einen eigentlichen gottesdienstlichen Zweck haben, aber doch zu kirchlichen Verrichtungen dienen. So finden sich z. B. an größeren Kirchen Zimmer für den Konfirmandenunterricht oder auch zu Versammlungen von Geistlichen oder kirchlichen Kollegien, vergleichbar mit den Kapitelsälen der Domkirchen. Diese letzteren werden ihrer Bestimmung gemäß mehr wie würdige Lehr- oder Rathsäle auszustatten sein, während dagegen die für eigentlich kirchliche Handlungen bestimmten Räumlichkeiten auch ein mit der gesammten kirchlichen Einrichtung zusammenstimmendes Mobiliar werden haben müssen.

Einen Nebenraum, der gewissermaßen die meisten der genannten Bestimmungen in sich vereinigt, wird jede, auch die kleinste, Kirche haben, die Sakristei, welche den Aufenthaltsort für die den Gottesdienst leitenden oder ihm beiwohnenden Geistlichen bildet, wo nicht blos mancherlei kirchliche Nebengeschäfte zu erledigen sind, sondern auch wohl einzelne wichtige geistliche Handlungen verrichtet werden, — als: Taufen bei strenger Kälte, stille Trauungen, Beichthandlungen, Privatkommunionen von Kränklichen und Gebrechlichen, seelensorgerische Besprechungen u. dergl. Daneben werden wohl auch die gottesdienstlichen Gewänder und Gefäße, die Kirchenbibliothek und selbst der Kirchenschatz darin verwahrt, weshalb denn auch die Sakristeien in älterer Zeit die verschiedensten Namen führen (armaria, vestiaria, gazophylacia, Garvehäuser, Treskammern u. s. w.) und aus

dicken Steingewölben, mit Eisenthüren und Gittern verwahrt, bestehen. Es dürfte aber räthlicher sein, Geld und Geldeswerth anderswo sicher unterzubringen und dagegen für eine helle, trockene und luftige Sakristei zu sorgen, weshalb auch nicht dringend genug angerathen werden kann, sie auf der Südseite anzubringen. Die dunklen, kalten, feuchten, oft kellerartigen Gewölbe, die man an manchen Orten trifft, sind geradezu abschreckend und ein Unrecht gegen den Pfarrer, der einen guten Theil seines Lebens in einem solchen ungesunden Raume zubringen muß. Ob die Sakristei heizbar herzustellen sei, bleibe dahingestellt: kann der Pfarrer darauf verzichten, so ist es desto besser, daß er nichts vor den Gemeindegliedern voraus hat. Wird, wie in neuerer Zeit vielfach geschieht, für die gesammte Kirche Heizung eingerichtet, so wird ja natürlich die Sakristei nicht übersehen werden dürfen. Daß sie in jeder Beziehung sauber sei, daß man sie nicht zum Ablagerungsplatz von allerlei Gerümpel benutze, daß sie auch des nöthigen Mobiliars nicht ermangele, würde nicht zu erwähnen sein, wenn man nicht so oft das Gegentheil wahrnehmen müßte. Doch soll sie deshalb nicht einem Wohnzimmer oder auch nur einer Studirstube gleichen; es ist vielmehr schön, wenn auch die Sakristei, wie schlicht sie immer sei, alsbald den Charakter des Hauses zeigt, zu dem sie gehört, und auch das Geräth — ein Tisch, ein paar Stühle, ein Schrank, ein Betschemel werden kaum zu entrathen sein — zu dem Gesammtstile des Gebäudes stimmen. Ein kleiner Altar für die oben genannten geistlichen Funktionen wird nicht zu verwerfen, im Gegentheil recht zweckmäßig sein, um so mehr aber erfordern, daß Alles, was einen profanen Anstrich hat, ferngehalten werde.

Wenn an einer Kirche mehrere Geistliche amtiren, auch wohl noch verschiedene Kirchendiener ab- und zugehen, wird eine größere Anlage erforderlich sein, welche auf die besonderen örtlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen hat, es wäre denn daß man es vorzöge, mehrere Sakristeien anzulegen.

§ 47. Orgel- und Sängerchor. Diese beiden fallen jetzt wohl ausnahmslos zusammen und wir können es uns kaum anders denken; aber von Anfang

ist es nicht also gewesen, denn einen Singechor hat es je und je in der Kirche gegeben, ja er hat durch seine Aufstellung am Eingang des Altarraums dem Theile der Kirche, den wir im Gegensatz zum Schiff den Chor nennen, den Namen gegeben, aber die Orgel, von der wir nachher noch besonders reden (§ 55), ist erst eine Erfindung späterer Jahrhunderte. Als sie ihren Einzug in die Kirche hielt, ist ihr der Sängerchor, für den sie zunächst bestimmt war, nachgezogen und hat mit ihr als ziemlich stetigen Platz die Westseite, dem Altar gegenüber, in der Nähe des Thurmes eingenommen, welcher sich für Aufnahme der Bälgekammer besonders empfiehlt, und allerdings scheint das, schon um des liturgischen Wechselgesanges willen der schicklichste Platz. Doch ist es auch nicht zu verwerfen und könnte unter Umständen räumliche Vortheile gewähren, wenn da, wo der Thurm seitlich angebracht ist, auch die Orgel dort aufgestellt würde. Selten wird es vorkommen, was man in der Hofkirche zu Innsbruck sehen kann, daß Orgel- und Sängerchor auf einem Bogen zwischen Schiff und Altarraum aufgestellt sind: es mahnt dies an die uralte Stellung der kirchlichen Sänger, aber auch an die Scheidewand des Lettners, welche wir für unsere Kirchen ablehnen müssen. Am ungeschicktesten ist offenbar das Anbringen der Orgel- und Sängertribüne hinter und über dem Altar, wie man das nicht blos in manchen engen Landkirchen, sondern z. B. auch in der Frauenkirche zu Dresden findet, einer Kirche, welche überhaupt ohne alles liturgische Verständniß angelegt ist. Ebenso dürfte es zu widerrathen sein, daß man diese Empore im oberen Stockwerk unmittelbar unter der Decke anbringe. Es kann das möglicherweise in musikalischer Beziehung sich empfehlen und Orgelton und Chorgesang auf diese Weise wie aus höheren Sphären erklingen, aber dieser Effekt wird durch solche weite Scheidung des Sängerchors von dem Gemeindegesang und dem Altardienst zu theuer erkauft, und es dürfte dadurch nur die Entfremdung und Emancipation des Sängerchors vom Kirchendienst, welche man ohnehin hat wahrnehmen wollen, befördert oder doch symbolisirt werden.

Der Raum für diese Empore werde so reichlich wie mög-

lich bemessen: bei einem gemischten Chor und besonders bei Instrumentalmusik ist eine freie Aufstellung und darum gehöriger Raum von Nöthen; auch sucht Mancher, der sonst keinen Platz hat, auf der Orgeltribüne einen solchen, und, was besonders wichtig, die am Gottesdienst theilnehmende Schuljugend ist vorzugsweise, oft ausschließlich, dahin gewiesen. Es wird dadurch freilich nöthig werden, daß sie etwas weiter in die Kirche hineingebaut werde, aber die Plätze im Schiff, welche dadurch verloren gehen oder verdüstert werden, sind ja ohnehin die wenigst gesuchten. Will man um ihrer Bestimmung willen die Orgeltribüne vor den übrigen Emporen auszeichnen, so wird das durch eine reichere Ausstattung der Brüstungen nach Form und Farbe geschehen müssen, in Uebereinstimmung mit dem Bau und der Staffirung des Orgelgehäuses.

VI. Die Ausstattung.

§ 48. **Das Sakramentsgeräth. a. Das Abendmahlsgeräth: der Kelch und die Patene. Das Ciborium. Die Abendmahlskanne.** (Anhang. **Das Krankenkommuniongeräth.**)

Zum Unterschied von der Einrichtung denken wir bei der Ausstattung an das Mobiliar im engern Sinne oder an das Geräth, und beginnen da, wie billig, mit dem Altar- oder dem Abendmahlsgeräth. Da ist es aber hinwiederum der Kelch, welcher die sorgfältigste Ausbildung erfahren hat, für den das kostbarste Material und auf den die größte Kunst verwendet worden ist und der zum Symbol der Abendmahlshandlung, ja oftmals des ganzen christlichen Glaubens geworden ist. Die Patene, der flache Teller, von dem das Brod gespendet wird, ist gewissermaßen zu einem Zubehör des Kelches geworden und ist so geformt, daß sie auf den Kelch gesetzt wird und in entsprechender Größe über ihn hervorragt.

Als die christliche Kirche noch allenthalben im Kleide der Armuth einherging, war auch das vornehmste Kirchengeräth von geringem Stoff gebildet, so daß ein späterer Kirchenlehrer die

Christen seiner Tage beschämend auf die Zeit verwies, wo „die Kelche hölzern, aber der Glaube golden“ war; doch wurde es frühzeitig Sitte und später (Concil zu Rheims 813) auch kirchliche Vorschrift, den Kelch aus edlem Metall zu fertigen und nur ganz armen Kirchen wurden zinnerne Kelche nachgelassen; insbesondere wurde das poröse Holz (propter raritatem), das zerbrechliche Glas (propter fragilitatem) und das der Oxydirung unterworfene gemeine Metall (ob tetrum saporem) verboten. Hierbei möchte es — um damit sogleich die Materialfrage zu erledigen — auch heute noch sein Bewenden haben. Probehaltiges, d. i. bleifreies Zinn ist bei Kelch wie bei Kanne unbedenklich, läßt sich sauber, ja glänzend erhalten und ist nur beim Putzen mit großer Vorsicht zu behandeln, da es sich gar zu leicht verbiegt; ein schöner Krystallbecher wäre ja auch nicht zu verwerfen, aber wenn er auch noch so sorgfältig in Acht genommen würde, so würde bei dessen Gebrauch schon der Gedanke der Zerbrechlichkeit störend sein und Unsicherheit erzeugen; jedenfalls aber müssen Metallkompositionen, wenn sie neu auch noch so schön glitzern und noch so sehr angepriesen werden, entschieden widerrathen werden, es wäre denn, daß sie durch gute innere Vergoldung gegen die Gefahr des Oxydirens gesichert sind, und auch dann bleibt es nur ein Nothbehelf. Wo es immer möglich ist, verwende man zu dem Kelche, wenigstens zu dem Becher, nur Silber; das Gestell könnte ja allenfalls von unedlem Metall sein und versilbert oder vergoldet werden. Vergoldung ist unter allen Umständen das Schönste und auch silberne Kelche müssen der Sicherheit wegen im Innern vergoldet sein.

Was nun die Form betrifft, so mag es ja wohl sein, daß man bei dem christlichen Kelch von dem antiken Trinkgefäß ausgegangen ist, es hat sich aber bald ein bestimmter Typus herausgebildet, der ebenso schön als zweckmäßig ist und unter allen Umständen festgehalten werden muß, damit dieses heilige Gefäß schon durch seine Form als solches sich kennzeichne und Niemand auf den Gedanken komme, er habe einen Schützen- oder Jagdpokal oder sonst ein profanes Gefäß vor sich, wie dergleichen in unseren Gold- und Silberhandlungen beliebig bald zu dem einen,

bald zu dem anderen Zwecke verkauft werden. Darum unternehme es kein Künstler, einen Kelch nach eigenen Einfällen oder auch nach antiken Vorbildern neu konstruiren zu wollen; auch beim Festhalten an dem recipirten Typus giebt dieses ehrwürdigste aller Gefäße ihm noch Gelegenheit genug, in seinen Linien wie in seiner Verzierung den Schönheitssinn und die Kunst des Meisters zu erproben.

Man unterscheidet an dem Kelch drei Theile: den Fuß, das Gestell, auf welchem er ruht, den Knauf, an dem oder auch unter dem er gefaßt wird, und den Becher oder die Kuppa für seinen Inhalt. Diese drei Theile entsprechen der dreifachen Bestimmung des Kelches: er ist Standgefäß, wird vor und nach der Feier auf den Altar aufgesetzt und von dem fungirenden Geistlichen wiederholt aufgenommen und abgesetzt, er muß daher einen ganz sichern, festen Stand haben; er ist ferner Spendegefäß, muß sicher in der Hand des Spendenden ruhen und von diesem in jeder Weise leicht zu handhaben sein; er ist endlich und hauptsächlich Trinkgefäß, sein Inhalt muß leicht abfließen und gegen Verschütten von Seiten des Spendenden und Trinkenden möglichst gesichert sein. Man sieht, wenn man die Entwicklung der Kelchbildung überblickt, ganz deutlich, wie man diesen Rücksichten mehr und mehr zu entsprechen suchte.

Zusatz. Der Abendmahlskelch (calix zum Unterschied von poculum) mag wohl nach dem Typus der antiken, bei den Gastmählern der Römer zu den Libationen gebräuchlichen Trinkgefäße gebildet sein. Diese bestanden aus zwei durch einen Mittelknopf verbundenen gleichgroßen Trinkschalen, welche beide beliebig gebraucht werden konnten. Es sind uns aber aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert nur einige wenige aufbehalten und auch diese haben schon eine unverkennbare Kelchform. Der als ältester Kelch bezeichnete „Stifterbecher" in dem von Herzog Thassilo im J. 777 gegründeten Kloster Kremsmünster, ist doch wohl kein Abendmahlskelch, sondern ein Trinkmaß, und die andern aus dem 10. und 11. Jahrhundert sind entweder sogenannte „Sepulkralkelche", kleine und dünne Kelche, welche den Bischöfen mit in das Grab gegeben wurden, oder doch zu privatem Gebrauche bestimmt. Erst in der romanischen Periode, im 12. und 13. Jahrhundert, begegnen uns zahlreiche Kelche und diese in entschiedener Ausprägung. In der Zeit vor der Kelchentziehung, welche mit dem 13. Jahrhundert allgemein wurde, findet sich

noch außer den bei dem Meßdienst verwendeten Meßkelchen eine eigenthümliche Art von großen Kelchen, welche nicht in einer Hand gehalten werden konnten, sondern mit Henkeln versehen waren, und aus welchen nicht in gewöhnlicher Weise getrunken, sondern mittelst einer Röhre (fistula) gesogen wurde. Abgesehen von diesen „Henkelkelchen", deren nur drei in Deutschland bekannt sind, im Stift Peter zu Salzburg, im Kloster Wilten bei Innsbruck und im Kloster Marienstern in der Sächs. Oberlausitz, und die nur durch ihre Größe und die Henkel sich unterscheiden, haben wir noch eine große Anzahl von Kelchen aus der romanischen Periode. Sie kommen darin überein, daß die Trinkschale oder der Becher (cuppa) nahezu oder völlig halbkugelig, und der Fuß kreisrund sind und durch einen kugelförmigen Knauf (nodus oder pomellum) getrennt werden. In den früheren Zeiten ist der Fuß mehr flach gehalten, der Knauf nur etwa durch Ringe oder schmale Glieder von Fuß und Kuppa getrennt; später werden diese Mittelglieder etwas größer, der Fuß etwas höher, der ganze Kelch gestreckter. Dagegen wird der erst völlig kugelförmige, nur mit schönem Rankenwerk übersponnene Knauf weiterhin etwas flacher gedrückt, eingeschnitten und es giebt sich, wie bei einer sich entwickelnden Blume, immer mehr die Neigung kund, sich zu zertheilen, ja es treten schon die Stäbe und Schilder hervor, welche in der späteren Periode nie fehlen. Hierbei ist, wie bei allen s. g. Kleinkünsten, zu bemerken, daß in den Werkstätten der Goldschmiede noch lange darnach, nachdem in der Architektur bereits ein neuer Stil herrschend geworden war, nach den Grundtypen und Traditionen der früheren Periode und des alten Handwerks fortgearbeitet wird, wenn auch dabei die neue Zeitrichtung sich mit geltend macht.

Seine vollkommene Ausgestaltung hat der Kelch in der gothischen Periode gefunden. Der gothische Kelch kennzeichnet sich gegenüber dem innerhalb der Kreislinie und Kugelform sich bewegenden romanischen durch Anwendung des Polygons und Kreissegments. Der Fuß behält zwar bei den früheren und einfacheren Kelchen noch die kreisrunde Form, aber er fängt auch da an, sich schlanker zu erheben und weiterhin zerlegt er sich fast regelmäßig in die Form der meist sechs-, auch wohl fünf- und achtblätterigen Rose mit mehr oder weniger tief eingeschnittenen Blättern. Dieser Theilung folgt der aus dem Fuße als dessen Fortsetzung und Träger des Knaufes sich entwickelnde Schaft, zuweilen abgetrennt durch eine Versimsung, und ebenso der Knauf, der mit seinen Einkerbungen im Durchschnitt die Form eines Sternes hat. Aus ihm wachsen regelmäßig kürzere oder längere cylindrische oder prismatische Zapfen oder Stäbe (rotuli) heraus, über ihm setzt sich der Schaft wie unten fort und ein kleines Glied vermittelt den Uebergang zum Becher, welcher statt der halbkugeligen eine ei- oder trichterförmige Gestalt annimmt. So steht der gothische Kelch in seinen gelungensten Verhält-

nissen dem romanischen gegenüber, wie eine in voller Ebenmäßigkeit zur Blüthe entwickelte Pflanze der noch in Jugendkraft mit schwellenden Gliedern der Entwicklung harrenden.

Natürlich sind nicht alle gothischen Kelche gleich schön gebildet, noch weniger hat die Gothik auch bei diesen Arbeiten ihre ursprüngliche Einfachheit und die Reinheit ihrer Formen bewahrt. Es kommt weiterhin in das Profil eine gewisse Unruhe, es treten geschweifte Linien auf und es bereitet sich die unzweckmäßige und häßliche Tulpenform der späteren Zeit vor. Insbesondere war es ein verhängnißvoller Irrthum der Spätgothik, die architektonischen Gliederungen als Ornament ohne Weiteres auch auf die Bildung der Gefäße zu übertragen, ohne zu fragen, ob sie hier auch einen Zweck zu erfüllen haben oder nicht vielmehr geradezu hinderlich sind, wie dies z. B. an den Kelchen der Fall ist, deren Schäfte mit Strebepfeilern und Strebebögen umstellt und mit einer Menge von Maßwerk verziert sind, welche den Kelch in der Hand des Administranten ganz ungeführlich und seine Reinigung höchst schwierig machen.

Noch im 16. Jahrhundert, ja bis in die Tage hinein, wo die der Kirche wieder aufgedrungene Antike sich aller Kunstgebiete bemächtigte, sehen wir die Goldschmiede noch nach den alten Traditionen Kelche fertigen, wenn auch in der nüchternen und schwerfälligen Weise der absterbenden Gothik, so doch noch in richtiger Konstruktion. Aber das Behagen an den geschwungenen Linien der Renaissance machte sich doch bald auch hier geltend: der Becher erhielt die unschöne und zweckwidrige Tulpen- und Glockenform, der Ständer wurde in allen seinen Theilen auf das Willkürlichste behandelt und man erging sich, unbefriedigt von dem schlichten, edlen Profil der alten Kelche, in Ausbauchungen und schwulstigen Formen; wo man aber die Grundform der alten Kelche noch beibehielt, verdarb man diese durch die widerwärtige Verzierung ohne alle kirchliche Bedeutung, bestehend aus dickem Laubwerk, Festons, Fruchtschnüren u. dgl. konventionellen Gebilden, aus Silberblech getrieben und den Kelchen aufgelegt. Doch ist bei vielen dieser Mißbildungen immer noch die Bewahrung sorgfältiger, aus den alten Werkstätten herstammender Technik anzuerkennen, während bei den derzeitigen Fabrikaten mit der größten Willkür in der Formgebung die größte Leichtfertigkeit und Ungeschicklichkeit in der technischen Handhabung wetteifert.

Was die Verzierung der mittelalterlichen Kelche betrifft, so müssen wir allerdings unterscheiden zwischen den einfachern und glattern, für die gewöhnlichen Zeiten und Fälle (calices feriales) bestimmten und den reicheren Fest- und Pontifikalkelchen (c. festivi, pontificales), ganz ohne alle Zierrath sind jedoch wenige. Die mit oft sehr sinnigen Inschriften und Bildern gezierten nannte man Schrift- oder Bilderkelche (c. literati und c. imaginati). In der romanischen Periode hat man das Aeußerste in Kunst- und Prachtkelchen geleistet, ja das rechte Maß bereits über-

schritten: nicht genug, daß die übrigen Theile des Kelches sich mit Bildschmuck in verschiedenster Arbeit, mit gefaßten Perlen, farbigen Steinen und Email völlig bedeckten, selbst über die cuppa verbreitete sich dieser überreiche Schmuck, dergestalt daß z. B. an dem Hildesheimer Gadehardskelch ein Ausschnitt am Rande (Mundstück) ausgespart werden mußte, um nur das Trinken aus dem Kelch zu ermöglichen. Die Gothik hat in dieser Hinsicht viel mehr Maß gehalten und sich meist auf Verzierung des Fußes und Knaufes beschränkt; der Becher hat entweder nur in seinem unteren Theile gegossenes oder ciselirtes Ornament, aus dem er wie die Blume aus ihrem Kelche herauswächst, oder die Verzierungen sind, wenn sie weiter aufsteigen, nur Gravirungen. Bildliche Darstellungen finden sich vorherrschend an den romanischen Kelchen und es sind das namentlich gegossene und getriebene Medaillons mit den Darstellungen der großen Thatsachen der Erlösung, ganz in der herkömmlichen Weise, wie wir sie aus der s. g. Armenbibel (Biblia Pauperum) kennen und wie sie den mittelalterlichen Künstlern geläufig waren. Begleitet sind sie von alttestamentlichen typischen Bildern (Osterlamm, Mannaregen, Melchisedek, Isaak's Opfer u. s. w.), den Apostelzeichen und anderen Symbolen (das Gotteslamm, der Pelikan, der Adler ꝛc.). Manches davon geht auch in die gothische Periode über, doch beschränkt man sich da auch mehr und mehr auf freies Ornament; niemals aber fehlt am Fuß das s. g. signaculum, ein kleiner Krucifixus oder doch ein eingravirtes Kreuz und an den Schildern der Stäbe des Knaufes oder den sechs Seiten des Schaftes der Name i. h. c. s. u. s. und m. a. r. i. a. h. oder der englische Gruß, oder auch das ave verum corpus Christi. Wappen und Name von Donatoren und andere auf die Stiftung bezügliche Inschriften sind an den Rand des Fußes verwiesen.

Bei der großen Zahl der uns verbliebenen Kelche und der Mannigfaltigkeit der durch den reichen Erfindungsgeist der alten Meister geschaffenen Bildungen müssen wir uns auf diese wenigen Notizen beschränken. Etwas mehr findet der Leser in zwei Artikeln des Verf. im Christl. Kunstblatte 1874. Nr. 9—11. 1875. Nr. 4 und 5.

Fragen wir nun, wo wir denn eigentlich die Vorbilder zu suchen haben, an die wir uns anzuschließen haben, so müssen wir uns doch im Allgemeinen und ohne den wundervollen Bildungen der romanischen Periode im Geringsten etwas von ihrem Werthe abzusprechen, für die gothischen Kelche aussprechen, und zwar ebensowohl um ihrer Zweckmäßigkeit, als um ihrer Schönheit, ihrer Ebenmäßigkeit willen. Der Fuß, mag er kreisrund oder aus mehreren Kreissegmenten gebildet sein, ladet jederzeit weiter aus als die Kuppa und giebt auf diese Weise für das

Auge einen sicheren Stand wie für die Hand einen sicheren Halt. Ist er nicht breit genug und obendrein vielleicht schwach im Metall, so sieht es aus, als könne der Kelch umfallen und in der That kann er, wenn er gefüllt ist, bei der Spendung das Uebergewicht bekommen. Wenn man, um dies zu verhüten, in den Fuß der ungeschickt und dünn gearbeiteten modernen Kelche eine Bleiplatte einlegt, so ist das allerdings ein Auskunftsmittel, aber ein schlechtes und halbes. Die Höhe des Fußes und dessen Fortsetzung, oder das ganze Gestell, muß der Größe der Kuppa entsprechen, damit der Kelch weder so gedrückt und unhandlich werde, wie meist die romanischen Kelche, noch zu schlank und der Gestalt des Stengelglases sich nähernd, wie es namentlich bei den modernen Kelchen der Fall ist, welche den Knauf weglassen. Dieser ist aber kein überflüssiges, sondern ein höchst nöthiges Glied: er bildet nicht blos für das Auge eine entsprechende Vermittelung zwischen Fuß und Becher, sondern giebt auch dem Spendenden einen sicheren Halt. Bei einem Kelche von mäßiger Größe wird er auch von mäßigem Umfang sein, so daß man ihn ganz umfassen kann; ist er zu weit ausladend, als daß dies möglich wäre, so wird man den Kelch unterhalb des Knaufes fassen und er wird auf der Hand ebenfalls fest ruhen. Freilich gehört dazu, daß weder Knauf noch Schaft so scharfe Spitzen und Kanten habe, wie dies bei manchen spätgothischen Kelchen der Fall ist, welche dadurch nahezu unbrauchbar werden können. Der Becher endlich, welcher am besten ganz glatt gehalten wird, muß sich entweder gradlinig oder in mäßig geschwungener Linie entwickeln (trichterförmig oder eiförmig sein), aber nicht in wechselnd eingebogener oder ausgebogener Linie, (nicht tulpen- oder glockenförmig), was durchaus unzweckmäßig und darum schon unschön ist. Natürlich darf er nicht zu dünn im Blech und der Gefahr des Verbiegens zu leicht ausgesetzt, er darf aber auch am Rande nicht zu stark sein, wenn sich gut daraus trinken lassen soll.

Wenn diesen einfachen, aber unerläßlichen Erfordernissen in Rücksicht der Form genügt ist, kann das, was die Verzierung betrifft, der Erfindungsgabe und dem Geschick des Künstlers überlassen werden.

Zusätze. 1. So wenig diese Schrift sich im Uebrigen mit Empfehlung einzelner Meister und Kunstwerkstätten befassen kann, so ist der Verf. an dieser Stelle doch verpflichtet, den Namen eines Mannes zu nennen, der diesem Gegenstande ein besonderes Studium zugewendet und wie andere Meisterstücke kirchlicher Kunst in seinem Fache so insbesondere musterhafte Kelche in einfacher und reichster Form geschaffen hat. Es ist dies der Ciseleur Louis Scheele in Leipzig.

2. Ein nicht überall bräuchliches, aber recht nöthiges kleines Geräth auf dem Abendmahlstisch ist ein kleines siebartig gestaltetes Löffelchen, um Gegenstände, namentlich Insekten, welche leicht in den Kelch fallen können, in schicklicher Weise daraus entfernen zu können. Es wird nicht schwierig sein, diesem Löffelchen eine eigene Gestalt zu geben, damit es nicht geradezu an einen Theelöffel erinnere. Die Seihgefäße (cola, colatoria), deren man sich in der älteren Zeit hie und da bediente, hatten bisweilen am Griff ein Figürchen, z. B. die Statuette der Madonna.

Sobald eine größere Zahl von Hostien oder Oblaten nöthig ist, als die Patena füglich zu fassen vermag, muß ein Gefäß zur Aufnahme des erforderlichen Vorraths auf den Altar mit aufgesetzt werden, das man gemeiniglich Hostienbüchse, Hostienkapsel, Hostiendose zu nennen pflegt und welches man gern, und zwar mit vollem Recht, den übrigen Altargeräthen entsprechend, aus edlem Metall herstellt. In der Wahl der Form ist man meistens nicht sehr glücklich gewesen und viele dieser Gefäße erinnern mehr an „Büchsen, Kapseln und Dosen" anderer Bestimmung. Es wäre darum wohl gerathen, den altkirchlichen Namen Ciborium dafür an- und dem entsprechend auch die älteren Formen der so benannten Gefäße zum Muster zu nehmen. Es ist dies in neuerer Zeit, insbesondere auf Anregung des sel. Pfarrers Löhe, in verschiedenen Werkstätten versucht worden, mit besonderem Glück von dem obengenannten Meister (Scheele in Leipzig), welcher am besten den ansprechenden Löhe'schen Gedanken, daß Kelch und Ciborium einander gegenüber stehen sollten, wie die zwei parallelen Glieder eines Psalmverses, realisirt haben dürfte. Diese Ciborien bestehen aus einem runden oder polygonen Gefäß, das von einem Fuße getragen und von einem pyramidalen oder konischen Deckel überdacht wird und sind ebenso gefällig als zweckentsprechend.

Schwieriger noch gestaltet sich die Herstellung der Abendmahlskanne und zwar insofern, als uns hier die mittelalterlichen Vorbilder fehlen und wir ganz allein an den Takt und die Erfindungsgabe unserer Künstler gewiesen sind. Was wir aus ältester Zeit haben, beschränkt sich auf ein paar Raritäten, Steinkrüge, deren Bestimmung noch nicht zweifellos sein dürfte. In Folge der mit dem 13. Jahrhundert allgemein werdenden Kelchentziehung wurden größere Weinkannen überflüssig und die kleinen liturgischen Kännchen, welche die katholische Kirche noch heute bei der Messe gebraucht (das mit V. bezeichnete für den Wein, das mit A. bezeichnete zum Nachspülen für das Wasser), bieten uns kein Anhalten. Auch die zu den Waschungen bestimmten Gießgefäße (urcei, aquamanilia) thun das nicht, am wenigsten die in ihrer Art sehr interessanten der romanischen Periode, aus phantastischen Thiergestalten bestehend. Gleichwohl ist dieses Gefäß so unentbehrlich, wie kaum ein anderes, und wir müssen uns mit dem geringsten Material und der einfachsten Form begnügen, um nur dem Aergerniß zu wehren, daß bei starken Kommunionen gewöhnliche Weinflaschen aufgestellt werden, wie noch an so vielen Orten geschieht. Es lohnte sich wirklich, die Entwerfung einer leicht herzustellenden, zweckmäßigen und schönen Abendmahlskanne zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen, um den gangbaren Bildungen entgegenzuarbeiten, welche unwillkürlich an die Schleifkanne oder andere profane Gefäße erinnern. — In Rücksicht des Materials wird man sich wohl meist mit Zinn behelfen müssen, nur achte man dann darauf, daß es auch durchaus reines Zinn sei, bei allem anderen Metall, mit Einschluß des Silbers, ist aber innere Vergoldung nöthig, so gut wie bei dem Kelch, ja insofern noch mehr, als der Wein in der Kanne meist länger steht, als im Kelche.

Anhangsweise muß noch des Haus- oder Krankenkommuniongeräths gedacht werden. Es ist ja doch ein kirchliches Geräth, wenn es auch nicht in der Kirche selbst gebraucht wird, und man braucht nicht auseinanderzusetzen, weshalb es mit größerer Rücksicht behandelt zu werden verdient, als man ihm leider vielfach zu Theil werden läßt. Zweierlei Ansprüche

werden dabei erhoben, welche sich schwer mit einander vereinigen lassen: einerseits möchte man es so kompendiös, daß der Geistliche es womöglich selbst mit sich führen, nöthigenfalls in die Tasche stecken kann; andererseits beansprucht man eine Vollständigkeit, welche es möglich macht, im Krankenhause ein förmliches Hausaltärchen aufzurichten. Eine Leipziger Handlung (J. Hellgoth, Petersstraße) ist bemüht gewesen, unter sachkundigem Beirath Hauskommunion-Etuis von verschiedener Größe und Ausstattung herzustellen, welche den verschiedenartigsten Ansprüchen genügen dürften. Man kann hier außer dem unentbehrlichen Geräth in verschiedenem Metall (Zinn, Plaqué und echt Silber) auch noch ein Damasttüchelchen, Leuchter, Lichter und Krucifix, in ein sauberes Etui eingeschlossen, beisammen haben, sobald man eine größere Ausgabe nicht scheut, und sicher ist diese wohl angebracht, wo es sich darum handelt, mit dem heiligen Gute in der Wohnung des Kranken einzukehren. Auch der Arme, und dieser oft besonders, weiß es zu schätzen, wenn der Bedeutung der heiligen Handlung die äußere Würde und Schönheit entspricht.

§ 49. Das Sakramentsgeräth. b. Das Taufgeräth: das Taufbecken und die Taufkanne.

Seit die Taufhandlung nicht mehr durch Eintauchen, zu welchem Zwecke die Taufkessel (S. 218) dienten, vollzogen wurde, sondern man sich auf das Uebergießen oder Besprengen des Täuflings beschränkte, machten sich Taufschüsseln nöthig, welche auf den Taufstein gesetzt oder in ihn eingelassen wurden. Sie wurden vom 15. bis in's 17. Jahrhundert von der Zunft der Beckenschläger in Augsburg, Nürnberg, Braunschweig und anderen Städten Süd- und Norddeutschlands vorzüglich aus Messing in getriebener Arbeit gefertigt. Obwohl auf derartigen Becken fast regelmäßig biblische Geschichten und Embleme angebracht sind, so sind gleichwohl viele davon höchst wahrscheinlich ursprünglich zu profanem Gebrauche bestimmt gewesen, was in einer Zeit, welche auch das häusliche Geräth mit religiösem Bild und Spruch zu schmücken liebte, nicht verwundern darf, und sind erst später in die Kirchen übergegangen. Sie führen meisten-

theils einfache oder gedoppelte Umschriften (Legenden) aus verschnörkelten gothischen Majuskeln und Minuskeln, und ihre Räthselhaftigkeit hat schon viel Kopfzerbrechens gemacht, bis man neuerdings zu der Ansicht gekommen ist, daß sie mehr ornamentalen Charakters sind und zum Theil ganz bedeutungslos von den Beckenschlägern, welche im Besitz der alten Stanzen waren, ohne die Schrift zu kennen, zusammengesetzt worden sind.

Wo man eins von diesen älteren Becken zu erwerben Gelegenheit hat — und sie sind gar nicht so selten — und es daran wendet, es vergolden zu lassen, kann man kaum besser versorgt werden, es wäre denn, daß man die Mittel hat, ein Taufbecken von einem geschickten Goldschmied nach gegebenem künstlerischen Entwurf eigens fertigen zu lassen; denn was in dieser Hinsicht käuflich zu haben ist, ist meist Fabrikwaare, mehr für den Salon als für die Kirche geeignet. Weniger schwieriger wird es sein, ein Taufbecken in glatter Arbeit, etwa mit eingravirtem Spruch zu erlangen, zumal wenn man sich mit Zinn begnügt, das sich bei fleißiger und vorsichtiger Reinigung auch gut hält.

Ein *Gießgefäß*, aus dem in alter Zeit der Täufling übergossen wurde, bedürfen wir nicht, da der Täufer nach unserem Ritus das Wasser mit der Hand aus dem Becken schöpft; wohl aber eine *Kanne*, aus welcher das Becken gefüllt wird. Von ihr gilt dasselbe, was im vorigen Paragraph von der Abendmahlskanne gesagt worden ist: wir sind in Ermangelung älterer Vorbilder an unser und unserer Arbeiter kirchliches Verständniß und Geschick verwiesen. Einen Deckel würde eine solche Kanne nicht bedürfen und ungehörig ist es, wenn eine und dieselbe Kanne unterschiedslos beim Taufakte und der Abendmahlsfeier gebraucht wird.

§ 50. Das Krucifix.

Das *Kreuz*, das älteste Christensymbol, wurde von den frühesten Zeiten her nicht blos im *Bild* überall vor Augen gestellt, symbolisch und ornamental verwendet (siehe S. 174), sondern es trat auch *plastisch*, namentlich am Altare auf. Die Ciborienältäre (S. 223) waren mit einem Kreuze bekrönt oder solches hing an Ketten von oben herab; weiterhin stellte man es

auf dem retabulum, wie man die Rückwand des Altars, das Oberfrontale (S. 224) auch nannte, und später auf der Mensa selbst auf, wo es auch noch in den Kirchen unserer Konfession zwischen den Leuchtern seinen Platz hat. (In streng reformirten Gemeinden wird auch das Kreuz nicht geduldet.)

In den ersten Jahrhunderten, als man es noch nicht wagte, den Herrn leiblich darzustellen, und sich nur das Sinnbild gestattete (S. 178), war es das bloße Kreuz, vom edelsten Stoff, oftmals von lauterem Golde und mit Edelsteinen geschmückt, auch kunstreich ornamentirt, aber ohne die Gestalt des Gekreuzigten. Die älteste Abbildung desselben ist das s. g. „Spottkrucifix", welches als eine rohe Wandkritzelei in den römischen Kaiserpalästen im J. 1857 entdeckt wurde, aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts herstammt und eine offenbare Verhöhnung des gekreuzigten Christus enthält. (Siehe die Schrift von Ferd. Becker. Breslau 1863.) Die Christen enthielten sich damals noch jeder Darstellung des Kreuzestodes und stellten ihn nur unter dem Bilde von Abel's oder Isaak's Opfer u. s. w. dar; etwas später wird die Beziehung des Kreuzes zu dem Tode Christi durch das am Fuße oder am Kreuzmittel angebrachte Bild des Gotteslammes oder das Brustbild des Erlösers an der Spitze des Kreuzes bezeichnet.

Zusatz. Eine schöne Darstellung von Tod, Grab und Auferstehung befindet sich an einem altchristlichen Sarkophag zu Rom: ein Kreuz, über welchem das Monogramm Christi von einem Lorbeerkranze umgeben, den ein fliegender Adler im Schnabel hält und von dessen Früchten zwei auf den Kreuzarmen sitzende Vögel genießen. Unten zwei Krieger, einer schläft, der andere blickt aufwärts. In den oberen Ecken Sonne und Mond. (Vgl. Piper's Evang. Kalender für 1857, S. 37 ff.)

Langsam nur wagte man sich, vom 6. und 7. Jahrhundert an, an eine eigentliche Darstellung des Kreuzestodes und das Krucifix selbst, obwohl dessen Vorkommen von Einigen bereits für das 5. Jahrhundert behauptet wird, fängt doch erweislich erst vom 8. und 9. Jahrhundert an in Aufnahme zu kommen. Was die Auffassung der Gestalt des Gekrenzigten betrifft, so giebt sich, abgesehen von allen anderen Verschiedenheiten, wie sie sich im Morgen- und Abendlande in den verschiedenen Zeiten

und Kunstrichtungen zeigen, vorzüglich eine doppelte kund. Die ältere ist die idealere: sie stellt uns den sich freiwillig in den Tod gebenden, den am Kreuze triumphirenden Erlöser dar. Christus steht auf einem Trittbrete mit wagerecht ausgebreiteten Armen, entweder ganz frei oder mit vier Nägeln angeheftet vor dem Kreuze, das Haupt gerade gerichtet oder etwas zur Seite geneigt (mit gescheitelt herabhängendem Haar, bartlos), bekleidet mit einem kurzen, vom Gürtel bis zum Knie reichenden Rocke, auch wohl mit einem vollständigen Rocke mit Aermeln, mit oder ohne Nimbus, aber stets ohne Dornenkrone, im Gegentheil zuweilen ein Diadem oder eine Krone auf dem Haupte. Selbst die Seitenwunde fehlt zuweilen, es springt aber auch zuweilen aus den Wunden ein Blutstrahl, der in einem Becken (dem heiligen Grab) von einer Mannesgestalt (Joseph von Arimathia) oder Engeln aufgefangen wird. Kurz, die ganze Darstellung zielt dahin, nicht den geschichtlichen, natürlichen Hergang, sondern die große, göttliche Thatsache abzubilden; sie ist mehr dogmatisch als geschichtlich.

Später jedoch, besonders vom 13. Jahrhundert an, machte sich mehr nnd mehr eine reale Auffassung geltend. Es ist, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzüglich der leidende Erlöser, „das Haupt voll Blut und Wunden", der „Mann der Schmerzen", sein „bitteres Leiden", seine „Marter", seine „Todespein", wie sie auch in den Sequenzen des Mittelalters und in unseren Passionsliedern wiedertönen, was man darzustellen sucht, und nur etwa in dem Angesichte bricht ein Blick des Sieges und der Verklärung durch. Er hängt schlaff am Kreuze, oder, wenn ein Fußbret da ist, in die Kniee gesunken, oder er windet sich wie ein Wurm, das Haupt ist zum Tode geneigt oder auch wohl krampfhaft zurückgebogen und trägt die Dornenkrone, der Leib ist mit Blut überströmt, es ist ein Sterbender oder eben Verschiedener, je nachdem man an das eine oder andere von den letzten der sieben Worte dachte. Dabei ist der rechte Fuß über den linken gestellt und beide mit einem Nagel angeheftet, und statt des Rockes (der tunica) wird der Lendenschurz (das perizonium) üblich. Diese Darstellungen des leidenden Christus sind bei den Alten

oft ein einfaches, rührendes Marterbild, nicht selten aber auch ein erschreckendes Zerrbild, während die neueren meist anatomisch richtiger, aber wenig ausdrucksvoll und charakteristisch sind.

Für welche der beiden Auffassungen sollen wir uns nun entscheiden? Abgesehen davon, daß die frühere idealere in manchen ihrer Darstellungen unseren Zeitgenossen doch zu naiv, auch zu steif und starr erscheinen dürfte, so sind wir nun einmal zu sehr an die Leidensgestalt gewöhnt, als daß wir zu der älteren Weise zurückkehren könnten; nur ist, meinen wir, darauf zu sehen, daß der Leidensausdruck nicht zu stark hervortrete, daß die starke, unruhige Bewegung, welche die Krucifixe der neueren Periode nach dem Vorbilde großer Meister zeigen, vermieden werde, und die ganze Haltung ruhiger und würdevoller sei, sollte auch von der anatomischen Richtigkeit etwas geopfert werden.

Daß der Ausführung die größte Sorgfalt zugewendet, auch das beste Material verwendet werde, versteht sich ja von selbst. Kann man edles Metall, Elfenbein, Alabaster, Marmor u. dgl. nicht haben, so greife man wenigstens nicht blindlings nach den fabrikmäßigen Erzeugnissen von Gußeisen oder Zink oder den rohen mit Blattgold oder -silber überklebten Schnitzereien, wie sie in den Gebirgsgegenden dutzendweise gemacht werden, sondern trachte darnach, ob man nicht eine sauber ciselirte Figur aus Bronceguß, oder eine aus gutem Holze, Ahorn-, Birn-, Apfel-, Pflaumenbaum gut geschnittene erlangen kann, welches letztere am besten ganz in der Naturfarbe bleibt oder nur leicht gebeizt wird. Aus Masse fertigt man ja wohl auch in s. g. Kunstwerkstätten wie allerlei Statuen, so auch Krucifixe, welche nicht gerade zu verachten sind, und entweder elfenbeinartig oder farbig staffirt werden; aber es bleiben denn doch Surrogate und Fabrikate.

Größere Kunst und Pracht als auf den Krucifixus selbst verwendete die alte Goldschmiedekunst auf das Kreuz, dessen einfache Gestalt in der mannigfaltigsten Art, besonders an den Enden, umgebildet, und das mit Gravirungen und Ciselirungen, mit Filigran, Perlen und Edelsteinen geziert wurde. Unter den angebrachten Skulpturen und Bildnereien sind es vorzüglich die Evangelistensymbole, denen man in den Kreuzenden am häufigsten

begegnet, und die Zeugen des Todes und der Auferstehung des Herrn sind ja hier ganz besonders an ihrem Platze. Ueberhaupt fehlt es nicht an den mannigfaltigsten Motiven und Vorbildern, wenn man den Kreuzesstamm künstlerisch ausgestalten und verzieren will; nur sorge man, wenn man ein mehreres thun will, dann auch dafür, daß es in würdiger und solider Weise geschehe; sonst wird es besser sein, sich mit einem einfachen, architektonisch richtig gegliederten Postament und darauf aufgepflanzten glatten Kreuzesstamm zu begnügen. Aber auch hier wie überall soll nicht die Absicht durchblicken, zu sparen und es sich so leicht wie möglich zu machen, wie das bei den fabrikmäßig hergestellten Krucifixen der Fall ist, welche das Postament nur zur Hälfte, auf der Schauseite, ausführen und es hinterwärts abschneiden.

Zusätze. 1. Was die Form des Kreuzes anlangt, so ist wohl dermalen das vierarmige Kreuz, mit eingelassenem Querbalken (die crux immissa), als das allgemein angenommene anzusehen. In älterer Zeit war neben demselben auch das dreiarmige, das Tau-Kreuz (die crux commissa), T vielfach im Gebrauch und wegen seiner Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben und Zahlzeichen T wurde es von den Kirchenvätern vielfach als mystische Zahl, als Symbol und Typus verwendet. In der künstlerischen Darstellung kommt es bei der Flandrischen und Kölner Malerschule, auch bei beiden Cranach's vor und als Krucifix namentlich bei großen Triumphalkreuzen im Scheidebogen; aber es hat keine besondere geschichtliche Berechtigung zu beanspruchen, denn als Straf- und Marterwerkzeug war bei den Römern zur Zeit Christi das vierarmige Kreuz sicher vorherrschend im Gebrauch, wenn auch daneben das dreiarmige noch vorgekommen sein mag. Dabei wird es denn auch bewenden. Vergl. darüber wie über das Kreuz überhaupt neben der Schrift von R. F. Münz, Archäologische Bemerkungen über das Kreuz, das Monogramm Christi, die altchristlichen Symbole, das Krucifix, 1867, die neueste, vollständigste und gründlichste von Dr. Zöckler, Das Kreuz Christi. Gütersloh 1875, u. daselbst S. 426 ff.

2. Die Inschrift (titulus) über dem Kreuz, welche alle vier Evangelisten ausdrücklich erwähnen, und die als römischer Gebrauch auch sonst bekannt ist, wird bei dem Krucifix nicht fehlen dürfen; es wird aber den Künstlern frei zu geben sein, ob sie dieselbe als Täfelchen oder als Schriftstreifen nach Art der Spruchbänder darstellen wollen; sie ist stets am Oberarm des Kreuzes befestigt und durch die Anfangsbuchstaben der lateinischen Worte bezeichnet: I. N. R. I.

3. Das auf den älteren Darstellungen niemals fehlende Fußgestell

oder Trittbret (suppedaneum) sollte man beibehalten, wenn man auch im Uebrigen die neuere, realistische Auffassung befolgt, insofern der Künstler dadurch veranlaßt wird, dem ganzen Körper eine ruhigere Haltung zu geben.

4. Was der bis in die neuesten Zeiten am Fuße des Krucifix befindliche Schädel mit den gekreuzten Todtenknochen zu bedeuten habe, wird nicht Allen bekannt sein. Man sieht darin gemeiniglich eine Hindeutung auf die geschichtliche Thatsache, auf Golgatha, die Schädelstätte, oder, dogmatisch richtig, eine Symbolisirung der Wahrheit, daß durch Christi Tod der Tod überwunden worden ist; in Wahrheit aber ist es, wie die Ikonographie uns lehrt, der Schädel Adam's. Es war eine alte, mit jüdischer Ueberlieferung zusammenhängende, von den griechischen Kirchenvätern bereits erwähnte und in der griechischen Kirche allgemein angenommene Legende, daß Adam in Jerusalem gestorben und auf Golgatha begraben worden sei, so daß das Kreuz Christi über seinem Schädel zu stehen gekommen sei. Obwohl diese Sage in der lateinischen Kirche weniger Eingang fand, so hat sie sich doch vom Morgenlande her, vielleicht durch die Kreuzzüge auch in der abendländischen Kunstdarstellung geltend gemacht. In mehreren Kreuzigungsscenen findet sich am Fuße des Kreuzes ein aus einem Grabe sich erhebender und nach oben ausstreckender Mann, auch wohl das vom Kreuze herabrinnende Blut in einem Kelche auffassend. Mag man dabei auch an die bei Christi Tode stattgefundene Auferstehung der Leiber vieler Heiligen (Matth. 27, 52) oder an die Erlösung aus der Vorhölle denken, so sieht man doch immer in dem Manne den Stammvater unseres Geschlechts. Viel häufiger aber als diese figuralen Darstellungen ist der bis in unsere Tage gebräuchliche Schädel mit den gekreuzten Knochen und dies nach der Vorschrift eines alten griechischen Malerbuches: „Unter dem Kreuze eine kleine Höhle, wo Adam's Schädel und zwei Knochen liegen, besprengt mit dem Blute Christi, welches aus den Wunden seiner Füße herabrinnt." (Vergl. den Artikel: Adam's Grab auf Golgatha, in Piper's Evang. Jahrbuch für 1861. S. 17.)

§ 51. Die liturgischen Bücher. Von den ältesten Zeiten her war es Sitte, in der Kirche die zum Gottesdienst gehörigen Bücher auf dem Altar niederzulegen. Namentlich ein Evangelienkodex durfte nicht fehlen, sei es, daß es der vollständige Text der vier Evangelien war (Evangeliarium) oder nur eine Sammlung der evangelischen Perikopen (Evangelistarium). Sie waren Gegenstände der öffentlichen Verehrung und man verwendete auf die Einbände derselben

so viel Kunst und Pracht, daß schon die Kirchenväter (Hieronymus und Chrysostomus) dies rügen und im Gegensatz dazu an das fleißige und andächtige Lesen mahnen mußten. Die Buchdeckel bestanden aus Holz, mit künstlich geschnittenen Elfenbeintafeln belegt und von ornamentirten, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Gold- und Silberblechen eingerahmt. Späterhin, besonders als seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher billiger wurden, überzog man die Einbände mit Sammt und Seidenstoffen, schützte sie durch Metallbeschläge und Buckeln und versah sie mit Schließen (Klausuren). Ledereinbände und Goldschnitt finden sich seit dem 16. Jahrhundert.

Wenn wir auch in unserer Zeit und für den gewöhnlichen Bedarf so hohe Ansprüche nicht erheben, so dürfen wir doch verlangen, daß die auf dem Altar (dem Lesepult, der Kanzel) liegende Bibel und Agende stattliches Format, festes Papier, großen Druck und soliden Ledereinband haben. Wo man aber etwas mehr thun kann oder wenn Jemand etwas in die Kirche stiften will, so sehe man darauf, daß es nicht ein gleißender Salonband sei, mit fabrikmäßiger Goldpressung, sondern ein durch und durch solider Einband, von starkem Leder, mit schützendem Metallbeschläge, einfacher oder reicher, je nach dem man es vermag, aber nicht aus dünnem Blech und gestanztem Ornament bestehend.

§ 52. Die Kirchengewänder: a. Im Allgemeinen, nach Bestimmung, Form, Farbe, Ornament.

Die Kirchengewänder (vestimenta) bilden einen wesentlichen Theil des Kirchenschmuckes. Man pflegt sie auch vorzugsweise Paramente zu nennen, während von Anderen dieses Wort im weiteren Sinne von allen Gegenständen des Kirchenschmucks gebraucht wird. Demzufolge wird auch das Wort Paramentik im weiteren und engeren Sinne gebraucht: wir nehmen es hier im letzteren Sinne und verstehen darunter die Lehre von den kirchlichen Gewändern, die wir als ein zwar untergeordnetes, gleichwohl aber nicht bedeutungsloses Stück der Liturgik betrachten.

Für uns handelt es sich dabei ausschließlich um den Ge-

wandschmuck der kirchlichen Stätten, nicht um die priesterlichen Gewänder, welche in der römisch-katholischen Paramentik die Hauptsache sind. Die Priesterkleidung ist ein Erbstück des levitischen Priesterthums und findet sich im Wesentlichen allerdings schon in der ältesten christlichen Kirche, aber sie ist je länger je mehr und in demselben Maße als man die rechten Hauptstücke christlicher Lehre und wahren Gottesdienstes bei Seite liegen ließ, ein Hauptstück von der Veräußerlichung der Kirche geworden, so daß Luther in seiner derben Abfertigung des Legaten Vergerius die Kappen und Platten und dergleichen zu dem „Narrenwerk" rechnete, mit welchem sich statt mit den rechten Kardinalfragen die Koncilien beschäftigten, und womit der Papst das laute Rufen und Bitten der nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangenden Christenheit beschwichtigte. Diesem gerechtigten Unwillen ist es denn auch wohl zuzuschreiben, wenn man sich in unserer lutherischen Kirche, die in solchen Dingen doch durchaus nicht radikal vorging, der ritualen Priesterkleidung immer mehr entäußerte und sich schließlich auf den schlichten Predigtrock reducirte, bei dem es denn auch sein Bewenden haben mag.

Zusatz. Nur um der Vollständigkeit willen und weil es manchem der Leser lieb sein wird, auch hierüber informirt zu werden, sollen im Folgenden Bestand und Namen der priesterlichen Gewänder kürzlich aufgeführt werden. Ueber den im gewöhnlichen Leben getragenen Talar schlägt der Geistliche, wenn er die Meßgewänder anlegt, zuerst das kragen- und kapuzenartige Schultertuch (Amictus, Humerale, Superhumerale genannt) über und zieht hierauf die Alba an, ein seit den ältesten Zeiten von der Geistlichkeit getragenes, weißleinenes, weites Gewand mit farbigen und gestickten Zeugstücken, Fimbrien, verziert, welches durch den Gürtel (Cingulum) zusammen- und heraufgegürtet wird. Hierauf folgt die Stola (Orarium), ein über die Schultern geschlagener, nach vorn weit herabhängender, auch wohl gekreuzter Streifen, nach den Enden zu oft gestickt und mit Troddeln versehen. Nun erst folgt das eigentliche Meßgewand, die Kasel (Casula, Planeta, Poenula), ein mantelartiges Gewand mit Armlöchern, das über den Kopf gestürzt wird, ursprünglich weiter, dann immer mehr zugeschnitten, jetzt meist aus zwei Stücken, einem Vorder- und Hintertheile, bestehend. An diesem Gewande hat die Paramentik die höchste Kunst und größte Pracht verwendet, aber man ist auch hier in die ärgste

Geschmacklosigkeit und leeren Prunk verfallen. Zur Vollendung der priesterlichen Kleidung gehört schließlich noch das am linken Arme getragene, aus einem Stück Zeug bestehende Hand- oder Schweißtuch, Manipel (Manipulus, Sudarium).

Vielfach erwähnt wird noch die Dalmatika, das Amtskleid der Diakonen, bestehend aus einem farbigen, bis an die Kniee reichenden Rocke, der über der Alba getragen wurde. Diese Diakonengewänder sind auch ein Stück der kaiserlichen Kleidung. — Als bischöfliche Tracht kommt zu dem Genannten noch hinzu das Pluviale (oder die Cappa), ein weiter, prächtiger Mantel, auf der Brust mit einer Agraffe (Fibula) zusammengehalten. Ebenso die Bischofsmütze (Mitra), der Kopfbedeckung der jüdischen Hohenpriester nachgebildet (erst späterhin die jetzige hohe Gestalt annehmend) mit den nach hinten herabhängenden Bändern (Infulae), die Handschuhe, der Bischofsring, der Bischofs- oder Krumstab (Pastorale) und die Sandalen.

In einigen Gegenden des evangelischen Deutschlands haben sich noch Reste dieser kirchlichen Kleidung erhalten; vollständiger in der Kirche Englands.

Was nun aber den Schmuck der kirchlichen Stätten betrifft, so ist dieser wohl niemals ganz in Abgang gekommen, wenn ihm auch sehr ungleiche Sorgfalt gewidmet worden ist: er soll aber nicht den Zufälligkeiten des subjektiven Geschmacks oder der herrschenden Mode überlassen bleiben, sondern er soll sich einerseits dem gesammten Kirchenschmuck harmonisch anschließen, andererseits nach gewissen Regeln und Grundsätzen, wie sie sich im Lauf der Zeit festgestellt haben, gestaltet werden. Und dies zu ordnen ist die Sache der Paramentik.

Da gilt es nun zuvörderst die Stätten festzustellen, denen ein derartiger Schmuck zusteht, und das sind ohne Zweifel die schon im Obigen hervorgehobenen: Kanzel, Taufstein und Altar. Dagegen dürfte es nicht blos überflüssig, sondern sogar unpassend sein, wenn andere, mehr dem Gemeindebedürfniß dienende Räumlichkeiten, z. B. die Kapellen der Patrone oder anderer bevorzugter Gemeindeglieder durch kostbare Draperieen u. dgl. ausgezeichnet werden. Je reicher Kanzel, Altar und Taufstein an sich schon ausgestattet, je mehr sie monumental errichtet sind, um so weniger werden sie eines größeren und reicheren Gewandschmuckes bedürfen, ganz aber wird derselbe auch dann

nicht fehlen dürfen, insbesondere um durch die wechselnde Farbe den Wechsel der kirchlichen Zeiten zu bezeichnen.

„Was zuvörderst den Stoff anlangt, so sei dies vorbemerkt, daß es hierbei, wie allenthalben in diesen Dingen, nicht auf Pracht und hohen Werth ankommt, daß aber alles Unsolide und Flitterhafte entschieden fern gehalten werden muß. Lappigen wollenen oder gar halbwollenen Kleiderstoff zu nehmen, sollte man sich nie entschließen, noch weniger sollte man dies mit der Armuth entschuldigen wollen, denn das Billigste ist, recht besehn, oft das Theuerste, weil so leichter Stoff bald verblichen und zerschlissen ist und es nun gilt wieder neu anschaffen. Gerade ein armer Mann, der sich nicht oft einen neuen Rock kaufen kann, muß für etwas Haltbares sorgen. Wo man also über Wolle nicht hinausgehen kann, nehme man wenigstens Tuch, oder einen festen Reps oder guten Wollendamast, freilich nicht Möbelstoff und in profanen Mustern. Doch ist auch Seide nicht so unerschwinglich theuer als man manchmal denkt, wohl aber ist sie in schweren Stoffen von einer fast unverwüstlichen Dauer. Ein guter glatter Stoff ist oft schon ausreichend, zumal wenn man sehr reiche Stickerei anwendet, so daß von dem Muster des Grundstoffes wenig zu sehen übrig bleiben würde; doch ist allerdings Damast und Brokat immer vorzuziehen und man hat denselben in so prachtvollen eingewebten Mustern, daß sich die Stickerei dabei auch ganz entbehren läßt. Ein aus Seide und Leinen gemischter Stoff, Serilin genannt, ist auch nicht zu verachten. Was Sammt betrifft, so möchten wir wenigstens zur Vorsicht rathen. Es sind uns allerdings mittelalterliche Gewänder von Sammet überliefert, die eine wunderbare Dauer bewiesen haben; allein in dieser vortrefflichen Qualität wird er wohl jetzt selten gefertigt, weil nicht begehrt. Unser gewöhnlicher Seidensammet aber drückt sich leicht und zu baumwollenem oder auch Wollensammet, wie er so häufig verwendet wird, möchten wir noch weniger rathen, da er leicht unscheinbar wird. Dazu kommt, daß Sammet für Stickerei manche Schwierigkeit bietet: es ist meist erhabene Goldstickerei, die darauf angebracht wird, und wem solche schwerfällige Pracht die höchste Schönheit ist,

der wird sich wohl nicht abrathen lassen. Wollenplüsch, der jetzt sehr beliebt ist, möchten wir bei dessen noch größerer Dicke und Schwerfälligkeit noch weniger für Altargewänder empfehlen, während er als Teppichstoff recht passend sein kann."

Sehr bedeutungsvoll bei den Kirchengewändern ist die Farbe derselben, sowohl in ihrer Wahl als in ihrem Wechsel. Wir leben jetzt wieder mehr als früher in und mit dem Kirchenjahre, und müssen uns auf alle Weise dieses Bewußtsein lebendig erhalten. In dem Gottesdienste tritt uns in dem Wechsel der Intonationen, Kollekten, Lieder, Melodien, Perikopen wie in der Predigt alsbald entgegen, in welcher kirchlichen Zeit wir leben; da ist es gewiß nur ganz entsprechend, wenn auch das Auge, der erste Blick auf die Gewänder, in die Altar und Kanzel gekleidet sind, uns sofort daran erinnert. Eine feste Regel dafür besteht nicht, aber die alte Ordnung der liturgischen Farben, wie sie in der katholischen Kirche als kanonische Regel gilt, vielfältig jedoch wenig beachtet wird, ist so sinnvoll, daß sich schwerlich etwas Besseres an deren Stelle setzen läßt, und ganz unbedenklich auch von uns angenommen werden kann. Es sind dies Weiß, Roth, Grün, Violett, Schwarz. Weiß, das reine glänzende Weiß, das ungebrochene Licht, „der Engel und aller Heiligen Farbe", wie Luther sagt, ist gewiß, wenn man es überhaupt Farbe nennen kann, die höchste Festfarbe. Es gilt für die höchsten, die Christfeste. In Roth, diese majestätische Farbe, die Blut- und Feuerfarbe, kleidet sich an ihren höchsten Festtagen die Braut Christi, die Kirche, welche durch die Feuertaufe des heiligen Geistes gegründet worden ist und das Zeugniß so vieler theurer Blutzeugen und Nachfolger des für uns erwürgten Lammes bewahrt. Es ist die Kirchenfarbe. Grün ist die auf Erden am weitesten verbreitete Farbe, das Alltagsgewand der Erde, die Farbe, die das Auge in großen Massen vertragen kann, ohne geblendet zu werden und die doch dabei etwas Frisches hat. Sie dürfte sich also wohl, zumal als der vollkommenste Gegensatz zum Roth, am besten für die Alltagszeiten der Kirche eignen. Violett (nicht Blau) ist eine feierlich ernste Farbe: während in Roth ein lautes Hallelujah erklingt, liegt in Violett mehr der

Ausdruck der Sammlung, es ist daher sehr passend für die Rüstzeiten (geschlossenen Zeiten) gewählt worden. Ueber Schwarz, die Negation des Lichtes, der andere Pol der Farbenskala, deren positiver das Weiß ist, bedarf es keines Wortes: es ist allgemein als Symbol der tiefsten Trauer und Demüthigung angenommen.

Es wird nur wenigen Kirchen vergönnt sein, diesen fünffachen Farbenwechsel herzustellen, und wir werden uns gern mit den drei Farben Roth, Grün und Schwarz begnügen: Roth für die Festzeit (Weihnachten bis Epiphanias, Ostern bis zu seiner Oktave, Quasimodogeniti, „Kleinostern", Pfingsten bis Trinitatis, Kirchweih und Reformationsfest); Grün für die festlose Zeit (Epiphanias- und Trinitatiskreis) und Schwarz für die Advents- und Passionszeit, sowie die Bußtage.

Für andere Farben ist füglich kein Raum. Blau, das vielfach gewünscht wird, könnte doch eigentlich nur an die Stelle von Violett treten und als Halbtrauer gelten; unbedingt ablehnen aber müssen wir alle unbestimmte und Mischfarben. Auch möchte man wünschen, daß wo die eigentlichen liturgischen Farben gebraucht werden, dieselben auch da zur bestimmten Geltung kommen, wo man sich durch eingewirktes und gesticktes Ornament einen reicheren Schmuck erzeugen kann.

Ueber dieses Ornament müssen wir uns noch etwas eingehender verbreiten. Gemeiniglich begnügt man sich damit, die Säume der Gewänder mit Borden oder Tressen und mit Fransen oder Troddeln zu besetzen, und zwar in Wolle, Seide oder Metallgespinnst, d. i. in echten und unechten Gold- und Silberfaden. Dagegen ist ja nichts zu sagen, als daß das, auch wenn es mit allem Geschick eines Tapezierers ausgeführt wird, immer noch kein kirchlicher Schmuck, sondern etwas ist, was man nach Umständen in jedem profanen Raume anwendet, aber selbst hier wird man es vorziehen, bei Dekorirung von bedeutenden Räumlichkeiten, z. B. eines Rathhaussaales, einer Aula, eines Thronsaales den Draperien eine bedeutungsvolle, den Zweck des Raumes charakterisirende Verzierung zu geben. Wie viel mehr in der Kirche, in der womöglich Alles, wie einfach es sonst sei, reden,

nichts kahl, leer, nichtssagend sein soll. Dazu kommt, was Gold- und Silberborden und Fransen anlangt, daß diese, wenn sie nicht echt beschafft werden, von keiner Dauer und wie alles Unechte der Kirche unwürdig sind, echte aber leicht mehr oder doch ebensoviel kosten dürften, daß man dafür einen sinnvolleren Schmuck herstellen könnte. Und dieser möchte denn doch weit vorzuziehen sein.

Von Alters her ist die dem Gebiete der s. g. „Kleinkünste" angehörige Web- und Stickkunst bemüht gewesen, sich in den Dienst der Kirche zu stellen und sie hat dabei so große Erfolge erzielt, daß man ihre Leistungen mit dem Ehrennamen der „Nadelmalerei" beehrt hat.

Zusatz. Es wird den Lesern von Interesse sein, die Geschichte der kirchlichen Web- und Stickkunst in einem kurzen Ueberblick zu verfolgen. Ihr Stammbaum reicht hinauf bis in die Zeit des alten Bundes. Das eben erst der Knechtschaft in Egypten entronnene Volk Gottes, als es das dem Moses auf dem heiligen Berge gezeigte Vorbild der Stiftshütte nachbilden sollte, fand bereits in seinem Schoße die Künstler, welche dazu befähigt waren, wie wir das des Weiteren 2 Mos. 35 lesen, und unter den verschiedenen Kunstzweigen, auf welche sich Bezaleel verstand, werden ausdrücklich auch die textilen Künste erwähnt; er wurde aber auch durch „verständige Weiber" aus seinem Volke unterstützt. Dasselbe geschah, als achtzehnhundert Jahre später die Kirche aus dem dreihundertjährigen Kampfe mit dem Heidenthum siegreich hervorging, und die Kaiserin Helena zu der Nadel griff, um das Heiligthum zu schmücken. Schwerlich stammen die Arbeiten, welche man ihr zuschreibt, von ihr selbst her. Sind doch selbst von den kirchlichen Prachtgewändern, welche bis in's sechste und siebente Jahrhundert herab von Päpsten und Kaisern an größere Kirchen Rom's und Italiens geschenkt wurden, keine Reste, sondern nur Nachrichten und ausführliche Beschreibungen in den kirchlichen Inventarien-Verzeichnissen auf uns gekommen. Es waren theils priesterliche Gewänder, theils Vorhänge um den Altar und Wandteppiche, auf denen mit kunstvoller Technik sowohl Porträtbilder als Scenen aus dem alten und neuen Testamente, dem Leben des Herrn und der Märtyrer gestickt waren, unter Anwendung von Gold, Perlen und Edelsteinen. Die Heimat dieser Stickereien ist Byzanz, wohin sich die Kunst zurückgezogen hatte, als Italien von den Strömen der Völkerwanderung überfluthet wurde, und von wo sie dann wieder nach Italien zurückkehrte. An einem ganz entgegengesetzten Punkte sehen wir vom Ende des siebenten Jahrhunderts an die kirchliche Stickkunst mit

Liebe und Erfolg geübt, auf den britischen Inseln nämlich, wo neben den Insassen der Klöster fürstliche Personen sich damit beschäftigten, mit solchem Erfolge, daß „englische Arbeiten" sprüchwörtlich wurde. Aehnliches wird aus dem fränkischen Reiche von Klosterfrauen und Fürstentöchtern berichtet, und in dem Kloster von St. Gallen, wo alle Kunstzweige gepflegt wurden, fehlte auch die Nadelarbeit nicht. Aber wenn selbst in manchen Klöstern förmliche Manufakturen für Weberei und Stickerei errichtet worden zu sein scheinen, sind uns Reste dieser Arbeiten doch nicht überliefert. Als mit dem Jahre 1000 die Furcht vor dem Untergange der Welt überwunden war und gegen Ende des 11. Jahrhunderts eine Periode frischerer und selbständigerer Kunstübung auf allen Gebieten begann, blieb auch die Stickkunst nicht zurück, und von dieser Zeit ab sind auch noch hervorragende Proben auf uns gekommen. Abgesehen von dem berühmten ungarischen Krönungsmantel, der ja ursprünglich auch zu einem Meßgewande bestimmt war, sind es vornehmlich die drei figurenreichen Prachtgewänder, welche als Geschenke Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde noch heute im Domschatz von Bamberg aufbewahrt werden. Die Zeichnung dieser auf Purpurstoff mit aufgelegten Goldfäden kunstvoll gestickten Gewänder ist von so künstlerischer Komposition und von so tiefsinniger Auffassung, daß man wohl annehmen muß, sie sei für die Sticker von der Hand eines hervorragenden Künstlers und Theologen entworfen. Man vermuthet, daß sie von maurischen Künstlern gefertigt sind; gewiß ist, daß ebenso wie die kirchlichen Webstoffe auch die Nadelarbeiten aus dem Morgenlande eingeführt worden sind oder in maurischen Manufakturen Spaniens und Siciliens ihren Ursprung hatten. Solche Anstalten entstanden mit dem steigenden Bedürfniß immer mehr. Vorzüglich für den Altar und Altardienst hatte die Web- und Stickkunst zu sorgen. Für den Tisch selbst war verschiedenes Leinenzeug erforderlich, dessen Verzierung die erst später zur höchsten Vollkommenheit gediehene Leinenstickerei ausführte; die Wände des Tisches, vorzüglich die Vorderseite, wenn sie nicht durch Vorsetztafeln von getriebenen Goldblechen oder Emailarbeiten verkleidet waren, wurden mit gewebten und gestickten Stoffen behangen. Ferner umhüllte man den Altar mit Vorhängen, die an Stangen angebracht und mit Ringen zum Schieben versehen waren, und diese boten für reiche Ornamente und figurale Darstellungen große Flächen. Dasselbe gilt in noch größerem Umfange von den wollenen Teppichen, mit welchen der Boden des Altarraumes belegt und die Wände desselben behängt wurden. Ebenso gab es Polster zum Knieen und Sitzen, Behänge für die Rücklehnen des Bischofsstuhles und weiterhin Kirchenfahnen und Banner, welche für Sprüche, Ornamente und Figuraldarstellungen große Flächen boten. Besonders groß war der Bedarf an priesterlichen Gewändern (siehe oben S. 256 ff.), welche an sich selbst mit reichen Stickereien

bedeckt, deren Nähte mit gestickten Streifen (Aurifrisien) besetzt und deren Säume ebenfalls reich verziert waren. Die höchste Pracht kam an der bischöflichen Kopfbedeckung, der Mitra, zu Tage.

Infolge der Kreuzzüge geschah weiterhin, daß aus dem Morgenlande nicht blos eine große Masse wie anderer Kunsterzeugnisse so auch prachtvoller und kunstreicher Webstoffe und Stickereien herüberströmte, sondern es lieferte auch der große Weltmarkt des Orients das Material für die im Abendlande selbst betriebene Stickerei an Seide, Purpur, Goldfäden, und überdem empfing man auch von daher eine mächtige Anregung zur Nachahmung, indem man an den bezogenen Stoffen die eigenthümliche Technik des Morgenlandes studiren und an den phantastischen Mustern der orientalischen Phantasie sich heranbilden konnte. So entstanden jene schwungvollen Arabesken von naturhistorisch scenerirten Darstellungen in Kreisen oder anderen geometrisch geformten Einfassungen, gegen welche die asketische Strenge des heiligen Bernhard vergeblich eiferte, zumal man diesen Löwen, Adlern, Drachen ꝛc. eine symbolische Bedeutung beilegte.

In dem 12. Jahrhundert behaupteten die saracenischen Arbeiten in den Fabriken in Spanien und besonders Sicilien noch immer ihre alte Meisterschaft in Ausstattnng zarter glänzender Seidenstoffe mit eingestickten animalischen und vegetabilischen Darstellungen, und von dort her und zwar aus dem Jahre 1153 stammten die Stickereien an dem noch heute in der Kaiserburg zu Wien aufbewahrten Krönungsornate der deutschen Kaiser; daneben aber bezog man noch immer aus dem auch auf dem Gebiete der Nadelwirkerei berühmten Byzanz jene berühmten Stoffe, von denen die Dome zu Halberstadt, Aachen und die Marienkirche zu Danzig so denkwürdige Reste bewahren, und auch die noch in Rom befindliche Kaiserdalmatika ist eine solche byzantinische Arbeit. Sie zeigt auf der einen Seite die Verklärung des Herrn, auf der anderen seine Wiederkunft im Plattstich mit feiner Haarseide gestickt und mit der griechischen Inschrift: Jesus Christus, die Auferstehung und das Leben.

Der mit dem 13. Jahrhundert mit Entschiedenheit auftretende gothische Stil übte auf die Stickerei nur langsam seinen Einfluß, und erst mit dem Ende des Jahrhunderts treten die neuen freieren Formen an die Stelle der herkömmlichen strengeren und starreren, vielfach von Byzanz ererbten. Auch die Technik wurde hier und da eine andere: statt des Plattstiches wendete man den soliden Tambourirstich an, verwendete dabei auch zuweilen Schmelzperlen und Korallen, mit denen man, um Dauerhaftigkeit zu erzielen, auf einer Grundlage von Pergament stickte, welchem man, um den Stoff biegsam zu erhalten, wiederum gröberes Leinen unterlegte. Selbst verwandte Künste nahm man zu Hülfe: man nähte Medaillons von vergoldeten Silberblechen in getriebener oder geprägter Arbeit auf den Stoff, umgab sie mit Perlen und füllte die Zwischen-

räume mit buntfarbigen Seidenstickereien aus u. s. w. Man nannte diese Art der Stickerei „englische Arbeit". So der in Aachen aufbewahrte kaiserliche Krönungsmantel.

Wie mit der auftretenden Gothik die ausschließlich von den Klerikern getriebene Baukunst in die Hände des Laienstandes und der Bauhütten überging, so wurde denn auch die bisher vorzugsweise innerhalb der Klostermauern betriebene Stickkunst mit dem Aufblühen der Städte einer- und infolge der Sitte des Ritterthums andererseits eine weit verbreitete Beschäftigung im Hause des reichen Bürgers wie auf den Schlössern des Adels, ja es entstand eine eigene „Bild- und Wappenstickereizunft", und wenn diese vorzugsweise dem Luxus der Städter und der Romantik des Ritterthums diente, so arbeiteten dagegen auch außerhalb der Klostermauern fromme Frauen für das Bedürfniß des Altars.

Auf der gegebenen neuen Grundlage des germanischen Bildungselementes entwickelte sich im Verlaufe der Zeit die Stickkunst immer weiter, ja sie trat mit der Malerei in einen Wettkampf, indem sie sich nicht mehr mit dem der animalischen und vegetabilischen Schöpfung entnommenen Ornament begnügte, sondern zur Figuralstickerei wurde und die Bilder und Geschichten der Heiligen in charaktervollen Gestalten in derselben Weise mit der Nadel auf die Gewänder malte, wie der Maler mit dem Pinsel auf die Wandflächen und Fenster, ja man suchte sogar Porträtähnlichkeit zu erzielen. Als eine hervorragende Probe dürfte das ursprünglich der Stadtkirche zu Pirna bei Dresden angehörige, jetzt im Dresdner Alterthumsmuseum aufbewahrte, unvergleichlich schöne Antependium zu bezeichnen sein, welches etwa vom Ende des 14. Jahrhunderts datirt.

Die höchste Höhe, sowohl in Rücksicht auf Komposition als auf technische Ausführung erreichte die Stickkunst gegen die Mitte des 15. Jahrh., aber nicht in der alten Heimath der Kunst, in Italien, wo die Gothik ja eigentlich niemals heimisch wurde, überhaupt nicht im romanischen Süden, sondern in Flandern und am Rhein, insbesondere in Köln und Arras, ja bis hinauf in den skandinavischen Norden verbreitete sich diese Kunst, zu deren Gedeihen namentlich auch die strenge Zunftordnung der Bild- und Wappenstickerei beitrug. Hat auch die Ungunst der Zeit und die Raubsucht, welche durch diese goldigen Gewänder besonders angelockt wurde, wenig von ihnen auf uns kommen lassen, so fehlt es doch nicht an werthvollen Proben, unter denen die sogenannten burgundischen Gewänder, ein vollständiger, dem Orden des toison d'or gehöriger, in der Hofburg zu Wien aufbewahrter Altarornat als das Vollendetste gilt.

Auch die Teppiche wurden nicht ausschließlich gewebt, sondern vielfach auf Stramin, theils in Kreuzstich, theils und häufiger in unregelmäßigem Plattstich gestickt; auch finden sich vom Ende des 15. und An-

fang des 16. Jahrh. Teppichstickereien, welche durch eine Art musivischer Arbeit hergestellt wurden.

Als um diese Zeit die Stickkunst ihren höchsten Höhepunkt erreicht hatte, geschah ihr, was mancher anderen Kunst widerfahren und immer ein Zeichen des einbrechenden Verfalls gewesen ist, daß sie durch Ueberbietung ihrer Kräfte und Verkennung ihres Zieles in Uebertreibungen und Künsteleien verfiel. Dahin ist zu rechnen, daß sie, nicht zufrieden mit den Erfolgen, die sie als Nadelmalerei erreicht hatte, auch plastische Kunstwerke hervorzubringen unternahm. Es geschah, nach vereinzelten Ansätzen im 15. und wohl schon im 14. Jahrh., vornehmlich erst im Anfange des 16. Jahrh., daß man sich in diese falsche Bahn warf, und auf einer dicken Unterlage (Maske) von Holz oder Polsterung, welche die Grundform des menschlichen Körpers oder eines sonstigen körperlichen Gegenstandes bildete, die Stickerei ausführte. Ja so weit verstieg man sich in dem verkehrten Streben nach Natürlichkeit, daß man hier und da natürliche Haare bei den Figuren anbrachte.

In dieser Zeit trat die als Renaissance gepriesene Wiedereinführung griechischer und römischer Kunstformen allenthalben gebieterisch auf und trug auch die mittelalterliche Stickkunst zu Grabe. Die erprobte Technik der alten Zeit erhielt sich zwar noch eine gute Weile, während die Kompositionen schon ganz den Charakter der neuen Zeit an sich trugen; aber auch sie mußte sich schließlich den neuen Formen anbequemen. Um mit den an die Stelle der Figuralstickerei getretenen ganz naturalistisch behandelten Blumenguirlanden u. s. w. einen um so größeren Effekt zu erreichen, nahm man seine Zuflucht zu Unterlagen und Ausfüllungen, und so wurde die Zeichnung immer überladener und schwülstiger, die Stickerei immer schwerer, steifer, das heißt zugleich immer unschöner und unpraktischer. Die kirchlichen Gewänder wurden nach denselben Mustern und in derselben Weise gearbeitet, wie die Hofkleider am Hofe Ludwig XIV. Hatten ja doch die Klöster den lang betriebenen Kunstzweig ganz aus den Händen gegeben und überließen der Fabrikation das Feld vollständig, und diese lieferte je nach dem entweder von Gold und Ungeschmack strotzende Prachtgewänder oder unsoliden und dabei gleichmäßig geschmacklosen Plunder. Die alte Technik und kunstreiche Frauenarbeit ging nahezu verloren, man übertrug die in geistlosester Weise betriebene Straminnäherei auch auf die Kirche und stickte Meßgewänder und Altarbekleidungen in derselben Weise wie Ruhekissen und Hausschuhe. Erst seit einigen Jahrzehnten hat man sich in England, Frankreich und auch in Deutschland auf die alte textile Kunst besonnen und angefangen die alten Meisterwerke zu sammeln, zu studiren und nachzuahmen. Kunstarchäologen und über das Gewöhnliche hinausstrebende Paramentenfabriken haben sich dazu die Hände gereicht. Die Gelehrten haben studirt und docirt, die Frauen haben zugegriffen und geübt. In der katholischen

Kirche, wo das Bedürfniß viel größer ist, ist man hier und da vorangegangen, in der evangelischen aber rüstig und erfolgreich nachgefolgt, und wenn dort noch ganze Kirchenprovinzen sind, in welchen ausnahmslos der alte Pomp und Ungeschmack zur Schau getragen wird, regt sich unter uns fast allenthalben ein Verlangen nach etwas Besserem. Und es hat dies einen besonders erfreulichen Grund. Es gestaltet sich die kirchliche Stickkunst unter uns mehr und mehr zu einem Zweige der weiblichen Diakonie. Und dahin gehört sie. Die erste Anregung dazu hat ein Mann gegeben, dem manches gute Werk den Ursprung verdankt, der sel. Pfarrer Löhe in Neuendettelsau, und die von ihm gepflanzte Pflanze hat nicht blos im dortigen Diakonissenhause, sondern an verschiedenen Orten Pflege und Gedeihen gefunden, ganz insbesondere in dem Niedersächsischen Paramentenvereine, welcher in dem ehemaligen Kloster Marienberg seinen Sitz und an der Gräfin Anna von der Schulenburg-Wolfsburg seine Vorsteherin hat. In dem Musterzeichner, wie er sich bescheidentlich nennt, Herrn Beck in Herrnhut, aber ist dem kirchlichen Kunstzweige der Paramentik ein begabter Künstler und rüstiger Vorarbeiter erstanden, wie er sich nur selten finden wird. Einige Proben seiner Arbeiten finden sich in der artistischen Beigabe zu dem Werkchen des Verfassers: „Altarschmuck. Ein Beitrag zur Paramentik in der evang. Kirche. Leipzig 1867", dem das Vorstehende, theilweise wörtlich, entnommen ist. — Wer sich weiter über das Geschichtliche unterrichten will, dem sei das Werk des Kanonikus Bock, „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. 2 Bände, 1859—1866", empfohlen, welches auch dem vorgenannten Werke in dieser Beziehung zu Grunde gelegen hat.

§ 53. Die Kirchengewänder. b. Im Besondern: die Altartücher und -gewänder. Die Taufsteingewänder. Die Kanzel- und Pultdecken.

Wenden wir uns dem Einzelnen zu, so finden wir, daß auf den Altar besondere Sorgfalt gewendet wird, und das mit Recht. Man unterscheidet dabei die weißen, leinenen Altartücher (mappae altaris) und die farbigen Altargewänder oder -kleider (vestimenta altaris). Jene sind ein unentbehrliches Erforderniß, kennzeichnen den Altar als Abendmahlstisch und bleiben sich im Wesentlichen gleich; diese sind schon mehr Sache des Schmuckes (in der Doppelbedeutung von vestire, kleiden und schmücken), wechseln nach den Zeiten des Kirchenjahres und dienen dazu, diese zu charakterisiren.

Unentbehrlich sind die Altartücher. Es liegt auf der Hand, daß es geradezu unwürdig ist, den Tisch des Herrn unge-

deckt zu lassen. Um ihn als solchen zu kennzeichnen, ist es auch schicklich, das eigentliche Tischtuch nicht blos bei der Kommunion, sondern immer aufzulegen, dann aber auch fleißig zu erneuern. Höchste Sauberkeit ist ja der höchste Schmuck wie alles Leinen, so insbesondere der Altartücher. Ein festes, feines Leinen ist hier gewiß am Platze, — ja nicht etwa lappiges Baumwollenzeug. Im Uebrigen bedarf es nicht gerade besonderen Schmuckes, ja er soll sich auf dem Tische gar nicht breit machen. Die Ecken und Säume werden aber auch der Leinenstickerei Gelegenheit bieten, ihre Kunst zu üben. Neben den obengenannten Beck'schen Vorlagen bietet namentlich ein in Köln und Neuß bei Schwann 1864 in 2. Aufl. erschienenes Werkchen: „Die kirchliche Leinenstickerei", mittelalterliche Muster und entsprechende Anweisung. Diese Leinenstickereien pflegen in weißem oder farbigem Zeichengarn oder waschechter Seide ausgeführt zu werden. Echte leinene Spitzen, geklöppelt oder in kunstvoller Hand- oder Nadelarbeit ausgeführt, bilden als Besatz auch einen würdigen Schmuck; dagegen hüte man sich vor leichten Fransen und anderer derartiger Posamentirarbeit, wie sie an Vorhänge und dergleichen gesetzt werden, aber nicht an das Altartuch gehören. Dann lieber ein einfacher, sauberer Steppsaum.

Zur Schonung der Altartücher und Gewänder ist es nöthig, entweder den ganzen Altar oder doch die Platte mit einem Untergewand von einfachem festen Stoff zu überdecken. Hierüber wird dann das eigentliche Altartuch, das Tischtuch, gebreitet, entweder so, daß es nach allen Seiten etwa eine Hand breit überfällt, oder, was noch stattlicher sieht, so, daß es nach vorn nur den Rand der Platte überdeckt, nach beiden Seiten aber weit herabfällt, so daß vielleicht in diesem Falle das farbige Gewand an den Seiten des Altars ganz überflüssig wird. Hier wird dann auch ein breiter Spitzenbesatz oder gestickter Saum von bester Wirkung sein.

Außer dem eigentlichen Altartuch sind aber noch einige andere Leinentücher erforderlich oder doch wünschenswerth. Da das erstere fortwährend aufliegt, ist es schicklich, daß die Sakramentsgeräthe bei der Kommunion auf einem eigenen sauberen

Leinentuche aufgestellt und daß sie vor dem Gebrauch überdeckt werden, wie wenigstens das Letztere auch allenthalben geschieht. Man hat das unter die für die Aufnahme der heiligen Elemente bestimmten Geräthe gebreitete Leinentuch zur Erinnerung an das Leinen, in welches der Leib des Herrn bei seiner Bestattung geschlagen wurde, Korporale oder Leibtuch genannt und wir können diesen Namen unbedenklich acceptiren. Die überall üblichen Deckel über Kelch und Patene nennt man Pallen. Sie sind gemeiniglich auf Papptafeln gezogen und mit dem Stoffe der Altarbekleidungen überzogen. Nicht eben sehr passend. Unmittelbar auf den Altar und in Verbindung mit den heiligen Elementen ist Leinen, das immer gereinigt werden kann, der entsprechendste Stoff, und ein quadratisches Tuch, etwa vierfach zusammengelegt, würde seinem Zweck vollständig genügen. Dergleichen Damasttüchelchen mit eingewebten Sprüchen und Emblemen sind auch käuflich zu haben (z. B. bei Louis Everken in Paderborn, Casaretto in Crefeld u. A.). Sie lassen sich aber auch, von feinem Leinen gefertigt, ebenso wie die Korporalien durch Leinenstickerei passend verzieren. — Endlich wäre noch zu erwähnen, daß in einem großen Theile des evangelischen Deutschlands die schöne Sitte stattfindet, die heiligen Gefäße bis zum Beginn der Kommunion mit einem Tuche zu verhüllen und die Abnahme dieses Tuches vor der Konsekration bezeichnet, dem Ritus der ältesten Kirche entsprechend, den Anfang des Abendmahlgottesdienstes. Man nennt dieses schon etwas größere Tuch das Velum und fertigt es aus Leinen oder weißer Seide. Hier gestattet man auch der Stickkunst einen weiteren Spielraum, und unsere Paramentenvereine haben sich bereits beeifert, derartige Vela nach künstlerischen Entwürfen in feinster und reichster Weise auszuführen.

Wenn wir uns nun zum Altargewand wenden und zunächst dessen Umfang feststellen, so ist zuvörderst zu bemerken, daß es, namentlich bei einem Altar ohne Rückwand, wohl das Ziemlichste wäre, denselben nach allen Seiten zu bekleiden. Weil man aber in kirchlichen Dingen leider meist an's Sparen gewöhnt ist, so läßt man wohl immer die Rückseite unbekleidet. Im

Uebrigen wird der Umfang des Altarkleides von der Beschaffenheit des Altarkörpers abhängen: ist dieser einfach aus Stein aufgemauert oder aus Holz gezimmert, so wird er natürlich einen ihn vollständig einhüllenden Umhang brauchen; ist er dagegen sorgfältig gegliedert, z. B. auf Säulen gestellt und aus edlem Gestein geformt oder sonst verziert, so wird man ihn natürlich nicht gern völlig verdecken wollen. Die Tischplatte freilich, und wenn sie von Marmor wäre, müßte mit einem Leinentuche überdeckt sein; im Uebrigen aber könnte man sich mit einem nur etwa spannenlang unter dem Leinentuch hervorragenden Behang begnügen, der nur die liturgische Farbe markiren, für Stickerei freilich kaum Raum bieten würde. Oder man könnte sich auf ein Antependium, d. i. auf eine Bekleidung der Stirnseite des Altars (das Frontale) beschränken, und die Seitenwände ganz frei lassen. Oder endlich, wenn auch das noch zu viel wäre, so ließe sich ein anderer schon öfter mit Erfolg betretener Ausweg einschlagen: man fertigt einen Streifen, etwa ein Drittel so breit wie der Altar, und in der Länge so, daß er die Altarplatte überdeckt und vorn bis zum Podest herabreicht. Dieser Antependienstreifen, wie wir ihn nennen können, erfüllt einen doppelten Zweck: auf der Platte kann er anstatt eines etwaigen Pultes oder einer besonderen Unterlage zur Aufnahme der Bibel und Agende dienen, und nach vorn bietet er Raum für eine, an dieser Stelle den Augen der ganzen Gemeinde zugewendete Stickerei. Was den Inhalt derselben, er bestehe in Spruch oder Sinnbild, anlangt, so verweisen wir auf das, was darüber § 32 im Allgemeinen gesagt ist, und bemerken nur, daß das Eine wie das Andere sich auf den Mittel- und Höhepunkt des gesammten Gottesdienstes, die Gemeinschaft in Christo, beziehen wird.

Zusatz. Weil die Platte des Altars ja ohnehin durch das Leinentuch bedeckt und darum eine Bedeckung mit farbigem Stoff überflüssig ist, so pflegt man den Umhang durch Heftel an den Rand des Altartisches zu befestigen. Von der Beschaffenheit der Altarschranken wird es dabei abhängen, ob dieser Umhang aus einem oder drei Stücken zu bestehen hat; die Schranken selbst aber werden öfters auch eines Behangs bedürfen, der jedoch selten durch Stickerei verziert werden wird, da es sich hier doch um ein untergeordnetes Bauglied handelt. Mehr

dagegen würde sie bei den s. g. Vorhaltetüchelchen angebracht sein, welche noch hie und da üblich sind, von Kirchendienern oder Chorknaben bei der Kommunion gehalten werden und in näherem Bezug zum Sakrament stehen. Darum wäre es eigentlich auch am schicklichsten, sie als Altartücher zu behandeln und aus Leinen zu fertigen, was aber nicht üblich ist.

Noch sind hier die Kniebänke zu erwähnen, obwohl diese nicht ein Stück der Altarbekleidung, sondern wie die Altarstufen zu behandeln sind, also mit Teppichstoff zu belegen oder zu beschlagen. Sie bieten ein sehr geeignetes Objekt für Straminstickerei.

Was den Taufstein anlangt, so wird er in vielen Fällen eines besonderen Behanges gar nicht bedürfen; will man ihn aber doch schmücken, oder ist er, wie es ja wohl auch vorkommt, so gar ungestaltet, daß es nöthig scheint, ihm eine Hülle zu geben, so pflegt man dies mittelst einer, nur den oberen Theil freilassenden Draperie zu thun oder man fertigt dafür eine völlig abgenähte Kappe, welche man überstürzt und die einen besonderen Deckel überflüssig macht. Einfacher und schöner dürfte ein quadratisches Tuch von entsprechender Größe sein, welches man ganz wie eine Tischdecke überbreitet und in freien Falten herabfallen läßt. Die Säume kann man mit Borden, Fransen oder gestickten Kanten besetzen, so reich als man will, oben aber bleibt eine glatte Fläche, welche mit einem Kreuze, einem Taufembleme oder Taufspruche bestickt werden kann.

Aehnlich wie mit dem Taufsteine verhält es sich mit der Kanzel. Es giebt da öfters große, alte Gebäude von Kanzeln, deren man sich, manchmal vielleicht mit Unrecht und aus Unkenntniß, schämt und die man daher ganz zu umhüllen für nöthig erachtet. Das kostet etwas viel Stoff, kann aber, wenn ein solcher Behang gut drapirt und verziert wird, recht stattlich aussehen. Besser jedoch, wenn er nicht nöthig ist. Selbst ein schmaler Behang der Kanzelbrüstung ist kein unbedingtes Erforderniß. Dagegen möchte das Kanzelpult nicht ohne eine in angemessener Größe überhängende Decke (nicht eine bloße Kappe) sein, und diese bietet den passendsten Platz für ein Emblem oder einen Lehrspruch. Ein solcher ist an der Kanzel besonders geeignet und kann auch, wenn die ganze Kanzel umhängt und dieser Behang nicht zu faltenreich

ist, an der Stirnseite der Kanzel angebracht werden, wofür sich hier noch mehr Raum darbietet.

In ganz ähnlicher Weise wie das Kanzelpult würde auch das Lesepult zu behängen sein, wenn es nicht etwa an sich schon besonders ziervoll ist.

Daß alle diese verschiedenen kirchlichen Gewandstücke in Stoff, Farbe und Verzierung zusammenstimmen und die Inschriften und Embleme sich gegenseitig ergänzen müssen, ist etwas, was nicht zu sagen noth thut. Dagegen ist Eins noch, was allen denen, welche sich neue Kirchengewänder anschaffen, nicht dringend genug empfohlen werden kann, nämlich die gleichzeitige Anschaffung von Schutzdecken oder s. g. Vespertüchern. Aus grauem Leinen gefertigt, vielleicht mit buntem Wollfaden einfach verziert, verursachen sie nur geringe Unkosten, und diese bezahlen sich in wenigen Jahren. Es ist jammerschade um schöne und vielleicht kostbare Gewänder, welche unter dem Einfluß von Luft und Licht in kurzer Zeit unscheinbar werden. Manche Stoffe und Farben sind dem mehr als andere ausgesetzt, aber nothwendig und nützlich ist dieser Schutz in allen Fällen, und die kleine Mühe des Anlegens und Abnehmens dieser Schutztücher sollte wenigstens kein Grund sein, von denselben abzusehen.

§ 54. Fuß- und Wandteppiche. (Anhang: Bahrentücher und Kirchenfahnen.)

Teppiche sind kein unentbehrliches, wohl aber ein recht wünschenswerthes Kirchenrequisit. Sie geben dem Gotteshause ein wohnlich behagliches, auch wohl festliches Ansehn, und der Fußboden ist ja oft der Art, daß er durch eine stoffliche Decke nur gewinnen kann. Im Schiff kann man sich mit einfachem Deckenstoff oder im Winter mit Strohmatten helfen; den Altarplatz, wo sich die Kommunikanten sammeln, insbesondere den Podest und die Stufen des Altars, wo der Liturg fungirt, sowie den Platz vor dem Altar, wo die Brautpaare und die Konfirmanden stehen und knieen, wird man gern etwas stattlicher bedecken. Man benutze dazu einen Teppichstoff mit einfachem geometrischen Muster in stumpfen Farbetönen, Holz- oder Stein-

farbe. Brillante Farben und pikante Muster, welche mit dem Charakter des Hauses und seinem Baustil nicht stimmen, stören nur und lenken den Blick ab. Besonders aber hüte man sich, den geschmacklosen Prunk unserer Salons in die Kirche zu tragen. Die Teppiche mit barocken Dessins, mit schwerfälligen Blumenguirlanden und Bouquets in ganz naturalistischer Weise, ja mit parkartigen Landschaften, japanesischen Häuschen und Teichen mit schwimmenden Schwänen sind als Sophateppiche eine Geschmacksverirrung, vor den Stufen des Altars aber geradezu abscheulich. Man hüte sich aber auch vor dem Gegentheil und denke nicht, ein kirchliches Kunstwerk zu schaffen, indem man willkürlich christliche Embleme anbringt, wo sie nicht hingehören, also nicht das Kreuz des Herrn, seinen Namenszug, die Symbole der heiligen Elemente u. s. w. da, wo sie mit Füßen getreten werden. Es gilt hier ganz dasselbe, was oben S. 205 von dem Fußboden gesagt worden ist. Ueberhaupt werden christliche Frauen, welche sich etwa vereinigen, Kirchenteppiche zu sticken, wohlthun, sich nicht an ein gewöhnliches Tapisseriegeschäft zu wenden, sondern sich von einem Künstler berathen zu lassen, dem auch ein christliches Verständniß beiwohnt. Schöne Aufgaben sind auf diesem Wege schon von unseren Paramentenvereinen gelöst worden.

Von Wandteppichen wird noch wenig zu sagen sein, ja man dürfte geneigt sein, sie geradezu unter die Luxusartikel zu rechnen. Sie sind das aber so wenig als die Wandgemälde, obwohl man freilich die einen wie die anderen sich nur selten wird erzeugen können. Vor den Kunstwerken des Pinsels haben diese Erzeugnisse des Webstuhls oder der Nadel noch den Vorzug, daß sie, wenn eine gute Vorrichtung zum Auf- und Abhängen getroffen ist, als ein wechselnder Schmuck für Festzeiten dienen können. Zunächst werden es die Wände des Chorraums oder nur der Apsis sein, welche um einen solchen Schmuck werben dürfen. Ein in der neuerbauten schönen Kirche zu Planitz bei Zwickau neuerdings gemachter und sehr gelungener Versuch lockt zur Nachfolge. Dort ist ein nach Zeichnung von E. Beck in England gewebter Teppichstoff, Löwen- und Adlermuster, verwendet, mit eingesetzten, in Stramin gestickten Streifen, die

fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen in charaktervollen Gestalten darstellend, aufgehängt. Einige gute Muster derartigen Teppichstoffs, zu Fuß- und Wandteppichen verwendbar, sind bei W. Röper in Leipzig zu mäßigen Preisen zu finden. Größere Auswahl dürfte Fröhlig und Löwen in Cöln bieten.

Unsere Kirche hält sich mit ihren Gottesdiensten fast ausschließlich hinter den Mauern ihrer Gotteshäuser. Processionen und derartige Festlichkeiten, bei denen sich kirchlicher Schmuck auf den Straßen zu entfalten Gelegenheit hätte, sind nicht üblich; doch sind in neuerer Zeit wohl auch bei festlichen Gelegenheiten öffentliche Aufzüge und dabei *Kirchenfahnen* zum Vorschein gekommen. Warum auch nicht? Nur sorge man dafür, daß diese Fahnen, oder besser *Banner*, auch wirklich Kirchenfahnen sind, nicht wie Schützen-, Sänger- oder Turnerfahnen aussehen, sondern einen kirchlichen Inhalt haben und im kirchlichen Stil entworfen und gearbeitet sind. Ist das der Fall, so verdienen sie dann auch, an geeignetem Orte in der Kirche aufgehangen zu werden und können auch da erbaulich wirken, sonst nicht.

Eine Veranlassung giebt es aber doch allenthalben, wo der Gottesdienst aus den Mauern der Kirche auf die Straße tritt und die Menge ihm ehrerbietig Raum giebt, das ist das kirchliche Begräbniß, und dabei fällt auch der Paramentik eine Aufgabe zu. Die bei den Leichenbestattungen über Sarg und Bahre gebreiteten Tücher, *Bahren-* oder *Leichentücher*, sind auf den Dörfern häufig sehr dürftig, und in den Städten, wo Innungen und Grabgesellschaften dafür sorgen, mitunter zwar sehr prächtig, aber selten wohl in demselben Maße geschmackvoll und noch seltener in kirchlichem Sinn und Geiste gestaltet. Und doch ist dafür gerade hier eine besonders passende Gelegenheit: es ist ein ziemlich großer Raum geboten, man wendet zu diesem Zwecke leichter etwas auf und an passenden Sprüchen und Emblemen, die hier angebracht werden können, ist kein Mangel, auch außer dem Kreuz, das auf keinem christlichen Sargtuche fehlen sollte.

Gesenkte Fackeln, Sanduhren und wohl gar Todtenköpfe und -gebeine, wie alle Bilder des Todes und der Vergänglichkeit müssen wir uns verbitten: auf christlichen Gräbern und bei Bestattung der Christen soll in Bild und Wort die Sprache des Lebens und der Hoffnung geredet werden und dafür steht uns in der heil. Schrift ein reicher Sprachschatz zu Gebote. Es wird nur darauf ankommen, daß Zeichner und Stickerin diesen Schatz zu verwenden wissen; und weil es zur Zeit noch sehr daran fehlt, so wäre es wohl angezeigt, wenn von einem berufenen Künstler Musterblätter dafür dargeboten würden.

§ 55. Die Lichtträger.

Der Gebrauch von Lichtern beim Gottesdienst datirt aus der ältesten Zeit und ist aus dem A. T. in das N. übergegangen. Es ist ein Irrthum zu meinen, er stamme aus der Zeit der Verfolgungen, wo sich die Christen mit ihrem Gottesdienste in die Katakomben flüchten mußten, und es sei, was dort durch die Nothwendigkeit geboten gewesen, später als eine lieb gewordene Gewohnheit und Erinnerung beibehalten worden. Auch aus dem Bedürfniß bei den nächtlichen Gottesdiensten, den Vigilien, erklärt sich dieser Gebrauch nicht allein; es lag demselben vielmehr, wenn nicht von Anfang, so doch frühzeitig eine symbolische Auffassung zum Grunde. „In allen Kirchen des Orients, sagt ein Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts (Hieronymus), auch ohne Rücksicht auf Reliquien der Märtyrer, wenn das Evangelium vorzulesen ist und die Sonne schon hervorstrahlt, zündet man Lichter an, nicht lediglich um das Dunkel zu erhellen, sondern als Ausdruck der Freude.“ Es fehlte der weitverbreiteten Sitte freilich auch nicht an Widerspruch: die rein verstandesmäßige Richtung, die später als Puritanismus aufgetreten ist, war auch in der alten Kirche vertreten und wollte in dem Gebrauch der Lichter einen Rest heidnischer Sitte finden. Sie mochte Recht haben gegenüber dem sinnlichen und kindischen Ergötzen am Lichterglanz, dem man später in der verweltlichten Kirche so weit nachgegeben hat, daß förmliche kirchliche Schaustellungen daraus geworden sind. Aber diese Excesse, wie sie

noch jetzt in der katholischen Kirche, namentlich romanischer Zunge, vorkommen, heben den rechten Gebrauch nicht auf, welcher ebenso auf der Symbolik der heiligen Schrift, als auf dem allgemein verbreiteten natürlichen Gefühl ruht.

Gott ist der Vater des Lichts, bei dem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist, — Licht ist sein Kleid, das er an hat, — Er wohnt in einem Lichte, da Niemand hinkommen kann, — Er läßt das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, — Er sprach: Es werde Licht, und es ward Licht, — Er giebt einen hellen Schein in unsere Herzen, — Er ruft: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt! — — so klingt es durch die ganze heilige Schrift, und wer mit der Schriftsprache vertraut ist, dem ist auch diese Bildersprache nicht fremd. Warum sollte es denn Unrecht sein, wenn diesen Anschauungen auch ein sinnlicher Ausdruck in unseren Kirchen und Gottesdiensten gegeben wird? Es war daher offenbar eine übertriebene Reaktion gegen den mit dem Heiligen- und Reliquiendienst zusammenhängenden theatralischen Pomp, welchen die römische Kirche mit den Lichtern getrieben, wenn die schweizerische und die ihr verwandte Reformation, wie sie die Bilder aus den Kirchen hinauswarf, so auch die Lichter beim Gottesdienst auslöschte. Die lutherische Kirche ist auch in diesem Stücke nicht so radikal verfahren und hat namentlich die Lichter auf dem Altar bei der Abendmahlsfeier beibehalten — an etlichen Orten brennen sie auch wohl während des ganzen Gottesdienstes — und wenn dieser Brauch zum guten Theil mehr auf geschichtlicher Vorstellung beruht, auf der Erinnerung an die Stiftung des Abendmahls, so verbindet sich doch damit auch das Gefühl erhöhter Feierlichkeit, und man würde sich diesen Brauch nicht gern nehmen lassen und zwar mit Recht. Dazu kommt die Unentbehrlichkeit der Beleuchtung bei von Alters her bestehenden wie neuerdings eingeführten Früh- und Spätgottesdiensten (Metten und Vespern).

Somit erwächst uns denn auch die Aufgabe, zu erwägen, wie wir die zur Beleuchtung der Kirche erforderlichen Geräthschaften in einer Weise herstellen, wie sie nicht blos dem speciellen Zwecke, sondern auch dem Charakter des Gebäudes und

Gottesdienstes entsprechen, und wir sind hierbei in der glücklichen Lage, aus früheren Zeiten die verschiedenartigsten und trefflichsten Vorbilder zu besitzen. Halten wir zunächst eine Umschau.

Dreierlei Formen sind es, die für unser Bedürfniß hauptsächlich in Betracht kommen: Hänge-, Stand- und Wandleuchter. In allen drei Formen hat sich das mittelalterliche Kunsthandwerk mit so entschiedenem Glück versucht, daß uns kaum etwas anderes übrig bleibt, als in seine Fußtapfen zu treten; eine neue Aufgabe dagegen stellt uns die Erfindung der Gasbeleuchtung, deren Verwendung für gottesdienstliche Zwecke abzuweisen kein vernünftiger Grund vorliegt.

Geräthschaften zur Beleuchtung (luminaria) finden sich bereits in frühester Zeit, und es wurde dabei solch ein Luxus entfaltet, daß schon eine Synode im Anfang des 4. Jahrh. dagegen einzuschreiten für nöthig fand, jedoch vergeblich. Es waren anfänglich Hängeleuchter, welche vor dem Presbyterium und über dem Altar von der Decke herabhingen und auf welchen Lichter oder Lampen angebracht wurden, zum Theil von gewaltigem Umfang, wie der von Papst Hadrian I. (772—790) der Peterskirche geschenkte, für 1370 Kerzen eingerichtete, oder von hohem Metallwerthe, wie der von Papst Leo III. († 816) in einer Kapelle der Basilika des heil. Andreas aufgehängte, 2 Pfund 3 Unzen an Gold schwer und mit Edelsteinen geschmückt. Solche Erzeugnisse des Luxus konnten nur die Habgier reizen und wir kennen sie daher nur aus den päpstlichen Schatzverzeichnissen, wo sie sich in Menge finden. Das Mittelalter bildete diese Hängeleuchter nur aus gewöhnlichem Metall, entfaltete dagegen an ihnen eine Kunst der Plastik und eine so reiche und sinnvolle Symbolik, wie kaum an einem anderen kirchlichen Geräth, und die uns verbliebenen Exemplare, namentlich der romanischen Periode, zählen zu den größten Meisterstücken der Guß- und Schmiedekunst. Sie führten verschiedene Namen, am häufigsten werden sie nach ihrer Grundform Kronen genannt, und unter diesem Namen, als Kronleuchter, sind sie bis auf unsere Tage gekommen.

Zusatz. Es sind in Deutschland aus der romanischen Periode vier derartige Kron- oder Radleuchter (coronae oder rotae) erhalten: zwei im Dome zu Hildesheim, ein größerer (20 F. im Durchmesser mit 72 Kerzenträgern und ein kleinerer, beide aus der Mitte des 11. Jahrh.); einer in der Abteikirche zu Comburg, gegen Mitte des 12. Jahrh. vollendet, 16 Fuß im Durchmesser, zu 48 Flammen; und einer im Münster zu Aachen, Geschenk des Kaisers Barbarossa und seiner Gemahlin Beatrix, 13 Fuß im Durchmesser und mit 48 Lichtträgern. Alle vier sind kreisrund, nur mit dem Unterschied, daß der Kreis des Letzteren, entsprechend der achteckigen Grundform des Münsters, aus acht Kreissegmenten gebildet wird. Sie geben sich durch ihre Gestalt, durch die ihnen zu Grunde liegende Zwölfform und, wenn noch ein Zweifel darüber sein könnte, durch die daran befindlichen hexametrischen Inschriften als Darstellung des himmlischen Jerusalems kund, von dem Paulus redet (Gal. 4, 26) und wie es Johannes im Gesichte schaute (Offenb. 21). Welch ein wunderbar schöner, erwecklicher Gedanke: das Abbild der triumphirenden Kirche, das Ziel aller Christenhoffnung, die Stadt des lebendigen Gottes, die keiner Sonne und keines Mondes bedarf, weil der Herr selbst ihr Licht ist und ihre Leuchte das Lamm, zu Häupten der kämpfenden Gemeinde auf Erden aufzuhängen und von da herab das Licht auf sie fallen zu lassen! Und mit welcher Kunst ist dieser schöne Gedanke durchgeführt, welche Fülle von Formen an diesem einen Geräth, und wie waltet da (z. B. an der Comburger corona) neben dem tiefsinnigsten Ernst der lieblichste Humor! Ein aus mehreren, z. Th. durchbrochenen, Bandstreifen bestehender breiter Reif, von Eisen oder Kupfer und vergoldet, auch wohl mit farbigen (an die Gründe des himmlischen Jerusalems Offenb. 21, 19 f. erinnernden) Steinen geziert und mit Zinnen gekrönt, stellt die Mauern der Stadt dar und ist zur Aufnahme der Lichter bestimmt. Dieser Mauerkreis wird durch zahlreiche Thürme und Thürmchen von durchbrochener Arbeit unterbrochen, in welchen silberne Statuetten, Propheten, Apostel, Heilige darstellend, stehen oder standen, und am Aachener Kronleuchter sind selbst die Unterflächen dieser Thürme mit figürlichen Darstellungen (biblischen Bildern und den acht Seligpreisungen) in gravirter Arbeit geziert. Von verschiedenen Punkten dieser riesigen Reife laufen Ketten aus, die sich zuletzt in einer einzigen vereinigen, an der sie aufgehängt sind. Näheres über diese Meisterwerke findet man in der Schrift von Bock: Der Kronleuchter des Kaiser Friedrich Barbarossa im Karolingischen Münster zu Aachen und die formverwandten Lichterkronen zu Hildesheim und Comburg. 1864.

Auch in die Zeit der Gothik gingen diese Radleuchter über und es finden sich deren noch an verschiedenen Orten in schönen Exemplaren. Aber bald kam eine andere Konstruktionsweise auf, darin bestehend, daß

aus einem kräftigen Mittelkern sich Leuchterarme entwickeln, wie die Zweige aus einem Stamm, in einer Reihe, auch wohl in mehreren Stockwerken übereinander. Der Mittelkörper erinnert noch an den Grundgedanken der älteren Kronen, das himmlische Jerusalem; es ist ein meist aus dem Sechseck gebildetes Thurmgebäude, nach unten in eine Konsole auslaufend mit einer Bekrönung, an der der Leuchter hängt. In der Zeit der überhandnehmenden Marienverehrung kommen dann die „Muttergottesleuchter" auf, an denen die Statue der auf dem Halbmond stehenden Marie den Mittelpunkt bildet. Die Mittelstücke sind zumeist aus Holz, die Leuchterarme aus polychromirtem und vergoldetem Schmiedeeisen, in geschwungenen Linien mit vegetabilischem Ornament. Engelfiguren tragen zuweilen die Leuchter, oder diese sind von Kronen umgeben. Auch im Gelbguß bildete man Hängeleuchter und ohne figuralen Schmuck, in reichen oder einfachen Formen mit architektonischem und freiem Ornament. Lange erhielten sich die alten Traditionen und als es schon abwärts ging mit dem alten Handwerk, gingen aus den Werkstätten der Gelbgießer noch schöne Hänge- wie andere Leuchter hervor, sodaß es allenthalben an tüchtigen Vorbildern nicht fehlt.

Neben den Kronleuchtern kommen frühzeitig auch die Standleuchter vor, candelabra oder cereostati, deutsch „Lichtstöcke" benannt, theils hohe nach dem Vorbilde der antiken Kandelaber gebildete säulenartige Leuchter von Stein, mit Theilen von Messing oder auch ganz in Bronceguß, theils gegossene Leuchter mit mehreren Armen (3, 5, 7) nach dem Muster des auf dem Triumphbogen des Titus dargestellten siebenarmigen Leuchters des jerusalemischen Tempels, welche in der Nähe des Altars aufgestellt wurden. Denkt man sich die Arme von dem Schafte des Leuchters gelöst und zur Erleuchtung der gesammten Kirche an den Pfeilern oder Wänden angebracht, so hat man die Wandleuchter mit einem oder mehreren beweglichen Armen, wie man sie namentlich gern an den 12 Weihekreuzen der Kirche anbrachte und davon Apostelleuchter nannte. Endlich ist noch der mancherlei geformten Gestelle zu gedenken, welche zur Aufnahme einer größern Anzahl von Lichtern dienten, und nach ihrer Form Spaliere, Eggen, Rechen (pergulae, herciae, rastella) genannt wurden.

Erst später wurde es allgemeine Sitte, unmittelbar auf den Altar Leuchter aufzustellen, aber wir haben deren sowohl aus der romanischen als der gothischen Stilperiode in reicher Auswahl,

die der ersten besonders klein aber ziervoll, die gothischen auch nur in mäßiger Größe und in einfacherer Bildung.

Vorzugsweise bediente man sich in der Kirche der Kerzen, aber es waren auch Oellampen im Gebrauch.

Zusatz. Die sogenannte „Irmensäule" im Dom zu Hildesheim, ohne den Sockel 8 Fuß hoch, ist ein Beispiel eines großen säulenförmigen Steinleuchters; dagegen versinnlichen uns der siebenarmige Leuchter im Dom zu Braunschweig, 14½ Fuß hoch und 7 Centner schwer, sowie der im Münster zu Essen, ohne den Marmorsockel 8 F. 2 Z. hoch, der erstere durch seinen reichen Fuß, der andere durch die ziervolle Entwicklung der Arme ausgezeichnet, die schönen Armleuchter aus der romanischen Periode, an denen es auch in der Gothik nicht fehlt. — Die Altarleuchter der romanischen Periode bestehen aus einem Fuße, der durch Rankenwerk und phantastische Thier- und Menschengestalten gebildet ist, — Unholde, welche verurtheilt sind, das ihnen verhaßte Licht zu tragen —, bei den kleinsten entwickelt sich der Lichtteller mit dem Stachel unmittelbar aus dem Fuß, bei andern durch Vermittlung eines Knaufes oder einer aus diesem aufsteigenden Röhre. Man hat sie winzig klein, den Kerzenstachel ungerechnet kaum 5 Zoll hoch und doch auch bis zur Höhe von 2½ Fuß. In der gothischen Zeit bildete man sie einfach, Fuß und Röhre glatt, diese nach Maßgabe der Größe durch wiederholte Scheiben unterbrochen, aber in schönen Verhältnissen. Doch finden sich auch Engelgestalten im Diakonengewande, den Leuchter auf dem Haupte, oder mit Candelaberstäben in den Händen. Diese Engelfiguren sind wohl auch aus Holz geschnitzt, während sonst die Leuchter fast ausschließlich aus Metallguß bestehen.

Nach dieser Umschau kann kein besserer Rath gegeben werden, als der, daß man sich allenthalben an die überlieferten mittelalterlichen Vorbilder anschließe, nach Form und Materie, denn was die spätere Zeit gebracht hat, ist entweder sehr roh und plump oder, soweit es sich um die bessern Erzeugnisse der Renaissance mit ihrer zum Theil sehr anerkennungswerthen Technik handelt, so schauen sie doch das für kirchliche Bildungen aufgeschlossene Auge so fremd an, daß wir bei Neuanschaffungen uns nicht werden dafür entscheiden können.

Was zunächst die Altarleuchter, welche beim lutherischen

Kultus nicht leicht fehlen werden, betrifft, so wird man sich fast überall mit einem Paare genügen lassen, obwohl es ja unverwehrt ist, wenn, wie hier und da geschieht, bei festlichen Gelegenheiten und auf größeren Altären auch ein zweites und drittes Paar in aufsteigender Höhe aufgestellt wird. Ihre Höhe überhaupt wird nach den Verhältnissen der Kirche, des Altars und des Krucifixes, das auf diesem steht, zu bemessen sein. Die niedlichen Leuchterchen der romanischen Periode würden nur etwa für die kleinen Nebenaltäre der Sakristeien (S. 229) zu verwenden sein, für den eigentlichen Altar verlangen wir schon Leuchter von der Höhe, daß sie etwas in die Gemeinde hineinleuchten. Zumal ein Altar ohne Aufsatz verträgt Krucifix und Leuchter von stattlicher Höhe; dabei kommt es noch darauf an, ob die Leuchter auf der Platte des Altars oder etwas erhöht stehen. — Das Material ist oben besprochen worden: demgemäß halten wir Silber für einen Luxus, den man sich nur gestatten darf, wo es sonst an nichts fehlt; wir widerrathen Zink, Gußeisen, Glas, Holzbronce, Plaqué, möchten Zinn wenigstens nicht empfehlen und verwenden uns vorzugsweise für Bronce, Messing, Tombak und deren Versilberung. Holz, als ein brennbarer Stoff, erscheint unnatürlich, auch wenn es durch eine metallene Dülle geschützt wird; doch möchten sich die aus Holz geschnitzten stehenden oder knieenden Engelfiguren, welche metallene Kandelaber in den Händen tragen und wie sich deren in Nürnberger Kirchen finden, nicht zu beanstanden sein.

Eigenthümlich ist es mit dem Kronleuchter ergangen. Dieses ursprünglich rein kirchliche Geräth hat bei seiner augenfälligen Zweckmäßigkeit seinen Weg aus den Kirchen in andere öffentliche und auch Privatgebäude genommen, in Paläste und Rathhäuser zunächst, dann in Theater, Koncert- und Ballsäle, und jetzt ist kaum eine Tabagie und Tanzsaal, die nicht ihren Kronleuchter hätte. Daß dieses edle, kirchliche Geräth durch solchen profanen Gebrauch auch eine ganz profane Gestalt angenommen hat, und daß es, seit in Folge des häufigern Gebrauchs die Fabrikation sich dessen bemächtigt hat, in geschmackloseſter, leichtfertigster und unsolidester Weise massenhaft gefertigt wird, —

das Alles möchte noch sein; aber das Schlimmste ist, daß es nun in dieser verwahrlosten Gestalt in die Kirchen zurückgewandert ist. Diese Kronleuchter in Zinkguß, Goldbronce und von böhmischen Glas sind ein Hauptstück von dem glitzernden Plunder, mit dem unsere Gemeinden irregeleitet worden sind. Es wird jetzt schwer halten, etwas wirklich Schönes und Solides an die Stelle desselben zu setzen, darum sehe man sich wenigstens bei Neuanschaffungen vor. In Rheinischen und Belgischen Werkstätten werden gediegene Hängeleuchter für Kirchen in Messing, sowie aus Schmiedeeisen und mit Holzkern gefertigt. Aus eigener langjähriger Erfahrung kann der Verf. die Werkstatt von W. Falger in Münster für Kirchenleuchter aller Art in Messing und Argentan empfehlen. Gute Formen und solide Arbeit bei mäßigen Preisen.

Wand-Armleuchter sind den Armen der Kronleuchter entsprechend zu bilden und es empfiehlt sich, sie nicht unmittelbar in die Wand einzuschrauben, sondern auf einem kreisrund oder im Vierpaß gebildeten Schilde. Sie eignen sich besonders zur Beleuchtung der untern Räume bei Früh- und Abendgottesdiensten und es ist hier wohl besonders am Platze, sich statt der Kerzen der Lampen und des Vortheils zu bedienen, welchen die neuentdeckten Mineralöle für die Beleuchtung gewähren, denn es wäre geradezu Pedanterie, die Benutzung dieser Beleuchtungsstoffe blos darum abzulehnen, weil man sie in der alten Zeit nicht gekannt hat.

Dasselbe gilt auch von der Benutzung des Leuchtgases, welches unter Umständen die größten Vortheile gewähren kann. Freilich macht dasselbe ganz neue Bildungen nöthig, aber das kirchliche Kunsthandwerk wird im Zeitalter der Erfindungen doch nicht so erfindungsarm sein, daß es nicht für den neuen Lichtstoff auch eine entsprechende Form finden sollte. Was bis daher geleistet worden, ist ziemlich dürftig und kindisch. Man leitet z. B. das Gas in Röhren an der Decke hin und von da in einen Kronleuchter, aus dessen in lackirtem Blech imitirten Kerzen man es ausströmen und brennen läßt. Eine armselige Täuschung. Bei Lampen unter Glasglocken möchte es eher passiren. Besonders aber dürfte die Gasbeleuchtung sich für

Lichtrechen und Lichtständer aus Schmiedeeisen eignen. Die leichten, luftigen Schwingungen, welche dieses erlaubt, charakterisiren den flüchtigen, überall hinleitbaren Lichtstoff vortrefflich und die dazu nöthigen Röhren lassen sich durch das geometrische oder nach vegetabilischen Motiven gebildete Ornament leicht und zierlich umkleiden. In der That eine schöne Aufgabe für unsere wieder auflebende Kunstschlosserei.

§ 55. Verschiedenes Geräth.

Unter dem verschiedenen kirchlichen Geräth, über das noch ein Wort zu sagen ist, müssen an erster Stelle die Tafeln genannt werden, an welchen die Ziffern der zu singenden Lieder angesteckt werden. Diese an hervorragenden Plätzen angebrachten „Liedertafeln" sind nicht gerade als eine Zierde der Kirche zu betrachten und würden in ihrer meist etwas rohen Gestalt geradezu anstößig sein, wenn man nicht zu sehr daran gewöhnt wäre; indeß sie sind unter unseren Verhältnissen völlig unentbehrlich, und es wäre deshalb nur schicklich, daß man sie etwas zierlicher gestaltete, etwa indem man sie in einen Rahmen faßt, ihnen eine Bekrönung giebt und mit dem übrigen Holzwerk in Uebereinstimmung bringt.

Ein Mehreres ist über ein anderes Stück des kirchlichen Inventars zu sagen, das wir für entbehrlich, überflüssig, ja sogar ungehörig halten müssen, und das doch nicht blos in den meisten Kirchen Hausrecht erlangt hat, sondern von vielen Gemeindegliedern mit ganz besonderer Vorliebe behandelt wird, — die leidigen Blumenvasen auf dem Altar. Seit wann, wie und warum sie sich diesen Platz erobert haben, weiß ich nicht zu sagen. Die alte Kirche hat davon nichts gewußt. Sie konnte um so weniger daran denken, einen solchen blosen Schmuck auf den Altar zu stellen, da sie überhaupt außer dem Sakramentsgeräth und dem Evangelienbuch nichts auf den Altartisch stellte, in den früheren Jahrhunderten nicht einmal das Kreuz und die Leuchter.

Zusatz. Eine Stelle aus dem Dichter Prudentius, auf die man sich berufen hat, beweist nur, daß man das unter dem Altar befind-

liche Märtyrergrab mit Blumen geschmückt hat, nicht den Altartisch selbst. — Uebrigens soll durchaus nicht Blumenschmuck in der Kirche abgewiesen werden, im Gegentheil wird es nur als höchst passend gefunden werden, wenn zumal einem alternden und schmucklosen Kirchlein von der Hand der Liebe an festlichen Tagen ein Schmuck angelegt wird, welcher den Gaben der Natur entlehnt ist. Insbesondere scheint diese Sitte aus naheliegenden Gründen am Erntefeste schicklich. Nur sollte auch dabei mit Vorsicht und Geschmack verfahren, es sollten also z. B. nicht die Festons ohne alle Rücksicht auf die architektonischen Linien des Gebäudes aufgehängt oder einem Heiligen ein Nagel in den Kopf getrieben werden, um einen Blumenkranz daran aufzuhängen. Auch sollte man diesen Blumenschmuck nicht so lange hängen lassen, bis er in's Gegentheil umartet.

Wer diesen Blumenvasen das Wort reden will, der versuche vor allen Dingen die liturgische Berechtigung derselben nachzuweisen, denn mit Sentimentalitäten ist nichts gethan. Man würde nur etwa eine symbolische Beziehung zum Altarsakrament geltend machen können und daran haben wohl die gedacht, welche in den Blumenvasen Weinlaub, Trauben und Kornähren aufgestellt haben. Das hat wenigstens einen Sinn, obwohl es nicht angemessen ist, neben die Elemente des Brodes und Weines erst noch die Pflanzen aufzustellen, denen diese entnommen sind. In Wahrheit hat man sich bei diesen Blumenvasen weiter gar nichts gedacht, als daß sie ein Festschmuck auf dem Tische des Herrn sein sollen, wie wir an festlichen Tagen unsere Tische mit Blumentöpfen und Tafelaufsätzen schmücken. Aber diese naheliegende Vergleichung ist es eben, weshalb wir uns gegen diesen dem Salon entlehnten Schmuck verwahren müssen, und dann: ist dieser Schmuck wirklich ein schöner und ein dauernd schöner auf dem Tische des Herrn? Es sind wohl ausnahmslos künstliche Blumen, welche man in den Blumenvasen aufstellt, und selten eigens dafür gefertigte, sondern derselben Art, wie die im Kopfputz unserer Frauen und in den Vasen unserer Prunksäle, aber eben darum, wie naturgetreu und kunstreich sie gefertigt sein mögen, fremdartig und störend an solcher Stätte. Wie vergänglich endlich ist dieser Schmuck! Unter dem Einfluß von Luft und Licht erbleichen schnell die frisch glänzenden Farben, die aus Papier, Wolle und verschiedenartigsten

Stoffen gefertigten Blumen aber sind die allergeeignetsten Staubbehälter und Wohnsitze für Fliegen, Spinnen und Motten, und wenn man dem möglichst entgegenarbeiten will und deshalb Glocken von Glas oder Gaze über diese Blumensträuße stürzt, so macht man übel nur ärger, denn damit tritt die Vergleichung von Altar und Nipptisch immer näher. Und nun endlich die Vasen selbst. Man sehe nach und entscheide, wie viele darunter nur einigermaßen der Stelle würdig sind, auf welcher sie stehen. Nicht wenige aber sind geradezu als ein Greuel an heiliger Stätte zu bezeichnen: es wird vielleicht als unglaublich erscheinen, ist aber Thatsache, daß auf einer dieser Porzellanvasen ein trunkener Silen, von Faunen getragen zu sehen war, wie denn überhaupt auf unseren Prunkgefäßen die Mythologie eine große Rolle spielt. Dergleichen wird nun von gedankenlosen Schenkgebern in den Läden gekauft und als Opfergabe auf den Altar gestellt, von devoten Pastoren aber dankbarlichst acceptirt und, wenn dergleichen gerügt wird, muß noch die Pietät als Vorwand dienen, die Entfernung zu beanstanden.

Solche Zustände — ein Bild mancher unserer Kirchenzustände überhaupt — rechtfertigen gewiß eine solche Philippika gegen die vergleichungsweise unschuldigen Blumenvasen.

Fassen wir nun das Uebrige kurz zusammen. Der lang bestandene, aber neuerdings als Kirchenstörer vielfach in Verruf gekommene „Klingelbeutel“ ist freilich nicht gerade ein sehr ästhetisches Geräth, und es dürfte nicht eben eine sehr dankbare Mühe sein, wenn man durch Vorschläge für seine bessere Gestaltung seiner Unbeliebtheit entgegenarbeiten wollte. Mehr dürfte es sich bei dem Opferstock, den Kollektentellern, -büchsen und -schemeln empfehlen, aber erst dann, wenn die Einsammlung von Liebesgaben zu einem würdigen liturgischen Akte gestaltet wird, wie dies in sehr erbaulicher Weise in dem Gottesdienste der anglikanischen Kirche geschieht.

Als ein sehr zweckmäßiges Mobiliar, das nirgends überflüssig und zugleich eine würdige Aufgabe für kunstreiche Tischler- und Schlosserarbeit wäre, ist endlich noch ein Sakristeischrank zur anständigen und sicheren Aufbewahrung der kirchlichen Ge-

fäße, Bücher und Gewänder zu bezeichnen. Sänger- oder Notenpulte müßten sehr stattlich gearbeitet sein, wenn ihnen ein Platz in der Kirche selbst oder auf dem Orgelchore eingeräumt werden sollte; andernfalls müssen sie sich gefallen lassen, in einem Nebenraume untergebracht zu werden, wie dergleichen für untergeordnetes Geräth gar sehr nöthig ist, damit nicht etwa die Sakristei oder ein Theil der Kirche selbst zur „Rumpelkammer" gemacht werde.

§ 57. Die Orgel.

Die Orgel ist ein Kunstwerk für sich und will als solches behandelt sein, weshalb wir uns hier billig alles dessen enthalten, was deren Technik betrifft. Man hat sich in dieser Hinsicht bei dem Baue einer Kirche von den speciellen Fachmännern berathen zu lassen und mit dem Orgelbaumeister besonders zu verhandeln, wobei nur darauf zu achten sein dürfte, daß die Orgel bei allem ihren hohen Werthe doch nur ein dienendes Glied in der Kirche sei, daß die Kirche nicht um der Orgel, sondern die Orgel um der Kirche willen gebaut wird, daß sie daher auch, was ihre Stärke und räumliche Ausdehnung betrifft, nicht über ihre Grenzen hinausgehen darf.

In der Mitte des 8. Jahrh. geschieht der Orgel zuerst Erwähnung: Pipin empfing eine solche als Geschenk aus Byzanz, man lernte sie aber bald in Deutschland bauen und im 9. Jahrh. wurden bereits deutsche Orgelbauer nach Italien begehrt. Vom 10. Jahrh. an finden sich Orgeln in den Kathedral-, auch in manchen Klosterkirchen und verbreiteten sich mit ihrer Vervollkommnung immer weiter. Die ältesten Orgeln waren höchst unvollkommene Werke, nur zum Intoniren bestimmt. Mit dem 15. Jahrh. aber tritt der Orgelbau in ein höheres Stadium, vorzüglich unter den Händen deutscher Meister, und bis in die neueste Zeit hat man gestrebt, den Wohllaut und die Leistungsfähigkeit dieses größten aller musikalischen Instrumente zu vervollkommnen. Als vorzügliche Meister des Orgelbaues in unseren Tagen gelten: Gebrüder Walcker (Söhne des berühmten Meisters) in Ludwigsburg und Ladegast in Weißenfels, in-

gleichen Ibach und Söhne in Barmen. In Sachsen werden vorzugsweise genannt: Jehmlich in Dresden, Stöckel in Dippoldiswalde, Kreuzbach in Borna, Eule in Bautzen. Im Uebrigen verweisen wir auf die Fachliteratur, in welcher das Werk von Töpfer „Orgelbaulehre" eine hervorragende Stelle einnimmt. Wir haben es hier nur mit der Stellung und der äußeren Gestalt der Orgel, dem s. g. Prospekt, zu thun.

Die Stellung der Orgel ist eine wichtige Frage, sowohl für sie selbst wie für das ganze Kirchengebäude, und es ist darauf bereits bei Entwerfung des Grundplanes Bedacht, wenn es möglich ist, auch bereits mit dem Orgelbauer Rücksprache zu nehmen, damit dieser die Räumlichkeiten, wie sie für seine Dispositionen die günstigsten sind, im Voraus bezeichnen kann. Unter ungünstigen Raumverhältnissen leidet entweder das Werk oder der Orgelbauer wird zu kostspieligen Aushilfen genöthigt.

Im Mittelalter befanden sich in größeren Kirchen öfters zwei Orgeln: eine größere auf einer Empore am Westende, eine kleinere im Chore oder auf dem Lettner zum Intoniren des Priestergesanges. Noch jetzt nimmt die Orgel in der Hofkirche zu Innsbruck diese Stelle ein. Zuweilen findet man sie auch an der nördlichen Langseite (z. B. im Dom zu Bamberg), ihre gewöhnlichste und allerdings angemessenste Stelle aber ist die westliche Giebelseite, dem Altar gerade gegenüber. Daß man sie hinter den Altar gesetzt hat, ist eine glücklicher Weise nur selten vorkommende Anomalie: sie findet sich dort in der Frauenkirche zu Dresden, einem rein akademischen Bauwerk, trefflich vielleicht als Koncertsaal, aber ohne jeden kirchlichen Gedanken. Die vorzugsweise westliche Stellung der Orgel hängt großentheils mit der Stellung des Thurmes oder der Thürme zusammen, welche ja auch meistentheils in Westen stehen und deren Inneres jedenfalls den besten Raum für die Bälgekammer bietet. In anderen Räumen, namentlich auf dem Dachboden, sind diese zu sehr dem Temperaturwechsel ausgesetzt. Wenn daher aus irgend welchen baulichen Gründen der Thurm eine seitliche Stellung erhält, wird es kein Bedenken haben, wenn die Orgel ihm dahin folgt. Als ungehörig ist es dagegen zu betrachten, wenn bei einer zwei-

thürmigen Anlage die Westfaçade im Innern durch die Orgel zugedeckt wird, weil dadurch der Zusammenhang zwischen Außen- und Innenbau zerstört wird. In St. Lorenz ist dieser Uebelstand dadurch beseitigt, daß das Orgelgehäuse zweitheilig ist und so für das bekannte, herrliche Radfenster an der Façade dieser Kirche Raum bleibt.

Was nun das Orgelgehäuse betrifft, so wird allerdings der Orgelbauer zu bestimmen haben, welchen Raum er braucht, welche Pfeifen am besten in den Prospekt passen und wie sie zu gruppiren sind, und der Baumeister wird diese Dispositionen, insofern sie von Einfluß auf das Werk sind, möglichst zu respektiren haben; andererseits scheint es kaum gerathen, den Entwurf des Prospektes dem Orgelbauer ganz zu überlassen; es wird im Gegentheil Sache des Baumeisters sein, ihn in Uebereinstimmung mit dem ganzen Bau, insbesondere mit der Holzarchitektur des Inneren bis in's Detail anzuordnen. An Vorbildern aus älterer Zeit ist kein Ueberfluß: es giebt zwar große Orgelgebäude, an denen Kunst und Pracht nicht gespart ist, ja die von Bildhauerarbeit und Vergoldung strotzen, aber gerade an den Orgelgehäusen hat sich der Allongenperückenstil in üppigster Fülle entfaltet, und der Witz dörflicher Bauhandwerker die geistreichsten Blüthen getrieben. (Der Preis gebührt ohne Zweifel jenem ehrsamen Meister, der das Orgelgehäuse der Kirche zu Z. bei L. mit zwei aus Bret geschnittenen Sirenen flankirte!) Will man nicht blos architektonischen Schmuck, sondern auch sinnigen Schmuck in Spruch und Bild, so wird es auch daran nicht fehlen: der König David mit der Harfe wird gern den Bischof Ambrosius und den Dr. Martinus neben sich an der Orgel sehen, und der Orgelpsalm 147 wird allein schon eine Fülle von Bildern und Sprüchen liefern.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die in der katholischen Kirche vorgeschriebene und auch bei uns hier und da getroffene Einrichtung, nach welcher der Organist dem Altar zugewendet spielt, sich aus Schicklichkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen so empfiehlt, daß man bei jeder neuen Anlage die nicht bedeutenden Mehrkosten nicht scheuen sollte.

§ 58. Die Glocken.

Wir dürfen nicht schließen, ohne ein Wort von der Glocke, dieser ehernen Stimme, gesagt zu haben, welche von der Höhe des Thurmes herab den Glauben der Gemeinde verkündigt, sie sammelt, in ihrem Namen Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung vor Gott bringt, mit ihr klagt und jubelt und das ganze geistliche Leben der Gemeinde und aller ihrer Glieder mit ihren Klängen begleitet, ja selbst in das bürgerliche Leben durch Stundenschlag, Sturm- und Festgeläute hineingreift. Auch hier zuvörderst ein kurzes Wort von der Geschichte der Glocken.

Die Tradition schreibt die Erfindung der Glocken dem Bischof Paulinus von Nola in Campanien 400 n. Chr. zu, wofür die Namen nola, campana (sonst auch signum, tintinnabulum) zu sprechen scheinen, geschichtliche Begründung aber fehlt. Das Wahrscheinlichste ist, daß, da Klingeln schon bei den Römern im häuslichen Gebrauche waren, auch wohl zur Zeichengebung bei öffentlichen Versammlungen dienten, frühzeitig schon durch Schellen zu den christlichen Gottesdiensten eingeladen wurde. Erwähnung geschieht ihrer zuerst im 6. Jahrhundert; nach Deutschland scheinen sie aus England herübergekommen zu sein, wo sie im 8. Jahrhundert in Kirchen und Klöstern vorkommen und in der Mitte des 9. Jahrhunderts sich im allgemeinen Gebrauche finden. Im Morgenlande fanden sie später und nur allmählich Aufnahme, und man hielt dort noch lange an dem uralten Gebrauche fest, durch Schlagen mit einem Hammer auf ein langes dünnes Bret nach einem gewissen Rhythmus das Zeichen zur gottesdienstlichen Versammlung zu geben, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken aber wurden sie fast gänzlich wieder ausgerottet und finden sich nur in entlegenen Klöstern, z. B. des Libanon und auf dem Berg Athos.

Die ältesten Glocken waren sehr klein, theils aus Eisen geschmiedet, theils gegossen. Eine noch in Köln aufbewahrte Glocke von hohem Alter, 13¾" im äußersten Umfang, 15½" hoch, ist nach Art der Kuhschellen gefertigt und besteht aus drei eisernen mit Kupfernägeln zusammengenieteten Platten. Die anfänglich auch kleinen broncenen Glocken nehmen bald an Schwere und

Dimensionen zu: im 11. und 12. Jahrhundert kommen schon ansehnliche Glocken vor und im 15. Jahrhundert wachsen sie zu riesigen Dimensionen an. Deutschland ist überaus reich an mittelalterlichen Glocken, wie aus den Inschriften zu ersehen: viele reichen noch in die Zeit der Majuskelschrift (schließt mit ca. 1360) hinauf, besonders aber ist die Zahl der aus dem 15. Jahrhundert stammenden überaus groß. Abgesehen von den Riesenglocken Rußlands (Moskau hat zwei, von 3962 und 1300 Centner) und China's (zu 1099 und 454 Centner) und der 418 Centner schweren Glocke des Domes zu Lissabon, ist die größte Glocke die des Olmützer Domes mit 358 Centner und 11′ Durchmesser. Andere große und berühmte Glocken Deutschlands sind: die große Glocke auf St. Stephan in Wien von 324 Centner Gewicht und 10′ Durchmesser und die „Pummerin" auf demselben Thurme von 208 Centner aus dem J. 1558, die Maria Gloriosa (nicht Susanna, wie man sie gewöhnlich nennt) des Domes zu Erfurt 275 Centner schwer, gegossen 1497 von Gerhard Wou de Campis, die Maxima des Magdeburger Domes mit 266 Centner, Siegesmundus auf dem Prager St. Veitsdom 227 Centner und Preciosa vom Kölner Dom 244 Centner schwer, endlich die große Glocke der Peterpaulskirche in Görlitz von 165 Centner, gegossen von Martin Hilliger aus Freiberg. Die Glockengießerfamilie Hilliger hat in Sachsen eine große Anzahl der noch vorhandenen Glocken aus dem 16. und 17. Jahrhundert gegossen. Die größte Glocke in Sachsen hat die Marienkirche in Schneeberg (159 Centner Gewicht, 7′ 6″ Durchmesser), demnächst die Nikolaikirche in Leipzig (114 Centner). Die der Kreuzkirche von Dresden mit 102 Centner Gewicht ist keine Läutglocke, sondern eine „Uhrschelle". Die Uhrschellen oder Schalen haben eine flache, sich mehr oder weniger der Halbkugel nähernde Gestalt und geben im Verhältniß zu ihrer Masse einen viel schärferen und durchdringenderen Ton als die Läutglocken.

Als besonders starke Geläute in Deutschland werden genannt: das des Domes zu Halberstadt mit 15, des St. Stephan in Wien mit 12, des Domes zu Braunschweig mit 11 Glocken (3 aus dem Jahre 1502, 6 aus dem Jahre 1506). Sämmtliche

6 Glocken des Merseburger Domes sind aus dem Mittelalter. Als das schönste Geläute wird das der Elisabethkirche in Marburg, aus sieben Glocken bestehend, bezeichnet.

Zusatz. Weiteres in geschichtlicher Beziehung und überhaupt Alles, was über Glocken zu wissen dem Leser wünschenswerth sein dürfte, findet er in der trefflichen Monographie von Otte, H., Glockenkunde, Leipzig 1854. Die spätere Literatur ist verzeichnet in desselben Verf. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie d. M. S. 243. Anm. 1.

Bei einer so wichtigen Angelegenheit, wie die Beschaffung neuer Glocken ist, sollte man wohl annehmen dürfen, daß die Gemeinden nicht sofort den zudringlichen Anerbietungen vagirender Glockengießer Gehör geben, sondern sich zuvor gründlich unterrichten und erkundigen, auch von dem leitenden Baumeister berathen und durch einen bestimmten Kontrakt sichern werden, und in dieser Voraussetzung erlassen wir uns eine ausführliche Besprechung dieser etwas weitführenden Materie und beschränken uns auf wenige Bemerkungen über das Glockengut, die Inschriften und das Aufhängen der Glocken.

Das Glockengut (Glockenspeise) besteht von den ältesten Zeiten her aus Bronce, einer Mischung oder Legirung von Kupfer und Zinn, etwa mit einer geringen Beimischung von Antimon. Was man häufig von Beimischung von Silber sagt, ist in den meisten Fällen Fabel. Eher ist das Zinn mit Blei legirt. Die Angaben über die Mischung des Glockenguts lauten äußerst verschieden: als das Zweckmäßigste wird eine Mischung von 4 Theilen Garkupfer und 1 Theil englischem Zinn erachtet.

Die Versuche, die Bronceglocken durch Glocken von Gußeisen zu ersetzen, sind bei dem rauhen Tone solcher Glocken und weil sie im Falle des Zerbrechens ganz werthlos sind, ohne Erfolg geblieben, ebensowenig hat das Stahlstab-Geläute in Deutschland Aufnahme gefunden. Dagegen scheinen die Gußstahlglocken, wie sie der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation liefert, eine große Zukunft zu haben. Nachdem sie lange Zeit mit den ihnen entgegentretenden Vorurtheilen zu kämpfen gehabt haben, anfänglich auch Unvollkommenheiten zeigten, ist jetzt deren Herstellung so vervollkommnet worden, daß immer

mehr neue Zeugen für dieselben auftreten. Was den Ton betrifft, sollen sie dermalen hinter den Bronceglocken nicht zurückstehen, an Festigkeit sie aber entschieden übertreffen. Amtlich beglaubigte Schlagproben lassen sie fast unzerstörbar erscheinen; auch leistet der Verein Garantie auf 5 Jahre und liefert auch später im Fall des Zerbrechens neue Glocken zum halben Preise; es ist jedoch dieser Fall bei einer Läuteglocke noch nicht eingetreten. Inschriften und Embleme können bei den Gußstahlglocken, wie bei den broncenen geliefert werden. Entscheidend dürfte für die Zukunft der bedeutend billigere Preis werden: sie berechnen sich bei ungefähr gleichem Gewicht wie die broncenen zu etwa $^2/_5$ des Preises von diesen, nämlich bei Glocken bis zu 2 Ctr. mit 80 Pf., bei Glocken bis zu 3 Ctr. mit 75 Pf. und bei solchen bis zu 300 Ctr. bis zu 65 Pf. pro Pfund loco Bochum.

Es soll hiermit durchaus noch keine Empfehlung der Bochumer Gußstahlglocken ausgesprochen, wohl aber zur Prüfung einer Erfindung aufgefordert sein, welche derselben jedenfalls vollkommen werth ist und die in unseren Gegenden noch lange nicht genug bekannt und beachtet zu sein scheint. Geleitet wurde der Verf. dabei vorzüglich durch das Urtheil des Dr. Giefers in der 4. Aufl. seiner S. 9 erwähnten Schrift, eines Mannes, dessen praktische Erfahrung und überaus nüchterner Sinn dieses Urtheil als ganz besonders beachtenswerth erscheinen lassen.

Was die auf den Glocken anzubringenden Inschriften belangt, so wird man bei der Wahl derselben auf die Geschichte des Ortes und Baues einer-, auf die Bestimmung der Glocken andererseits Rücksicht nehmen. Geschichtliche und chronologische Notizen sind gerade hier besonders an ihrem Platze und gern gesehen, nur sollte sich nicht persönliche Eitelkeit und Titelsucht breit machen; insbesondere aber wird auf treffend gewählte Bibel- und Sinnsprüche Bedacht zu nehmen sein. Man giebt wohl auch, obschon die s. g. Glockentaufe und Alles, was ihr ähnlich sieht, entschieden abzulehnen ist, den Glocken ihrer speciellen Bestimmung gemäß eigene Namen und gestattet sich auch den Gebrauch der alten Kirchensprache, des Latein, da es sich in seiner prägnanten Ausdrucksweise für Inschriften besonders gut

eignet. Sollen Verzierungen, Wappen, Embleme angebracht werden, so wäre es wohl angezeigt, dies nicht dem Glockengießer allein zu überlassen, sondern auch darüber ein künstlerisches Urtheil einzuholen.

Von großer Wichtigkeit für das Thurmgebäude, die leichte Läutebewegung der Glocken und den Effekt des Geläutes ist das Aufhängen der Glocken. Daß sie an den rechten Ort kommen, wo sich ihr Klang ungehindert ausbreiten kann, z. B. nicht durch das Dach eingeengt wird, darauf ist bereits bei Entwerfung des Bauriſſes Rücksicht zu nehmen. Es werden namentlich auch gehörig weite Schallöffnungen zu projektiren sein, und es dürfte räthlich sein, diese nicht durch Läden, deren Oeffnen leicht ununterbleibt, zu schließen, sondern durch Legung eines wasserdichten Glockenbodens Vorsorge zu treffen, daß das eindringende Regenwasser ohne Schaden für das Mauerwerk wieder abgeleitet wird. Bei der Ausführung wird sodann mit größter Sorgfalt darauf geachtet werden müssen, daß die beim Läuten entstehende Bewegung sich nicht den Thurmmauern mittheile, diese vielmehr gänzlich isolirt werden. Hierzu ist eine wichtige und sorgfältige Konstruktion des Glockenstuhls erforderlich und das Urtheil des Glockengießers neben dem des Baumeisters maßgebend.

Was schließlich das Aufhängen der Glocken selbst und das Verfahren beim Läuten derselben betrifft, so ist dies neuerdings Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen. Insbesondere ist das von dem Baumeister Ritter in Trier erfundene und patentirte System viel besprochen und verschieden beurtheilt worden. Als ein Vorzug desselben scheint ziemlich allgemein zugegeben zu sein, daß es die Anwendung größerer Glocken auch in engeren Räumen gestatte, durch Verminderung der Erschütterung die Thürme schütze und beim Läuten selbst weniger Kraftaufwand erfordere. Dagegen wird behauptet, daß es die Kraft und Schönheit des Tones beeinträchtige, und es sind in dieser Beziehung an Orten, wo es eingeführt worden ist, ziemlich starke Klagen laut geworden. Es sind daher bereits andere Projekte aufgetaucht und es scheint unter diesen Umständen Vorsicht doppelt geboten. In den einfacheren Fällen wird es wohl das Beste

sein, sich an das von Alters her Bewährte zu halten, und was außerordentliche Fälle und riesige Glocken betrifft, die hier nicht in Betracht kommen, so wird vielleicht die größte Glocke aus neuerer Zeit, die für den Dom zu Köln bestimmte „Kaiserglocke", die Lösung der Frage bringen, wenn es erst gelungen sein wird, ihr selbst das Band der Zunge zu lösen. Ihr Guß soll durchaus wohl gelungen, aber der Klöppel nicht zum Anschlagen zu bringen sein.

Erklärung

der in diesem Werke vorkommenden Kunstausdrücke.

Ein ähnliches Glossar findet sich angehängt an Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchl. Kunst. Leipzig 1855. — Höchst brauchbar für Kunstarchäologie überhaupt ist: Otte, Archäologisches Wörterbuch. Leipzig 1857. — Ausschließlich für Kirchenbau: Gerlach, Illustrirtes Wörterbuch der mittelalterl. Kirchenbaukunst. Stuttgart 1871. — Das ausführlichste Werk dieser Art: Müller und Mothes, Illustrirtes Archäologisches Wörterbuch, ist noch im Erscheinen begriffen. In dem folgenden Verzeichnisse ist da, wo die Erklärung im Texte gegeben ist, auf diesen verwiesen.

Abakus = Deckplatte eines Säulenkapitäls. S. 40.

Abfasen = abschrägen.

Ablauf, das aus einer halben Hohlkehle bestehende Verbindungsglied zwischen einer Fase oder Hohlkehle und dem Vollen. S. 54. Fig. 14.

Abseite = Seitenschiff.

Absis, s. Apsis.

Alba, das Meßhemd. S. 256.

Alt und Jung in der Steinmetzsprache = stark und schwach, z. B. alte und junge Pfosten oder Dienste. Daher verjüngen.

Altarhaus, der Theil der Kirche, wo der Altar steht, gewöhnlich Chor.

Altarschrein, S. 223 ff.

Ambo, das Lesepult. S. 31.

Amictus, das Schultertuch. S. 256.

Andreaskreuz, Schrägkreuz. S. 174.

Angeblendet = blind, nur zum Schein angelegt, von Fenstern, Thüren, Arkaden u. s. w. gebraucht.

Antependium, Altarvorsatz oder -vorhang. S. 269.

Antoniuskreuz, T-Kreuz. S. 174.

Apsis, Absis, Apside = Concha, Altarnische. S. 29.

Architrav, das Hauptgebälk, der auf der Deckplatte des Kapitäls aufliegende, die einzelnen Säulen nach der Länge verbindende Steinbalken.

Archivolte, die Einfassung der vorderen Ansicht eines Bogens. S. 32.
Arkade = Bogenstellung.
Arkaturen, Blendbogenstellungen.
Atrium, der mit Säulenstellungen umgebene Vorhof der Basilika.
Attika, Aufsatz über dem Hauptgesims eines Bauwerkes.
Aufriß, s. Bauriß.
Ausfugen, die Fugen eines Ziegelbaues ausstreichen.
Ausladung, das Hervorspringen und Heraustreten eines architektonischen Gliedes aus der Wandfläche.
Baldachin, Traghimmel, die hervorragende Bekrönung eines Bilderhauses (s. d.).
Balustrade, niedrige Wand oder Mauerschranke zur Einschließung eines abgesonderten Raumes.
Barokstil, S. 89.
Baptisterium = Taufkapelle.
Basilika, S. 27 ff.
Basis, der Fuß, Untersatz, besonders für die Säule. In der mittelalterlichen Kirchenbaukunst kommt besonders die **attische** Basis in Betracht. S. 53.
Basrelief, s. Relief.
Bauriß, Entwurf eines Gebäudes in Zeichnungen. Dazu gehört: 1. der **Grundriß**, 2. der (geometrische) **Aufriß**, 3. die (perspektivische) **Ansicht**. Bei 2 und auch bei 3 kommt auch der **Durchschnitt** nach Breite oder Länge in Betracht.
Berappen, eine Mauer mit Kalk rauh bewerfen.
Bilderhaus, **-blende**, **-nische**, eine Vertiefung in einer Wand ꝛc., mit einem Baldachin gekrönt, zur Aufnahme einer Bildsäule bestimmt.
Binder = Strecker, ein Stein, welcher seiner Länge nach einwärts in die Mauer gelegt wird. Gegensatz: **Läufer**.
Blende, eine flache Wandnische.
Blind, s. angeblendet.
Bogenfeld, die von dem Bogen eines Portals eingeschlossene Fläche. Vergl. **Tympanon**.
Bogenfenster, **-thüre**, ein Fenster, eine Thüre mit einem bogenförmigen (Rundbogen oder Spitzbogen) geschlossenen Sturz.
Bogenfries, S. 56.
Bündelpfeiler, ein mit Diensten (s. d.) besetzter gothischer Arkadenpfeiler.
Cancellen, Schranken vor dem Chor der altchristlichen Kirchen.
Cannelirung, die aus lothrechten Furchen oder **Cannelüren** bestehende Verzierung des Säulenschaftes.
Chor, der oder das, der für die Geistlichkeit bestimmte Theil der Kirche, das **Presbyterium** oder **Altarhaus** S. 31, von seiner erhöhten Lage auch „das hohe Chor" genannt.

Chorgestühl, die in Stifts- oder Klosterkirchen aufgestellten Sitze der Kleriker.

Chorhaupt = Chorschluß.

Chorhemd, superpelliceum, ein leinenes Ueberhemd der niederen Kleriker.

Chormantel, s. Pluviale. S. 257.

Ciborium, 1. Der Baldachin über dem Altar der alten Kirche. S. 223. 2. Das Speisegefäß für Aufbewahrung der geweihten Hostien. S. 246.

Ciseliren, Gußwerke mit dem Meisel bearbeiten.

Concha = Apsis, Altarnische. S. 29.

Dachkamm, S. 75.

Dachreiter, ein aus dem Dachfirst hervorragender, meist nur aus Zimmerwerk bestehender kleiner Thurm. S. 75.

Dalmatika, das Amtskleid des Diakonus. S. 257.

Deckplatte, s. Abakus.

Dekorativ, s. konstruktiv.

Dienste, die Halbsäulen oder Rundstäbe, welche, aus dem Kern eines gothischen Bündelpfeilers (s. d.) oder aus der Wand hervortretend, die Bögen und Rippen der Gewölbe tragen.

Dom, dominica sc. domus, gewöhnliche Bezeichnung einer Kathedrale.

Donator, Schenkgeber, Stifter eines kirchlichen Gegenstandes.

Doppelchor, Ost- und Westchor.

Dreiblatt, s. unter Paß.

Dreipaß, s. Paß.

Durchschnitt, s. Bauriß.

Eckblatt, S. 53.

Emblem, Sinnbild, sinnbildliches Attribut.

Entlastungsbogen, ein in der Mauer befindlicher Bogen, welcher den Zweck hat, das unter demselben befindliche Mauerwerk von der Wucht des darauf ruhenden zu entlasten.

Epistelseite, die Kelchseite des Altars, in der Regel die Südseite.

Eselsrücken oder **Kielbogen**, geschweifter Spitzbogen.

Evangelienseite, die Brodseite des Altars, in der Regel die Nordseite.

Façade, die Vorderseite eines Gebäudes.

Faltstuhl, eine Art von Bischofsstühlen, zum Zusammenklappen.

Fase, abgeschrägte Ecke.

Felderdecke, eine aus viereckigen, vertieften Feldern bestehende, durch Kreuzhölzer gebildete, getäfelte Balkendecke.

Fensterbank, -sohle, die horizontale, oft nach außen und innen abgeschrägte Grundfläche eines Fensters.

Fenstergewände, die vertikalen, gewöhnlich nach außen und innen abgeschrägten Seitenflächen eines Fensters.

Fenstersturz, die obere Bedeckung eines Fensters.

Fiale, gothische Spitzsäule zur Bekrönung der Strebepfeiler und Flankirung der Wimpergen (s. d.). Besteht aus dem Fuß, dem Leib oder dem Schaft und dem Riesen oder dem pyramidalen Dach und wird von der Kreuzblume (s. d.) bekrönt.

Fischblase, eine spätgothische Maßwerkform. S. 77.

Flanke, die Seite, Ecke eines Gebäudes; flankiren, zur Seite stehen.

Fließen, gebrannte Thonplatten zum Fußbodenbeleg.

Flucht, die Baulinie.

Flügelaltar, S. 225.

Fries, der mittlere Theil des antiken Säulengebälks; eine Bordüre, fortlaufende, bandartige Verzierung.

Fugenschnitt, diejenige Bearbeitung der Werksteine, wodurch sich dieselben ohne Bindemittel in Mauern und Wölbungen zu halten im Stande sind.

Füllung, eine vertiefte, mit einer höheren Einfassung umgebene Fläche. Daher Füllmauer, Bogenfüllung.

Gaden = Stockwerk; daher Lichtgaden (s. d.).

Galerie, ein Raum länger als breit, Laufgang.

Gekuppelt = verbunden; von Säulen, Fenstern u. s. w.

Gestelzt, s. überhöht.

Gewölbejoch, eine von zwei Gurtbögen (s. d.) begrenzte Hauptabtheilung eines überwölbten Raumes.

Gewölberippen, die das Gerippe eines Kreuzgewölbes bildenden Gurtbögen, namentlich die Kreuzgurte.

Gewölbekappen, die das Gerippe eines Gurtgewölbes ausfüllenden sphärischen Mauerflächen.

Giebelblumen, die im gothischen Stil an den Schenkeln der Giebel, Wimpergen, Pyramiden ꝛc., angebrachten Pflanzenverzierungen.

Giebelreiter, ein kleiner Thurm auf der Giebelspitze des Gebäudes.

Grate, die durch den Zusammenstoß zweier Gewölbekappen entstehende Kanten-Gierung, Naht.

Gratgewölbe, ein Kreuzgewölbe.

Grisaille, einfachste Glasmalerei, Teppichmuster in schwarzer Zeichnung.

Grundriß, s. Bauriß.

Gurtbögen, Bögen, welche das Gerippe der Gurtgewölbe bilden: Quergurte, Längengurte, Kreuzgurte. S. 52.

Gurtsims, ein Gesims, welches ein Gebäude horizontal, in Stockwerke theilt.

Gurtgewölbe, ein Kreuzgewölbe (s. d.), dessen Gerippe aus mehr oder weniger gegliederten Gurtbögen besteht, über denen Kappen eingewölbt sind.

Hallenkirche, s. S. 70.

Haut- oder Hochrelief, s. Relief.

Helm, hohes spitzes Thurmdach, meist achteckig.

Herrgottshäuschen, s. Sakramentshaus.

Hohlkehle, ein eingezogenes Glied, eigentlich ein Halbkreis.

Hufeisenbogen, ein Rundbogen, dessen Schenkel über den Halbkreis hinaus verlängert sind, dem arabischen Baustil entlehnt.

Joch, im Kirchenbau ein von zwei Gurtbögen mit ihren Trägern begrenzter Theil des Gebäudes.

Kämpfer, ein auf dem Kapitäl einer Säule oder auf einem Pfeiler ruhendes oder auch aus der Mauer hervortretendes bauliches Glied, welches einen Bogen trägt.

Kapitäl, der Knauf einer Säule oder eines Pfeilers. Von den antiken Kapitälen kommt das dorische nie, das ionische selten, am öftersten das korinthische oder das daraus gebildete römische oder Kompositkapitäl vor. Eigenthümliche Bildungen der christlichen Baukunst sind das byzantinische S. 40, das Würfelkapitäl S. 54, und das gothische S. 72.

Kappe, s. Gewölbekappe.

Karnies, ein aus einem konkaven und konvexen Theile zusammengesetztes bauliches Glied.

Kassetten, die vertieften Felder einer Felderdecke.

Kasula, das Meßgewand. S. 256.

Kleeblattgrundriß, S. 50.

Kleeblattkreuz, ein Kreuz, welches an dem Ende kleeblattartig schließt.

Konfessio, der unter dem Altar der altchristlichen Kirchen befindliche Raum zur Aufnahme der Märtyrergebeine. S. 223.

Konsole = Tragstein, Kragstein, ein aus der Wand hervorragendes Glied, dazu bestimmt, andere Architekturglieder zu stützen, oder auch Bildsäulen aufzunehmen, über denen sich dann ein Baldachin erhebt.

Konstruktiv heißt in der Baukunst das durch den inneren Zusammenhang der einzelnen Theile Bedingte, organisch auseinander Entwickelte, im Gegensatz zu dem blos als Schmuck dienenden Dekorativen.

Korporale, Leintuch. S. 268.

Kragstein = Konsole.

Krabbe, s. Giebelblume.

Kreuzarme, die nördlich und südlich von der Vierung auslaufenden Theile des Querbaues der Kirche.

Kreuzblume, die kreuzförmig sich öffnende Blume auf den Spitzen der gothischen Giebel und Fialen.

Kreuzgewölbe, S. 51.

Kreuznimbus, der Nimbus, in welchem ein gleichseitiges Kreuz steht.

Krönung, die oberste Gliederung eines Bauwerkes.

Krypta, Unterkirche. S. 49. 61.

Kuppel, die halbkugelförmige oder paraboliſche Ueberwölbung eines Raumes.

Laienaltar, altare crucis, der durch die Einschiebung des den Hauptaltar verdeckenden Lettners nöthig gewordene, unter dem großen Scheidbogen befindliche Altar.

Langhaus, der westliche Haupttheil der Kirche, zum Unterschied vom Altarhause (Chor) und Querhause.

Lanzetbogen, hoher, schmaler Spitzbogen.

Laterne, ein kleiner, durchbrochener Aufsatz auf einem Kuppel- oder Thurmdache.

Laubwerk, die aus den Blättern einheimischer Pflanzen bestehende Verzierung der gothischen Kapitäle.

Läufer, Gegensatz von Binder (s. d.).

Laufgang, schmale Galerie, inner- und außerhalb der Kirchen. S. 50.

Legende, Umschrift auf Münzen, Siegeln, Schüsseln und sonstigen Geräthen.

Leibung (oder Laibung), die innere Fläche eines Bogens, auch Fenster- und Thürgewändes.

Lisenen, S. 56.

Lettner, lectorium. S. 48.

Lichtgaden, Fensterstockwerk. S. 50.

Lünette, ein halbkreisförmiges Feld, z. B. das Bogenfeld über einer Rundbogenthür = Tympanon.

Majuskelschrift, die aus lauter großen Buchstaben bestehende frühgothische, ca. 1200—1360, anfänglich einfachere, später verschnörkelte Zierschrift.

Marquetterie, Holzmosaik.

Maßwerk, Kombination von geometrischen Figuren zur Füllung von Flächen, besonders der Fenster.

Minuskelschrift, die aus kleinen, eckigen Buchstaben bestehende spätgothische Zierschrift, die Grundlage unserer Frakturschrift.

Mitra, Bischofsmütze. S. 257.

Monogramm, Namenszug.

Monolith, eine Säule aus einem Stück gehauen.

Monstranz, Gefäß zur Aufbewahrung der Hostie.

Mosaik, musivische Arbeit, durch Zusammensetzung von verschiedenfarbigen Steinchen oder Glasstiften hergestellte Malerei.

Münster, der und das, ursprünglich von Kloster- oder Stiftskirchen, dann auch hier und da von Kathedralen und selbst von größeren Pfarrkirchen gebraucht.

Narthex, S. 31.

Nasen, die zur Ausfüllung der Zwickel dienenden Verbindungsglieder in dem gothischen Maßwerk.

Nebenapsiden, S. 49.

Netzgewölbe, eine spätere Ausartung des Sterngewölbes (s. d.).

Niello, Gravirung in Silber, welche mit schwarzem Schmelz ausgefüllt ist.
Nimbus, Heiligenschein, scheibenförmiger Zierrath um das Haupt der Heiligen.
Nische, eine halbrunde, mit einem Bogen überdeckte Vertiefung in der Wand.
Nonnenchor, S. 50.
Oberfrontale = retabulum. S. 224.
Oratorium, Bethaus, Kapelle.
Orientirung, Richtung der Kirche von West nach Ost.
Paradies, S. 34.
Paramente, Gewänder der Geistlichen und zur Bekleidung der heiligen Stätten.
Paß, eine von Kreisbögen begrenzte Maßwerkform (s. d.), Drei-Vier-, Fünfpaß u. s. w., aus dem Dreieck, Viereck ꝛc. konstruirt. Wenn statt des Kreisbogens der Spitzbogen angewendet wird, so entsteht das Dreiblatt, Vierblatt u. s. w.
Pendentif, s. Schlußstein.
Pfeiler, senkrechte gemauerte oder auch gehauene Stütze, meist viereckig, aber auch polygon und rund.
Pfeilerbasilika, eine Basilika, deren Arkaden auf Pfeilern ruhen. Gegensatz: Säulenbasilika.
Pfosten, die steinernen Stäbe, welche die gothischen Fenster theilen.
Pilaster, Wandpfeiler. S. 55.
Platte, ein starkes, gerades Glied; wenn sie von sehr geringer Höhe ist, Plättchen.
Plinte, Plinthus. S. 53.
Polychrom, mit verschiedenen Farben bemalt.
Portal, Haupteingang.
Postament, Fußgestell einer Säule ꝛc.
Predella, Altarstaffel. S. 225.
Presbyterium = Chor. S. 30.
Profilirt, gegliedert.
Prothesis = Kredenztisch. S. 25.
Pultdach, ein halbes Dach, welches sich an eine senkrechte Wand lehnt.
Querhaus = Querschiff.
Radfenster, die Rundfenster der Uebergangszeit und Frühgothik, von deren Mitte nach der Peripherie Stäbe wie die Speichen eines Rades ausgehen. S. 62.
Relief, erhabene Arbeit, die sich auf einem Hintergrunde erhebt: Hautrelief, wenn sie sich fast frei, Basrelief, wenn sie sich um weniger als die Hälfte ihrer Körperlichkeit darüber erhebt.
Reliquiarium, Gefäß zur Aufbewahrung von Reliquien.
Renaissance, S. 84.
Retabulum = Oberfrontale. S. 224.

Riese, s. Fiale.
Rococo oder Zopfstil, S. 90.
Rundbogenfries, S. 56.
Rundstab, ein im vollen Halbkreis ausgebogenes Glied.
Sakramentshaus, S. 225 f.
Salvatorbild, Darstellung des verherrlichten Christus.
Sanktuarium = Chor.
Satteldach, ein gewöhnliches zweiseitiges Dach.
Säule, senkrechte, cylindrische Stütze, besteht aus dem Fuß (s. Sockel und Basis), Schaft und Knauf oder Kapitäl.
Säulenbündel, s. Bündelpfeiler.
Schalldeckel, S. 215.
Scheidbögen, die Arkadenbögen, auf denen die Scheidmauern ruhen.
Schiff = Langhaus. S. 110.
Schildbogen und Schildwand. S. 51.
Schlußstein, der letzte Stein eines Gewölbes, welcher das Ganze in Spannung erhält. Wenn er zapfenartig herabhängt, heißt er Pendentif.
Siglen, die Anfangsbuchstaben von Wörtern statt der ganzen Wörter, z. B. INRI oder *IXΘYΣ*.
Sockel = Plinthus, die vierkantige Platte, auf welcher die Säule oder deren Basis ruht.
Spandrille = Zwickel.
Speisegefäß = Ciborium.
Spitzbogen, S. 68.
Spruchband, ein Bandstreifen zur Aufnahme einer Inschrift, vorzüglich in den Händen dargestellter Personen.
Sterngewölbe, ein zusammengesetztes Kreuzgewölbe, Sterne oder ähnliche Figuren bildend.
Stiftskirche, eine mit einem Kollegiatstift verbundene Kirche.
Strebebögen und
Strebepfeiler, S. 68..
Strecken = Binder.
Tabernakel = ciborium, der Baldachin über dem Altar; der in der Altarwand befindliche Schrank, worin die Monstranz aufbewahrt wird; auch = Sakramentshaus.
Tambour, S. 40.
Temporamalerei, Malerei in Leimfarbe.
Terracotta, plastische Arbeiten aus gebrannter Erde.
Titel, 1. Inschrift über dem Kreuz. 2. Titel einer Kirche ist der Name des Heiligen, dem sie geweiht ist (der Titelheilige).
Tonnengewölbe, S. 51.
Tribune = Apsis. S. 28 f. Auch = Empore.
Triforium, S. 71.

Triptychon, Flügelaltar mit zwei Thüren, also aus drei Theilen bestehend.

Triumphbogen, S. 29.

Triumphalkreuz, S. 49.

Tympanon, Giebeldreieck; Thürlunette, Thürbogenfeld. S. 56.

Uebergangsstil, S. 61.

Unterchor, der untere Theil des Chors, für die Sänger und niederen Kleriker bestimmt.

Verkröpft heißt ein wagerechtes Gesims, welches um ein senkrechtes Bauglied herumgeführt wird.

Vierpaß, s. Paß.

Vierung, S. 48.

Walmdach, ein Dach, das anstatt der senkrechten Giebelwände an beiden Seiten schräge Dachflächen (Walme) hat.

Wandelaltar, S. 225.

Wandpfeiler, Gegensatz des freistehenden Pfeilers.

Wasserschlag, **Wasserschräge**, die schräge, mit einer Hohlkehle unterschnittene Abdachung der Strebepfeiler und Gesimsgurte.

Wasserspeier, Ausgüsse der Dachrinnen in phantastischer Thiergestalt.

Widerlager, die Hintermauerung einer Ueberwölbung, welche dem Seitenschub widersteht und das Ausweichen verhindert.

Wimberge, auch Wimperge, S. 74.

Wulst = Viertelstab.

Würfelkapitäl, S. 54.

Zwerggalerie, eine in der Mauerstärke angebrachte Galerie unter dem Dache der romanischen Kirchen.

Zwergsäulen, kleine Säulen, wie sie bei den Zwerggalerien oder in Thurmfenstern vorkommen.

Zwickel, die sphärischen Dreiecke, welche bei den Gewölben oder bei Arkadenbögen vorkommen, jene Pendentifs, diese Spandrillen genannt.

Im Verlage von Dörffling & Franke in Leipzig erschienen ferner:

Musterblätter

für

kirchliche Stickerei

von

Martin Eugen Beck.

12 Blatt grösstes Quartformat in Mappe.

Nebst Text:

Altarschmuck.

Ein Beitrag zur Paramentik in der evangelischen Kirche

von

Lic. Moritz Meurer.

$6^3/_4$ Bogen 8°. 1868. Preis 9 Mark.

NB. Der Text: Altarschmuck von Meurer ist auch apart zu haben und kostet 1 Mark 50 Pf.

Albrecht Dürer.

Zwei Vorträge mit Erläuterungen

von

Dr. Chr. Ernst Luthardt.

5 Bogen gr. 8° auf feinstem Chamois-Velin mit einem sauber ausgeführten Holzschnitt: Dürer's Selbstportrait nach einem Stich von F. Forster.

Preis 1 Mk. 60 Pf.

Allen Freunden alter deutscher Art und Kunst gewidmet.

Gesammelte Vorträge

verschiedenen Inhalts

von

D. Christoph Ernst Luthardt.

26 Bogen 8. Preis 6 Mark.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

3 2044 038 388 138

BOSTON
WINTER STREET